



Wandel  
der Zeiten



# Wandel der Zeiten.



Vier Erzählungen.

Vom Verfasser der

„Erinnerungen eines Deutschen Officiers“.



Enge Schranken. — Stärkere Gewalten. — Morgendämmerung. —  
Gute Tage.



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

1888.

---

**Das Recht der Uebersetzung bleibt vorbehalten.**

---

ISBN 978-3-662-29903-6      ISBN 978-3-662-30047-3 (eBook)  
DOI 10.1007/978-3-662-30047-3

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1888

# Inhalt:

	Seite
Enge Schranken . . . . .	1
Stärkere Gewalten . . . . .	119
Morgendämmerung . . . . .	275
Gute Tage . . . . .	359



# Enge Schranken.





Die Kirchenguhr verkündete die zehnte Stunde, als der Doctor Klaus, der Leibarzt des Fürsten, aus dem vornehmsten Gasthose der Residenz auf die dunkle Straße trat. Der Regen schlug ihm entgegen. In der einen Hand die Laterne, mußte er mit der anderen den Hut auf dem Kopfe, welcher seine langen weißen Haare gleich einem Kometenschweife nach sich zog, festhalten. Der alte Mann ging sommerlich, unbedeckten Halses, obgleich es schon September und die Luft rauh war. Mit den langen spitzen Schößen des Kleidrocks trieb der Sturm ein sonderbares Spiel.

Durch das gewölbte Stadtthor wanderte er nach seiner Wohnung, welche der Landesherr ihm in einem der kleinen Häuser hinter dem fürstlichen Rükchengarten angewiesen hatte.

Er riegelte die Hausthür hinter sich zu, hing den nassen Hut an den dazu bestimmten Nagel und folgte der Magd, die mit dem Talglichte voranschritt, in sein Zimmer. Sie stellte den messingenen Tellerleuchter auf den Schreibtisch. Dann holte sie eine große, frisch gefüllte Wasserflasche. „Nun schlafe sie wohl,“ sagte er

und ging in seine Schlafkammer nebenan. Die Wohnstube wäre für die meisten Leute seines Standes in hohem Grade ungemüthlich gewesen. Seit Jahren war für ihre schlichten Wände, gefalzte Decke und tannenen Fußdielen nichts geschehen. Durch Fenster- und Thürrißen drang der Wind. Die weißen, blau bemalten Kacheln des Ofens hatten zahlreiche Brüche. Das Mobilien war fast ärmlich. Der Schreibtisch stand als hervorragendstes Stück in der Mitte; ein langer Tisch mit ärztlichen und physikalischen Geräthen, darüber eine schwarzwälder Uhr, und Bücherbretter füllten die Wände. Zum Sitzen waren nur zwei grobe, ungepolsterte Lehnstühle bei dem Schreibtische vorhanden.

Auf diesem stand eine Gypsbüste, vorn mit einem Ordenstern, hinten mit einem Kopfe, der einzige Kunstgegenstand in der Behausung. Sie stellte den Fürsten dar, welcher sie vor Jahren auf Reisen anfertigen ließ. Wenn das flackernde Licht seinen stärksten Schein auf sie warf, sah man, daß sie von der Zeit ergraut und von vielen Tintenflecken getroffen war.

Der Fürst war in diesem Jahre 1830 in sein drei- undsechzigstes Lebensjahr getreten, etwas jünger als sein ehemaliger Spielgenosse und jetziger Leibarzt, der sich mit so schlechter Einrichtung behalf. Letzteres hatte mehrere Ursachen. Erstens herrschte in dem Städtchen überhaupt die größte Einfachheit, deren Erhaltung der Fürst sich angelegen sein ließ. Zweitens hatte der Doctor keine große Einnahme; Arme behandelte er unentgeltlich. Drittens gab er viel für gemeinnützige Zwecke aus, die sonst nicht zu erreichen waren. Kürzlich erst hatte er

an den Straßen Tonnen mit daranhängendem Becher aufstellen lassen, die er aus der guten Quelle des nahen Berges füllen ließ, weil er das Wassertrinken für heilsam, die Stadtbrunnen aber für schlecht hielt. Was er nach solchen Ausgaben erübrigen konnte, ging für die Bereicherung seiner Bibliothek und naturwissenschaftlichen Sammlung in die nächste größere Stadt außer Landes, und dieses verdachten Viele dem verdienst- und liebevollen Manne.

Seit der Pariser Juli-Revolution sah er der kommenden Zeit mit Spannung entgegen. Aus längst vergangenen Tagen tauchten seine Ideale und neben ihnen die trüben Bilder der Schreckenszeit auf. Er wünschte Manches anders, als es war, liebte aber seinen Fürsten und fürchtete, daß der Aufruhr auch an dessen stilles Schloß poche. Unter solchen Umständen hatte er die Gewohnheit, Abends bei seinen Büchern zu bleiben, aufgegeben und ging zu später Stunde nach dem Gasthause in den Herrenklub, weil derselbe drei Zeitungen hielt.

Jetzt kam er aus der Kammer, in trockenen Kleidern, aber gleichem Anzuge wie vorhin: blauem Kleidrock mit goldenen Knöpfen, welche den Namenszug des Fürsten trugen, und schwarzen Hosen, die unten in den gelberänderten Stulpstiefeln steckten. Er hielt zwei, aus Hirsch- und Rehgeweih zusammengesetzte Leuchter und zwei Wachskerzen in der Hand, stellte die Leuchter auf den Tisch, die Kerzen darauf und zündete Letztere an; dann ergriff er, in Gedanken vertieft, die Lichtscheere, „Was er nur von mir will?“ und pußte das Talglicht aus. „Die Leuchter hat er mir geschenkt, als er noch



das Drehfeln bei Meister Klinger lernte und stolz auf seine erste Jagdbeute war. — Gut ist er, aber wild. Herzlich gut ist er. Wie treu hat er die Prinzessin gepflegt! Nun ist sie bald ein Jahr todt. — Wegen einer Heirath kommt er nicht zu mir. Ob er hören will, wie es in der französischen Schreckenszeit herging? Das wird es sein. Er ist nicht so sehr wie Serenissimus gegen Neuerungen eingenommen. Und wer weiß, welche Nachrichten er hat. Solche Herren erfahren mehr aus der Welt als unsereins.“

Die Cule auf der Uhr hob schnarrend ihre großen Flügel und schrie elfmal. Der Doctor ergriff das eine Licht und trug es in die Schlafkammer. Dann ging er hin und her und horchte bei jeder Wendung an der Thür, welche von da in den Garten führte. — Endlich wurde draußen leise angeklopft. Er öffnete und ließ einen großen Mann mit schwarzem Vollbart ein, der Hut und Mantel abnahm, den Regen abschüttelte und dem Doctor die Hand reichte. Sie gingen in das Wohnzimmer.

Während der Wirth das Licht auf den früheren Platz stellte, sah der Gast sich verwundert um. Dann sprach er: „Ich war seit meinen Knabenjahren nicht hier, der Baumeister, wie es scheint, ebenso lange nicht. Sie wohnen ja abscheulich, Herr Doctor!“

Klaus ließ erschrocken seine Augen denselben Weg wie der Andere über Decke und Wände machen und sagte hierauf: „Durchlaucht haben recht, es sieht böß aus. Ich habe auf dergleichen kein Acht.“

„Sieht es in den anderen Zimmern ebenso aus?“

„Ich weiß nicht. Ich benutze nur noch eins jenseits des Vorplatzes zum Essen und für meine Seidenraupen. Oben bin ich noch nicht gewesen.“

„Da wird es nicht besser sein. Sie müssen dem Fürsten sagen, wie miserabel die Wohnung ist. Die Häuser verfallen lassen, um die Reparaturen zu sparen, ist eine verkehrte Dekonomie. — Aber kommen wir auf den Gegenstand meines Besuchs.“

Er ließ sich auf den einen Stuhl nieder, und Klaus sagte, indem er sich auf den anderen setzte: „Ein sehr interessanter Gegenstand.“

„Wie so?“ rief der Prinz. „Wissen Sie, weshalb ich kam?“

Jetzt, da er in gleicher Höhe und demselben Lichte wie die Büste seines Vaters erschien, sah man die Gleichheit der eigenthümlichen Kopfform. Trotzdem er wohl zehn Jahre mehr als der junge Fürst damals zählte, auch der Bart die Züge zum Theil verdeckte, fiel die Ähnlichkeit auf. Das Gesicht war nicht schön; es lag aber Verstand und eine Schwermuth darin, welche es anziehend machten, und der energische Ausdruck paßte zu der hohen kräftigen Gestalt des stattlichen Mannes.

Er blickte mit seinen dunklen Augen so fest auf den Doctor, daß dieser etwas zaghaft antwortete: „Ich glaube, wegen der französischen Revolution.“

Der Prinz warf seinen Oberkörper zurück, unterdrückte jedoch seine Lust zum Lachen und sagte höflich: „Sie irren. Aber dieser Gegenstand ist interessanter. Was denken Sie über die Folgen der Pariser Revolution?“

„Ich weiß nicht, was ich denken soll, gnädiger Herr. Unruhe ist in der Welt und in Deutschland erklärlich genug. Ohne Sorge bin ich nicht.“

„Lieber Doctor, Sie lesen jetzt Abends zu viel Zeitungen. Sie sind einer von den Wenigen im Fürstenthum, die sich um das Ausland kümmern. Obgleich ich trotz der abscheulichen Wege die Grenze nach jeder Richtung in einem mäßigen Ritze erreiche, reißt fast Niemand. Als wäre das Land mit einer Mauer umgeben — eine Zollmauer hat es ja — so abgeschlossen leben die Unterthanen meines Vaters. Deren Blick ist auf das Residenzschloß gerichtet, von dem die Meisten abhängen. Keine Weltbegebenheit rührt die Gemüther auf, oder sind sie erregt, so beschwichtigt sie ein Hofereigniß. Außerdem hat mein Vater nur einen Demagogen, den Advokaten Mündling, und der hat keine Praxis.“

Klaus entgegnete: „Die Verfassung ist den deutschen Staaten durch die Bundesacte zugesichert.“ —

„Verfassung!“ unterbrach ihn der Prinz. „Sind meines Vaters Bauern reif für eine Verfassung?“

„Wohl noch nicht; aber man könnte Einiges thun, um sie weiter zu führen. Und die Stadtbewohner verlangen mehr.“

„Was denn? — Könnten die sich allein helfen ohne meinen Vater, der wohl im Kleinen spart, aber immer nach Bedarf hilft? — Ich gebe zu, oft spät, um nicht zu sagen: zu spät.“

„Man hört aus anderen Städten arge Dinge. In Braunschweig hat der Herzog mit dem Militär seine

Residenz verlassen und bombardirt sie. So hat heute ein Reisender dem Postmeister erzählt.“

„Es sind dort so arge Dinge geschehen, daß man sich nicht wundern darf, wenn Alles aus Rand und Band geht. Aber glauben Sie doch das dumme Zeug nicht, was Schildhorn sich aufbinden läßt und weiter erzählt.“

Der alte Klaus war verlezt und da er nichts zu entgegnen mußte, schenkte er sich ein Glas Wasser ein. Der Prinz hat, um ihn zu versöhnen, auch um eins, trank es aus und hat sogleich mit den Worten: „Das Wasser ist sehr gut,“ um ein zweites. „Doch nun zu meiner Sache. Sie sollen mir bei dem Fürsten helfen. Ich halte es hier nicht mehr aus. Ich will Löwen jagen.“

„Das muß schön sein!“ rief der Doctor.

„Hören Sie! Seit meine Frau todt ist, füllt hier nichts mein Leben aus. Mein Vater regiert und ist gut gegen meine Mutter und Schwester. Krieg bekommen wir nicht und für das Garnisonleben bei meinem preussischen Regiment bin ich zu alt.“

Sein Zuhörer bewegte zustimmend den Kopf.

„Vater versteht mich nicht. Er verweigert die Reise, sie wäre zu theuer. Das ist sie nicht; Geld haben wir zum Ueberfluß. Wenn ich hier bleibe, werde ich verdrießlich und heftig, verderbe die Laune im Hause und schade dadurch der Gesundheit meiner Eltern, besonders meiner nervösen Mutter. Deshalb sollen Sie dem Fürsten zureden, daß er mich reisen läßt.“

„Ich kann Eurer Durchlaucht nicht widersprechen. Es ist kein thörichtes Beginnen, sondern kann ein nütz-

liches werden, wenn Herren wie Sie fremde Welttheile besuchen, vorausgesetzt, daß Sie die kostspielige Reise gehörig vorbereitet antreten."

„Ich studire darüber schon lange.“

„Durchlaucht müssen aber auch die richtigen Begleiter wählen. Ich reiste selbst gern mit, wenn ich nicht bei Ihrer Familie bleiben müßte.“ Hier gab der Prinz Zeichen von Zustimmung. „Ihr Herr Vater ist freilich zweiundsechzig Jahr alt, indeß gesund und bleibt es, soviel Menschen vorausfagen können, noch lange. Gleiches kann ich von der Frau Fürstin sagen. Häusliche Verdrießlichkeiten schaden, wenn sie andauern, — und begonnen haben sie wohl schon?“ sprach er etwas leiser, indem er einen fragenden Blick auf seinen Besuch richtete. „Denn Durchlaucht haben noch Ihre leidenschaftliche Natur, die immer stärker zum Ausbruch kommen würde, wenn Ihre Kräfte in unserem stillen Orte brach lägen. Ich werde als Arzt dem Fürsten rathen, Ihren Plan zu genehmigen.“

„Nur nicht zu rasch! Sie wissen, Vater ändert seine Ansichten, wenn überhaupt, sehr langsam. Ueberdies sehe ich aus der Correspondenz mit den gelehrten Männern, deren Begleitung ich vorbereite, daß wir vor December nicht fort kommen. Länger ist aber meines Bleibens nicht!“

In diesem Augenblicke begann es hinter dem Redenden zu schnarren; er sah sich verwundert um. Die Cule über der Uhr hob ihre Flügel; es schlug Mitternacht.

„Wir müssen schlafen gehen. Ich werde Ihnen mehr von meinen Plänen sagen. Heute kam ich heimlich,

weil die Leute im Schlosse über Alles schwätzen und sich wundern würden, daß ich gesunder Mensch so lange unter vier Augen mit Ihnen conferirte.“ Er stand auf, griff in der Kammer nach Mantel und Hut und ging zur Gartenthür hinaus, welche der Doctor hinter ihm zuschloß. Dabei stieß der in einige Aufregung gekommene alte Mann den Leuchter, den er trug, entzwei. Er schalt sich, weil das Geschenk ihm lieb war. Doch war die Beschädigung nicht groß. „Das soll Meister Klinger gleich heute repariren.“

Der Erbprinz durchheilte die Gärten, nahm aber nicht den nächsten Weg nach dem Schlosse, sondern bog in eine Allee ein, auf deren alten Linden der Regen prasselte. Sie führte in ein Wäldchen, durch welches er an den Schloßgraben gelangte. Hier bestieg er einen Nachen und ruderte hinüber.

Der Schloßflügel war dunkel. An seiner Ecke trat ein Thurm hervor. Dorthin leitete der Prinz den Kahn. Er landete an einer Mauer, schwang sich auf diese hinauf und legte die Kette des Fahrzeugs an einem Steine fest. Dann drückte er eine kleine Pforte in dem Eckthurm auf und ging hinein.

---

Der Tag begann heiterer, als der vorige geendet hatte. Der Wind hatte sich gelegt, und am Mittage schien die Sonne hell und warm.

Um diese Zeit pflegten die Herren der zweiten Gesellschaft — der ersten nach der Hofgesellschaft — in die

Apothekc einzutreten und ein Gläschen „Rosenwasser“, nach dem Apotheker Rose so genannt, zu trinken. Nicht allein der vorzügliche Liqueur, sondern auch die Augenweide aus diesem Eckhause der Hauptstraße und des Marktplatzes lockte zu solchem Besuch.

„Wer ist denn bei Klinger's krank, da geht ja der Wasserdoctor ins Haus?“ fragte der Advokat Mündling, indem er sich nach Herrn Rose umwandte.

„Weiß nicht, Herr Mündling. — Sie, Herr Doctor, sollten nicht leiden, daß Ihr alter Colleague Wasserdoctor genannt wird. Freilich verschreibt er nicht viel Medicin, aber er ist doch ein gelehrter Herr.“

Der Doctor Neider beachtete diese Anrede nicht, sondern sprach: „Der Doctor Klaus hatte ein Packet unter dem Arm; er ist wohl nur in die Werkstatt gegangen.“

„Guten Morgen!“ sagte ein jetzt eintretender langer und steifer Mann, der vormalige Lieutenant in dem fürstlichen Militär und jetzige Thurn- und Taxis'sche Postmeister Schildhorn. Und „Guten Morgen!“ sagte sein Begleiter, ein ganz kleiner buckeliger Mann, der Corrector Bürger. Der Gruß wurde erwidert. Dann fragte der Advokat Mündling: „Sind neue Nachrichten aus Braunschweig da?“

„Keine,“ antwortete der Postmeister und richtete, finster blickend, seine Gestalt zu höherem Ernst noch gerader auf.

„Die Censur sorgt dafür, daß mir nichts erfahren,“ spottete Mündling und drehte sich auf dem Hacken um.

„Aber in Berlin ist Cholera morbus!“ sprach Schildhorn.

„Was?“ riefen der Advokat und der Arzt.

„Cholera morbus! Ich habe es in Serenissimi Zeitung eigenhändig gelesen.“

Der Conrector, welcher auch einen Blick in diese Zeitung, ehe sie nach dem Schlosse geschickt wurde, zu werfen pflegte, bestätigte mit Nicken des Kopfes die schreckliche Nachricht seines Freundes und folgte diesem nach dem Ladentische, hinter welchem der Apotheker mit Flasche und Gläsern bereit stand. Beide tranken ihr Glas. Der Postmeister setzte das geleerte wieder auf den Tisch, zog die Augenbrauen in die Höhe, wischte sich mit der Hand den Mund ab und stieß einen klagenden Ton aus. Da der Apotheker lächelte, rief er: „Sie können wohl lachen, Herr Rose. Sie werden noch reicher, wenn wir die Cholera haben.“

„Dies wohl nicht,“ wandte der Conrector ein. „Ich habe einmal gelesen, daß Medicin bei dieser furchtbaren asiatischen Pest nicht gegeben wird. In einer Stunde ist der gesündeste Mensch todt.“

„Eine fürchterliche Krankheit ist es,“ äußerte der Arzt. „Gräßlich!“ rief der Advokat.

„Durch Angst macht man die Sache nur schlimmer,“ sagte hierauf Herr Rose. „Das Beste ist, nicht daran zu denken und von anderen Dingen zu sprechen.“

„Das ist ganz richtig,“ bestätigte der Arzt.

„Haben Sie keine anderen Neuigkeiten?“ fragte Mündling den Postmeister.

„Eigentlich nicht. In der Zeitung steht wieder 'was



von eisernen Straßen in England, wo die Wagen von Wasserdampf gezogen werden. So ein großer Britanier kommt von seinen Schrullen nicht los.“

„Man soll schneller darauf fahren als auf der besten Chaussée,“ meinte der Apotheker.

„Unsinn! Solche Einrichtungen sind gar nicht zu bezahlen,“ versetzte Schildhorn.

„Na, billig sind Sie auch nicht,“ warf der Advokat diesem vor.

„Nicht billig?“ entgegnete der Postmeister. „Durch das ganze Fürstenthum schreiben Sie für einen Guten-groschen, wo die Post geht. Ich muß nach Haus. Es ist eine Extrapost per Staffette bestellt, vier Pferde. Den Wagen bringt die Herrschaft mit.“

„Wer hat bestellt?“

„Kann nicht sagen. Es wird Jemand aus Berlin sein. Wer kommt sonst aus der Richtung mit Extrapost? — Wohl zu speisen!“ In der Thür drehte er sich noch einmal um. „Der Wagen fährt hier vorbei.“

Er war rechtzeitig nach Hause gekommen, denn bald darauf fuhr ein schwer bepakter Reisewagen heran und hielt vor der Post. Born saßen zwei Diener, darin zwei Herren, die nicht ausstiegen. Nur der eine Diener stieg ab und ging, um Zahlung zu leisten, in das Postbureau. Andere Pferde wurden vorgehängt. Schildhorn erschien, die Mütze in der Hand, vor der Thür. Der Wagen fuhr ab, und der Postillon stimmte ein lustiges Lied an.

In diesem Augenblick kam der Erbprinz die Straße gegangen. Er warf einen Blick in den Wagen, erstaunte,

machte eine Bewegung, als wolle er grüßen, unterließ dies aber, weil der eine Herr in dem Wagen sich in die Ecke zurückwarf. Als der Prinz bei dem sich verbeugenden Postmeister angekommen war, blieb er stehen und winkte ihn die Stufen vor der Hausthür herunter. „Wer sind die Herren in der Extrapost?“

„Euer Durchlaucht kann ich genauen Bescheid nicht geben, ich vermuthete aus Berlin.“

„Sprechen Sie lieber nicht davon,“ äußerte der Prinz, ging weiter und bog in einen, nach dem Schlosse führenden Fußweg ein. Hier begegnete er dem Doctor Klaus, der grüßend zur Seite trat und den Prinzen vorbeigehen lassen wollte. Dieser sah sich um, sie waren allein. Er legte seinen Arm in den des Doctors und flüsterte ihm in's Ohr: „Der Herzog von Braunschweig hat seine Hauptstadt verlassen, bombardirt sie aber nicht, sondern passirt soeben meines Vaters Residenz. Behalten Sie dies für sich,“ ließ den überraschten Leibarzt los und schritt davon. —

Als die Herren in der Apotheke den Postillon blasen hörten, gingen sie auf die Straße. Der Wagen fuhr auf dem schlechten Pflaster nicht schnell, so daß die Reisenden länger sichtbar blieben.

„Das ist ein preußischer Prinz; ich habe ihn in Berlin gesehen,“ versicherte Mündling.

„Er wird vor der Cholera geflohen sein,“ meinte der Conrector.

„Wir wollen Schildhorn fragen,“ sagte der Doctor Meider, und sie gingen nach der Post.

„Welcher preußische Prinz ist in der Extrapost?“ fragte Mündling.

„Ich darf nichts sagen,“ antwortete der Postmeister und warf die Augenbrauen in die Höhe.

---

Der Erbprinz hatte sich, da er allein war, einem Nachdenken hingegeben, welches nicht wohlthut, einem traurigen Grübeln über die eigene Lage. Er lebte sehr einsam im Schlosse, fast ganz allein, und den nächsten Umgang mußte er verbergen. In seiner Familie herrschte ein schlichter Sinn, der nicht ahnen ließ, daß auch Unrecht geschehe in den alten Mauern.

Die Schildwache an der Schloßbrücke rief: „Wache heraus!“

„Ist der Fürst nach Hause gekommen?“ fragte der Prinz den Unteroffizier.

„Noch nicht, Euer Durchlaucht.“

An diesem äußeren Schloßhofe lag die von dem Fürsten und der Fürstin bewohnte Hauptfront des schmucklosen zweistöckigen Schlosses, welches in drei verschiedenen Zeitperioden entstanden war. Die Hauptfront und an ihrem Ende die Kapelle mit dem spitzen Glockenthurm gehörten der mittleren Periode an; die beiden Flügel, um welche sich jetzt der Schloßgarten zog, stammten von der alten Burg, und den neuesten, dem Wäldchen gegenüber am Graben liegenden Theil zwischen der Kapelle und dem alten stumpfen Eckthurm hatte der Vater des Fürsten zur Vervollständigung des Vierecks beginnen lassen.

Dieser Bau war von der Kriegszeit unterbrochen worden, nur unter Dach gebracht und noch nicht vollendet. In dem oberen Stock der alten Burg war der Flügel zunächst am Eckthurm für die Familie des Erbprinzen eingerichtet, den anderen bewohnte die Prinzessin Mathilde.

Als der Prinz nahe am Schlosse war, erhob sich eine Dame von ihrem Sitz am Fenster und verneigte sich vor ihm. Er erwiderte hinaufblickend den Gruß und ging in den Garten, worin seine Schwester mit der Hofdame der verstorbenen Erbprinzessin, Beide in Halbtrauer, promenirte.

Prinzeß Mathilde hatte die Dreißig noch um zwei Jahre mehr überschritten, als ihr Bruder. Sie sah ihm ähnlich; nur prägte sich in ihren Zügen nicht allein dieselbe Gutmüthigkeit, sondern auch Zufriedenheit aus.

Die Hofdame war eine Italienerin aus alter florentiner Familie, mit der verstorbenen Erbprinzessin aufgewachsen und dieser nach Deutschland gefolgt. Ihre Gestalt war reizend, ihr Gesicht regelmäßig, mit einem melancholischen Ausdruck; ihre lebhaften Augen und der kleine, energisch geschlossene Mund sehr schön.

Der Prinz schritt den Damen nach, die auf dem Lieblingswege der Prinzessin, von dem man auf die Berge sah, am Wasser entlang gingen. Die Hofdame wandte sich um, warf ihm einen schnellen, glühenden Blick zu und machte eine leichte, anmuthige Verbeugung. Die Prinzessin blieb stehen und rief ihm ein fröhliches „Guten Morgen!“ entgegen. Er reichte Beiden die Hand. „Guten Morgen, Mathilde. Guten Morgen,

Fräulein Lucia. Ein herrlicher Tag! Wollen wir in den Wald fahren?“

„Heute kann ich nicht fort, lieber Bruder,“ antwortete die Prinzessin, weiter gehend. „Ich erwarte meine kleinen Freundinnen zur Näh- und Strickstunde, und sie nehmen darauf nicht gern gleich Abschied; aber morgen bin ich frei.“

„Dann morgen.“

„Vielleicht wünschen auch die Eltern, das schöne Wetter zu benutzen, ich werde sie fragen,“ entgegnete seine Schwester. Sie waren an die andere Seite des Schlosses gelangt und befanden sich unter den Fenstern des Erbprinzen bei dem in den Garten eingeschnittenen kleinen Hafen, worin einige Ruderboote lagen.

„Und wäre es noch so schön, von nächster Woche an haben wir keine Sommerwohnung,“ sagte der Prinz und wies über die Terrasse auf die Zimmer des Erdgeschosses, welche der Fürst am Tage der Jagderöffnung schließen ließ. „Pünktlichkeit regiert die Welt.“

Die Prinzessin lächelte.

Während dieses Gesprächs kam die Dame, welche vorhin den Prinzen durch das Fenster begrüßt hatte, Fräulein Hermine von Lippstahl, die Hofdame der Fürstin. Sie kleidete und geberdete sich naiv, wozu ihre dreißig Jahre und üppigen Formen wenig paßten, und suchte gern die Gesellschaft des Erbprinzen. An diesen richtete sie nach den ersten Verneigungen, sich überrascht stellend, die Worte: „Durchlaucht schienen so eilig, ich glaubte Sie wären in Ihre Wohnung gegangen.“ Und den Damen sagte sie: „Ich habe mich einen Augenblick

beurlaubt; die Frau Fürstin macht Toilette, und hier ist es so schön.“

Jetzt zeigte die Prinzessin nach drei Reitern auf der Bergstraße. „Da kommt Vater.“

„Ich muß ihn sprechen,“ sagte der Erbprinz, grüßte die Damen und verließ den Garten. Nicht lange nachher verabschiedete sich Fräulein von Lippstahl.

Als sie gegangen war, fing Prinzess Mathilde an: „Die Arme langweilt sich. Das ist ja leider erklärlich bei ihrer Gebundenheit und unserem stillen Leben. Mit den Damen hat sie sich ausgesprochen und von den jungen Männern, welche sie außer meinem armen Bruder sieht, begnügt Herr von Herrlich sich gegen uns mit der schuldigen Höflichkeit, und Herr von Sanfft folgt ihrer Aufforderung! nur halb. Er machte lieber Ihnen den Hof.“

„Durchlaucht!“ entgegnete leise Lucia.

„Er ist eine gute Partie. Die Fürstin schätzt ihn.“

„Ich liebe ihn nicht,“ sprach, als die Prinzessin schwieg, nach einer Pause die Hofdame. „Gestatten Durchlaucht, daß ich Ihnen den Wunsch ausspreche, mein Vaterland wieder aufzusuchen. Seit ich es das letzte Mal verließ, sind drei Jahre verflossen und hier, wohin mich die Liebe der Erbprinzessin führte, fesselt mich wohl die Güte Eurer Durchlaucht, doch keine Pflicht mehr.“

„Ich begreife, daß Ihre schöne Heimath Sie lockt, liebe Lucia. Als Sie vor vier Jahren jene Reise antraten, ließen Sie hier einen glücklichen Kreis zurück; denn meine Schwägerin schien von langer, schwerer Krankheit genesen.“ Sie schwieg einen Augenblick, dann

fuhr sie fort: „Indem Sie sagten, daß ich Sie fesseln, sprachen Sie mir liebe Worte. Reisen Sie nach Italien, aber kehren Sie zu mir zurück. Ich möchte Sie ganz um mich behalten. Sie sollen mir helfen, manches Nützliche zu vollbringen. Und gewiß, wir werden uns nicht langweilen.“

„Gewiß nicht. Ich komme gern zu Ihnen, Durchlaucht,“ antwortete Lucia mit freudigem Ausdruck. „Ist doch eigentlich meine Heimath hier. — In Florenz bin ich verwaist und fremd. Und dennoch muß ich die weite Reise machen, den italienischen Himmel und meiner Eltern Grab wiedersehen. Nach einem Jahre komme ich zu Ihnen. Dann will ich Ihrer schönen Thätigkeit mich dankbar widmen, das Glück des Wohlthuns mit Ihnen genießen.“

„Das Schicksal hat mich durch einen großen Schmerz zu der stillen Freudigkeit geleitet, in der ich jetzt lebe,“ sprach hierauf die Prinzessin. „Als mein Vetter, der mir zum Gemahl bestimmte, geliebte Mann gestorben war, glaubte ich, nichts könne die Verzweiflung meines Herzens besänftigen. Die Liebe meiner guten Mutter, meines theueren, damals noch jugendlichen Bruders waren machtlos gegen meinen Schmerz. Da führte mein Vater mich in eine nützliche Thätigkeit allmählich ein. Ich mußte ihm vorlesen, Auszüge aus Büchern machen. Dann überließ er mir die Beantwortung zuerst unbedeutender, darauf erheblicherer Briefe, welche von Künstlern und Händlern unmittelbar an ihn gelangt waren. Und wenn Arme, deren Lage Vater nicht kannte, sich an ihn gewandt hatten, so führte ich die Correspondenz, um von

ihrem Nothstande sichere Nachricht zu erhalten. Dadurch wurde ich mit den Verhältnissen bekannt; mit der Einsicht gewann ich Lust an der Arbeit und mit dem Erfolge auch den Frieden des Gemüths, den ich für immer verloren glaubte.“

Sie bemerkte nicht, wie groß Lucia's Erregung war. Beide setzten, mit sich beschäftigt, ihren Weg fort, ohne zu sprechen, bis die Prinzessin fragte: „Weiß mein Bruder und die Fürstin schon von Ihrem Reiseplane?“

„Ich wünschte mit Ihnen hiervon zu sprechen, Durchlaucht, und werde mir nun die Einwilligung der Frau Fürstin erbitten.“

„Meine Mutter wird wünschen, daß Sie nicht gleich reisen. Wir erwarten den Besuch meines Onkels Paul, der uns seine junge Gemahlin bringt. Er ist schon aus Petersburg abgereist und wird in wenigen Wochen bei uns eintreffen. Bei dem größeren Leben im Schlosse würde Ihre Anwesenheit uns Manches erleichtern.“

Sie hatte sich der Terrasse zugewandt und trat jetzt in das Schloß. Lucia folgte ihr.

---

Am Morgen um sieben Uhr ging der Fürst in sein Arbeitscabinet. Er war vollständig gekleidet, trug Stiefel mit Sporen und einen abgenutzten dunklen Sammetrock. Gleich nach ihm kam von der anderen Seite der Kammerdiener, älter an Jahren als sein Herr, dem er von früh an gedient hatte. Er brachte das Frühstück und setzte



es auf den Tisch am Fenster, einen Teller voll Roggenbrot, dazu eine Kanne mit Milch. Mit ihm erschienen die beiden Lieblingshunde Mack und Job. Der Fürst setzte sich zum Frühstück; die Hunde standen neben ihm und sahen zu.

„Das Kaffeemädchen soll kommen. Bringe er seine Pfeife mit.“

Der Kammerdiener ging, und der Fürst frühstückte. „Nächstens fängt euere Arbeit an,“ sagte er, und Mack und Job gaben ihre Freude durch Aufrichten der Ohren zu erkennen. Bald hoben sie auch die Nasen, sprangen auf den anderen Stuhl, stützten sich mit den Vorderfüßen auf die Fensterbank und blickten hinaus. Der Fürst stand auf und sah auf den Schloßhof. Hier wurden zu dieser Tagesstunde die Pferde seines Marstalls und die Hunde seiner Jagerei vorgeführt. Der Fürst musterte, ob alle Thiere vorhanden und gesund waren.

Als dieses geschehen, ging er an einen Schrank, aus dem er ein kleines blaues Packet ohne Aufschrift entnahm, ergriff ein Buch und setzte sich zum Lesen.

Der Kammerdiener kam mit dem Kaffeemädchen, einer frischen, sauberen Bäuerin in der hübschen Landestracht. Die weiße Schürze hatte sie aus Respect abgelegt.

„Hier hat sie einen neuen Kaffee. Davon nimmt sie für jede Tasse zwei Theelöffel, Cichorien nach Verhältniß. Das kocht sie wie anderen Kaffee. Mache sie eine Portion und bringe sie her mit zwei Tassen, Milch dabei, aber keinen Zucker.“ So befahl der Fürst, und als sie gegangen war: „Stopfe er mir eine Pfeife aus

jenem Tobackskasten; ich habe eine neue Sorte, und stopfe er sich daraus seine Pfeife auch.“

Der Kammerdiener reichte das Verlangte. Der Fürst nahm aus seiner großen Brusttasche Stahl, Feuerstein und Schwamm, riß von Letzterem zwei Stückchen ab, schlug Feuer, zündete seine Pfeife an und gab das andere Stückchen dem Kammerdiener. „Nun rauche er. Dabei kann er Fidibus machen.“ Dann las er weiter.

Nach einer Viertelstunde brachte das Kaffeemädchen den neuen Kaffee. „Schenk' er ein, sich auch eine Tasse. Gefällt ihm der Toback?“

„Rechter Toback ist es, etwas scharf, sonst gut.“

„Bringe er bis auf Weiteres jeden Morgen seine Pfeife mit, wir wollen den Toback länger probiren. Auch diesen Kaffee, jeden Morgen will ich ihn bis auf Weiteres haben. Und wenn der Doctor Klaus kommt, so soll dieser Kaffee auch gekocht werden, damit er gebracht werden kann, wenn ich es sage.“ Er trank. „Trink' er. — Wie schmeckt es?“

Der Kammerdiener kostete, dann antwortete er: „Die Cichorie schmeckt man. Was das Andere ist, weiß ich nicht.“

„Wir wollen es weiter probiren.“

Da wurde leise geklopft. Der Kammerdiener legte seine Pfeife weg, ging hinaus und kam wieder. „Der Herr Erbprinz lassen sich melden.“

„Dann gehe er. Nehme er den Kaffee mit.“

Der Kammerdiener schlug den Deckel seiner Pfeife zu, steckte sie in die Tasche, nahm das Kaffeegeräth und entfernte sich.

Bald darauf trat der Erbprinz ein, machte in dem Tabacksqualm unwillkürlich eine verdrießliche Bewegung, sprach aber in passendem Tone: „Guten Morgen, Vater! Ich erhielt gestern einen Brief, den ich Dir vorlesen möchte, wenn Du erlaubst.“

„Setze Dich. Von wem?“

„Von der Frau des Amtmanns Bernow. Sie schreibt:

„Eurer Durchlaucht wage ich mit einer Bitte zu nahen, zu welcher die Kränklichkeit meines Mannes mich zwingt. An Seine Durchlaucht, den gnädigsten Herrn Fürsten zu schreiben, würde sich wohl nicht schicken, und an die fürstliche Kammer habe ich mich schon gewendet, aber keine Antwort erhalten. Ende Mai d. J. hat mein Mann um seine Pensionirung gebeten, so schwer es ihm wird, sich von den ihm lieben Geschäften zu trennen. Aber seine Gesundheit reicht nicht mehr aus, und er kann die Güterverwaltung nicht länger tragen. Der Arzt sagt, er biete sich zu viel, und doch ist er lange nicht mehr so im Gange, wie er wohl möchte. Nun drückt ihn die Angst vor dem Winter, daß er den Dienst Seiner Durchlaucht nicht gehörig versehen kann und der Betrieb vielleicht gar in Unordnung kommt. Deshalb hat ich die fürstliche Kammer, sie möchte doch die Pensionirung meines Mannes beschleunigen; es hat aber nichts geholfen. Nun wollen Euere Durchlaucht mir diesen Brief verzeihen und zu einer gnädigen Resolution verhelfen Eurer Durchlaucht unterthänigen Dienerin Mimi Bernow, geb. Haeflin.“

„Wie kommt die Frau dazu, Dir zu schreiben?“ fragte der Fürst.

„Ich habe es ja eben gelesen. Sie weiß sich nicht anders zu helfen; die Kammer hat weder ihr, noch ihrem Manne geantwortet. Die hiesigen Beamten haben zu wenig zu thun, und deshalb thun sie gar nichts.“

Der Fürst runzelte die Stirn. „Dies Urtheil überlasse mir.“

Beide hatten recht und Beide gereuten die Worte. Der Erbprinz zwang sich zum Schweigen. Der Fürst begann von Neuem: „Wernow's Pensionsgesuch liegt noch bei der Kammer, welche den Amtmann wohl nicht für so krank hielt. Und immer wird es wieder ein Pensionär mehr.“

„Seine Pension beträgt aber in zehn Jahren vielleicht nicht so viel, wie der Verlust in einem Jahre schlechter Verwaltung. Und dann — laß doch die Familie hierher kommen; die Häuser am Küchengarten stehen ja leer. Gib ihr dort Wohnung, dann gebraucht sie weniger Pension.“

„Das hat was für sich! Ich will mir die Sache vorlegen lassen, gib mir den Brief.“

Der Erbprinz reichte Letzteren hin und sagte dann: „Die Häuser am Küchengarten sehen freilich aus, als würden sie nächstens einfallen. Auch der Baumeister scheint nichts zu thun.“

Der Fürst runzelte die Stirn stärker als vorhin und versetzte ziemlich heftig: „Du beschäftigst Dich mit der Kritik der Regierung.“

„Weil ich noch weniger zu thun habe, als Deine Beamten,“ entgegnete der Prinz mit ärgerlich wehmüthigem Tone. Das Gesicht des Vaters röthete sich; er stand auf, der Sohn auch. Da trat der Kammerdiener herein

und meldete: „Der Professor Kindmann ist mit einem neuen Bilde da. Er soll wohl warten?“

„Nein, er soll kommen,“ befahl der Fürst, durch diesen Zwischenfall erleichtert. Der Kammerdiener ging und Vater und Sohn schwiegen, bis der Angemeldete erschien. Er trug mit beiden Händen ein mittelgroßes Delbild, welches die Verbeugungen erst vor dem Fürsten, darauf vor dem Erbprinzen mitmachte. Dann hob der Professor an: „Durchlaucht bitte ich zu gestatten, daß ich ein neues, zu der beginnenden Jagd passendes Bild vorzeige.“

„Bringen Sie es hierher,“ erwiderte der Fürst und öffnete das anstoßende Audienzzimmer. „Stellen Sie es auf, wie es am besten ist.“

In dem Audienzzimmer hingen nicht allein die Wände voll Bilder, sondern es standen solche auch auf dem Fußboden an die Wand gelehnt, zwei, drei vor einander. Kindmann stellte sein neuestes Werk auf einen Stuhl und rückte diesen gegen ein Fenster in das rechte Licht.

Er war im Fürstenthum geboren, als Knabe in die nächste größere Stadt des Nachbarstaats geschickt, wo man sein Kunsttalent entdeckte, worauf der Fürst ihm ein Stipendium, aber kein weit reichendes, gewährte. Dann wurde er Hofmaler und Zeichenlehrer am Gymnasium. Seitdem copirte er zum vierten- oder fünftenmale einige gute alte Bilder aus dem Schlosse und malte selbst erdachte, die nicht schlecht und nicht gut waren und von Niemandem außer dem Fürsten gekauft wurden,

welcher hierdurch die geringen Einnahmen des Künstlers verbesserte.

Diesmal hatte Rindmann den Fürsten auf der Jagd dargestellt, schußbereit hinter dem Hunde Mack, der eine Kette Hühner anzeigt. Im Hintergrunde die Berge, an ihrem Fuße das Schloß, alles sehr treu, die Landschaft nicht ohne Poesie. Der Fürst betrachtete das Bild lange und machte sachkundige Bemerkungen. Dann sagte er: „Es ist kein neuer und noch weniger ein großer Gegenstand, aber gut aufgefaßt und fleißig ausgeführt.“ Auch der Prinz sprach angemessen lobende Worte, und da der Fürst hinzusetzte: „Lassen Sie es hier,“ so ging der Maler befriedigt, wenn auch nicht in gehobener Stimmung.

„Der Mann hätte es in seiner Kunst weiter bringen können,“ sagte hierauf wohlmeinend der Erbprinz. Dann sah er sich um und fuhr fort: „Deine Bildersammlung hat sich, seit ich hier war, sehr vermehrt, lieber Vater. Nun, das Meiste, was reisende Maler oder Händler bei Dir abgesetzt haben, steht wohl am besten verkehrt an der Wand. Immerhin ließe sich aus dem, was im Schlosse vorhanden ist, eine sehenswerthe Gallerie bilden. Manches Gute ist da, Einiges wäre zu restauriren, viele Bilder müßten ausgeschieden, Lücken durch richtige Ankäufe ergänzt werden. Mit dem Gelde könnte ein durchgebildeter Meister Tüchtiges schaffen. Rindmann kann das nicht.“

Während er diese Gedanken unbefangen laut werden ließ, hatte der Prinz nicht beachtet, daß sein Vater immer ärgerlicher wurde, bis dieser jetzt mit dem Ausruf: „Ich will mir nicht länger Vorschriften von Dir

geben lassen!" in das Arbeitscabinet zurückkehrte. Der überraschte Sohn folgte ihm mit der Absicht, Entschuldigendes zu sagen. Im Cabinet stand aber der Leibarzt, welcher unangemeldet Zutritt hatte und nun Beide in Aufregung sah. Der Prinz entfernte sich stumm grüßend.

Klaus blickte den Fürsten an, der sich nichts merken lassen wollte, nach dem Glockenzuge ging und schellte. „Bringe er den Kaffee," befahl er dem eintretenden Kammerdiener. Dann setzte er sich vor den Schreibtisch, winkte, und der Doctor setzte sich daneben. „Was halten Sie von der Nachricht, daß die asiatische Cholera in Berlin ausgebrochen sein soll? Ich höre, in der Stadt ist Aufregung. Die Fürstin ist sehr besorgt."

„In der Stadt ist Aufregung," antwortete der Doctor. „Zwei, drei dumme Schwätzer haben die Sache ärger gemacht. Ich und Rose, wir reden zur Ruhe. Rose sagt ganz richtig, sein Schnaps wäre gesund, und ich behaupte noch bestimmter: die Cholera kommt vom schlechten Wasser. Deshalb freue ich mich meiner Tonnen jetzt noch mehr, und wenn wir gute Brunnen hätten" —

„Glauben Sie, daß diese Krankheit in Berlin ist?"

„Ich glaube es nicht, habe aber bei einem Freunde, welcher Professor der Medicin an der Berliner Universität ist, brieflich angefragt. Das alberne Gerücht, daß ein preußischer Prinz vor der Cholera geflohen sei, hat die Angst unserer Einwohner vermehrt."

„Damit meinen die Leute den Herzog von Braunschweig. Der ist gestern hier durchgekommen, Klaus! Er hat sein Loos gewollt, ich habe es kommen sehen."

Der Kammerdiener brachte den neuen Kaffee. „Schenke er Herrn Doctor eine Tasse ein. Probiren Sie einmal. Es ist eine neue Sorte, die ich habe kommen lassen.“

Klaus erhob sich halb von seinem Stuhle zu dankender Verbeugung, machte sich die Tasse zurecht und trank, wobei der Fürst ihn aufmerksam ansah. Er winkte dem Kammerdiener und fragte, als dieser das Zimmer verlassen hatte: „Was sagen Sie dazu?“

„Das ist wohl die neue Art von Eichelkaffee? Ich habe in der Zeitung davon gelesen. Wohlschmeckend ist er nicht, aber wohl billig? Die Cichorie macht, daß er etwas wie Kaffee schmeckt.“

„Wir wollen ihn länger probiren. Ich kann nicht leiden, daß so viel Geld für Colonialwaaren aus dem Lande geht. Wir haben Vieles recht gut selbst, zum Beispiel auch diesen Toback,“ sagte der Fürst, auf den betreffenden Tabackskasten weisend. „Ich will die Sache ausprobiren. Wenn die Waaren gesund sind, so soll der Kaufmann Peters sie auf meine Kosten billig verkaufen, bis die Leute sich daran gewöhnt haben. — Gehen Sie zur Fürstin und beruhigen sie wegen der Cholera; sie ist sehr ängstlich.“

„Ich möchte noch zwei Gegenstände mit Durchlaucht besprechen.“

„Nun?“

„Ich bitte unterthänigst, daß der Baumeister mein Haus untersucht. Ich habe während des letzten Regens und Sturmes beobachtet, daß es sehr undicht ist. Der Wind bläst durch alle Wände. Ich selbst bin nicht em-



pfindlich, aber das Haus kann es auf die Dauer nicht aushalten.“

„Ich glaube es,“ antwortete der Fürst. „Der Baumeister sollte mir schon früher einmal einen Anschlag vorlegen. Er meinte, das Gebäude lohne keine Reparatur mehr. Dann ist die Sache liegen geblieben. Jetzt muß etwas geschehen. — Was haben Sie noch?“

„Durchlaucht verzeihen, ich habe Sie heute sehr aufgeregt gesehen, und daran ist die Unthätigkeit des Herrn Erbprinzen Schuld. Sie sind ein guter Vater und der Herr Erbprinz ist ein guter Sohn, jedoch ein reifer Mann, der etwas leisten will und hier zu wenig leisten kann. Es wird mehr solche Scenen geben, und die schaden der Gesundheit. Als Ihr Arzt rathe ich, auf eine Aenderung Bedacht zu nehmen.“

„Sie sehen scharf, Herr Doctor! Sie haben recht darin, daß es wider unseren Willen Unfrieden im Hause gibt. Mein Sohn will in fremde Welttheile reisen, aber das ist zu theuer.“

„Wie so?“ fragte der Doctor.

Diese unceremoniöse Frage mußte der Fürst nicht gleich zu beantworten. Er wiederholte: „Wie so?“

„Reisen in fremde Welttheile können, richtig ausgeführt, der Menschheit sehr nützlich werden. Dann sind sie nicht zu theuer für den, welcher sie bezahlen kann,“ antwortete Klaus.

„Hm!“ machte der Fürst und schwieg. Der Doctor erhob sich. „Gehen Sie zur Fürstin.“

Als er allein war, dauerte ihn der Zwist mit seinem Sohne. Er schellte und gab dem Kammerdiener

den Befehl: „Gehe er zu dem Erbprinzen. Ich lasse fragen, ob nach der Audienz mein Sohn mit mir reiten will. Sagt der Erbprinz ja, so bestelle er an Fräulein von Lippstahl, wir ließen die Fürstin um Entschuldigung bitten, daß wir nicht mit führen. Wir träfen sie in Waldlust.“

---

In einem vierspännigen Bankwagen fuhr die Fürstin mit ihrer Tochter, den beiden Hofdamen, dem Hofmarschall von Petitville und dem Kammersecretär von Sanfft nach dem kleinen Jagdschloß Waldlust.

Petitville war als Emigrant nach dem Fürstenthum gekommen und jetzt ein hochbetagter Greis; der junge Sanfft, ebenfalls von Geburt Ausländer, nämlich Waldecker, seit einigen Jahren Hilfsarbeiter der fürstlichen Kammer. Als solcher hatte er Muße, sich der Fürstin angenehm zu machen. Er war der Schönggeist bei Hofe, besorgte die Lectüre, las Abends vor, machte gelegentlich recht hübsche Huldigungsgedichte und hatte einigemale auf dem kleinen, im Schlosse befindlichen Theater die Aufführung passender Lustspiele zum großen Vergnügen der Hofgesellschaft zu Stande gebracht.

Heute war die Fürstin nicht in guter Stimmung. Der Tag war sonnig, die Luft milde, und doch mußte Fräulein von Lippstahl Shawls und Decken in den Wagen legen lassen, von denen die Fürstin bald dieses, bald jenes verlangte, um es nach kurzem Gebrauch zurückzugeben. Sie verharrete länger als gewöhnlich im Still-

schweigen, weshalb auch die Anderen wenig und leise sprachen. Endlich wandte sie sich an den Hofmarschall mit den Worten: „Der Doctor Klaus wird recht alt, lieber Herr von Petitville, fast kindisch.“

Der Greis neigte den Kopf und zuckte die Achseln. Die Fürstin fuhr fort: „Heute antwortete er auf meine Frage, welche Vorbeugungsmaßregeln gegen die Cholera zu treffen wären: Wasser nur aus der Bergquelle trinken!“

Herr von Sanfft machte ein mitleidiges Gesicht. Die Prinzessin sagte: „Er war auch bei mir, liebe Mutter. Er glaubt nicht, daß die Cholera in Berlin ist.“

„Ich glaube es aber, Mathilde. Und dann ist es keine Pflicht, die Vorsichtsmaßregeln zu nennen oder wenigstens in Ueberlegung zu nehmen, welche gegen das gräßliche Uebel ergriffen werden können. Legen Sie mir die Decke über die Kniee, liebe Lippstahl.“

Herr von Sanfft beeilte sich, hierbei behilflich zu sein.

„Ich danke, Herr von Sanfft! Fräulein Lucia, Sie sollten auch ein Tuch umnehmen. Sie müssen noch mehr als wir gegen die Kälte empfindlich sein. Legen Sie Fräulein Lucia diesen Shawl um, Herr von Sanfft. Hat die Kammer noch keine Nachrichten von Cholerafällen auf den fürstlichen Gütern?“

„Leider nein, Durchlaucht,“ antwortete der mit der Ausführung des letzten Befehls eifrig beschäftigte Kammersecretär. Lucia lächelte, die Prinzessin rief lachend: „Leider?“

„Herr von Sanfft hat sagen wollen, daß er mir leider keinen Bescheid geben könne,“ äußerte ungehalten die Fürstin.

„Durchlaucht haben unzweifelhaft recht,“ sprach jetzt der Hofmarschall, „daß keine Vorsichtsmaßregel gegen diese schreckliche Seuche unterbleiben darf. Hierzu rechne ich auch, unterthänigst zu bemerken, daß man seine Gedanken heiteren Objecten zuwendet.“

„Ja,“ sagte die Prinzessin, „zum Beispiel diesem Bilde aus Hermann und Dorothea.“ Sie waren am Waldrande, wo des Doctors Klaus gepriesene Quelle reichlich floß, und sahen ein dem Kindesalter kaum erwachsenes Paar. Ein großer Knabe blickte auf das hübsche Landmädchen, welches knieend aus der gehöhlten Hand trank. „Wie heißen doch die Verse, Herr von Sanfft? Sie lasen sie neulich.“

„Ungefähr so,“ antwortete dieser, nachdem er sich besonnen:

„Warum kommst Du allein zu der Quelle, die so entfernt ist, Während Andere sich mit dem Wasser des Dorfes begnügen?“

„So etwa,“ sprach die Prinzessin und fügte freundlich betonend hinzu:

„Freilich ist dies von besonderer Kraft und lieblich zu kosten.“

Die Fürstin erwiderte nichts, und Alle schwiegen eine Weile. Man war im Walde; der Wagen fuhr den steilen Berg auf schlechtem Wege langsam hinan.

„Da sind Rehe,“ rief der Hofmarschall und wies mit dem Arm die Richtung zwischen den Stämmen der hohen Bäume.

„Sind die großen Jagden schon festgesetzt?“ fragte Hermine von Lippstahl.

„Serenissimus haben noch nicht befohlen.“

„Während meines Bruders Anwesenheit werden mehrere stattfinden,“ bemerkte die Fürstin. Nun wandte sich das Gespräch dem erwarteten Besuche zu. Die Fürstin sprach hiervon gern und wurde heiterer; trotz der Waldestühle legte sie Shawl und Decke ab. Man fuhr auf arg stoßender Steinstraße durch das Dorf Mattensen. Kinder spielten am Wege und riefen fröhlich „Guten Tag!“ Alle kannten die Prinzessin Mathilde, und man sah die Lust auf den kleinen Gesichtern, als diese ihnen freundlich zunickte.

Nun noch eine steile Strecke hinauf, dann war man auf dem Kamme des Berges und bald darauf am Ziele der Fahrt. Der Castellán erwartete die Herrschaften vor der Hausthür des Jagdschlosses, und gleich nach ihm erschien der Förster Baumwart mit Frau und Tochter. Es war altes Herkommen, daß der Förster von Waldblust zugezogen wurde, wenn die fürstliche Familie sich im engsten Cirkel anmelden ließ, und man hatte dies auf Baumwart's Gattin und auch auf seine Tochter Alwine ausgedehnt, seit dieselbe zu den Erwachsenen zählte, weil die Försterin eine tüchtige, angenehm unterhaltende Frau und Alwine, welche die Mädchenschule in der Residenz besucht hatte, der Beschützerin dieser Anstalt, der Prinzessin Mathilde, seit mehreren Jahren vortheilhaft bekannt war.

Wer Alwine in dem Augenblicke, als die Herrschaften ankamen, genau beobachtet hätte, würde in ihren lieblichen, fast noch kindlichen Zügen vielleicht eine Enttäuschung und, als der Hofmarschall dem Castellán sagte: „Serenissimus und der Herr Erbprinz kommen zu Pferde,“ einen Trost gelesen haben.

Die Fürstin ging durch das Haus in den Garten, die Gesellschaft folgte; nur der Hofmarschall blieb mit dem Castellan zurück, um den Fürsten zu erwarten.

Der kleine Garten bot reizende Aussichten über die Gipfel der unteren Waldbäume hinweg auf das reiche Thal und den darin sich schlängelnden Fluß. Die Fürstin genoß den Blick auf die im Sonnenglanz liegenden Fluren, auf den entfernten Höhenzug, hinter dem ihre Heimath lag, und ließ sich von dem Förster und seiner Frau erzählen, was sich kürzlich bei den Bewohnern dieser Gefilde zugetragen.

Fräulein von Lippstahl war mehrere Schritte zurückgetreten und hatte Herrn von Sanfft heran gewinkt. „Kennen Sie den Doctor, der außer Klaus in der Stadt ist, lieber Sanfft?“ fragte sie leise.

„Neider, ja.“

„Vielleicht beruhigt der die Fürstin. Lassen Sie uns zusammenwirken, Sie treuer Freund! Natürlich, der Fürst dürfte es nicht wissen. Nach der Tafel können wir Beide vielleicht allein sein. Lassen Sie uns berathen.“ Sie sah ihn recht liebenswürdig an und ging zu der Fürstin.

Die Prinzessin war seitwärts mit Lucia und Alwine in besonderer Unterhaltung. Sie erkundigte sich nach der Wirthschaft und dem, was der Tochter des Forsthauses zu thun oblag. Alwine schien sich ihrer einfachen, nützlichen Thätigkeit zu freuen, und man hätte ihr Loos preisen mögen, wäre nicht über ihr liches Antlitz zuweilen ein Schatten geglitten. Lucia schien dies zu be-

merken, denn sie blickte mit einer fast mitleidigen Theilnahme auf das junge Mädchen.

Jetzt trat der Erbprinz in den Garten, begrüßte die Gesellschaft und sagte der Fürstin: „Vater kommt gleich, er besieht die Räume für das Jagdfest.“ Dann zog er den Förster in ein Gespräch, bis der Fürst erschien, gefolgt von dem Hofmarschall und dem Adjutanten, Herrn von Herrlich.

Als der Fürst einen Cavalier suchte, der ihm zunächst als Adjutant dienen könnte, um vielleicht später einmal den alten Petitville zu ersetzen, trat Herr von Herrlich, damals preußischer Gardeofficier und am Berliner Hofe beliebt, jedoch bei dem stockenden Avancement ohne Aussichten, in diesen Dienst über. Er war ein guter, recht gescheuter Mensch und, wenn das Ceremoniell ihn nicht gefangen hielt, schlicht und offenherzig. Seine Erscheinung nahm gleich für ihn ein. Er war hoch und kräftig gebaut, Haar und Augen dunkel, und sein Gesichtsausdruck konnte sehr angenehm sein. Als er Alwine in Waldlust kennen lernte, lag ihm der Gedanke, daß sie, die Tochter eines bürgerlichen, niemals zur Hoffähigkeit gelangenden Försters, seine Frau werden könnte, ganz fern; aber er freute sich, wenn er ihr begegnete. Bald suchte er sie auf und wurde fröhlicher, wenn er Zeichen ihrer Zuneigung wahrzunehmen glaubte.

Alwinens gesunde, heitere Natur paßte in den Wald; sie würde in der einsamen Försterei ganz zufrieden gewesen sein, hätte nicht der schöne Adjutant des Fürsten ihre Gedanken gar zu sehr beschäftigt. Sie wurde traurig, wenn sie ihn lange nicht gesehen hatte und

konnte aufjauchzen, wenn sie empfand, daß er ihr geneigt war.

Nachdem Herrlich jetzt vor den fürstlichen Damen sich ehrfurchtsvoll verneigt hatte, begrüßte er die Gesellschaft den Formen gemäß. Nur gegen Alwine war sein Benehmen anders. Sie war zurückgetreten; er ging zu ihr und sagte herzlich und lustig: „Guten Tag!“

Als die Beiden neben einander standen, wurde das Uebereinstimmende und Entgegengesetzte ihres Wesens recht bemerkbar. Auch Alwine war ein Bild jugendlicher Kraft. Ihre schlanke Gestalt wurde von dem einfachen, hellen Kleide noch gehoben. Die vollen blonden Haare waren hinten zu einem Knoten gewunden. Die regelmäßigen Züge ließen Herzensgüte und ein ganz natürliches Denken erkennen, und ihre Bewegungen waren anmuthig.

Die Bereitschaft der Tafel wurde dem Hofmarschall und von ihm dem Fürsten angesagt. Dieser reichte der Fürstin, der Erbprinz seiner Schwester den Arm. Der Hofmarschall führte den Zug, die Anderen folgten. Man setzte sich in der Halle zum ländlichen Mahle.

Bald nachdem die Tafel aufgehoben war; gab der Fürst seine Absicht kund, die Försterei zu besichtigen. Die Fürstin entließ die Familie Baumwart, in deren Begleitung der Fürst mit seinem Adjutanten den Weg in den Wald einschlug. Als sie gegangen waren, beurlaubte sich der Erbprinz, da er allein umherzustreifen liebte. Auch die Prinzessin bat um Erlaubniß, einen Spaziergang machen zu dürfen. Sie forderte Lucia auf, mit ihr zu gehen. Die Fürstin schlummerte. Nebenan blieben



nur Fräulein von Lippstahl und Herr von Sausst; denn der Hofmarschall hatte sich unter dem Vorwande seiner Geschäfte entfernt, um auszuruhen.

---

Der Fürst war von dem Wege mehrere Male nach links und rechts abgewichen, um den einen und anderen der schönen Bäume, die er alle kannte, zu besichtigen. Der Förster ging neben ihm; Madam Baumwart und Alwine folgten mit dem Adjutanten, der heiter plauderte. Als sie am anderen Hange des Berges der Försterei sich näherten, kam ein Wagen von Bermen herauf. „Der will zu uns, da muß ich Bescheid sagen,“ sprach Alwinens Mutter und eilte durch den lichten Hochwald geradesweges nach Hause.

Die beiden kräftigen Pferde zogen das Fuhrwerk mühsam den steilen, schlechten Weg hinauf. Der Knecht ging neben ihnen und führte die Zügel; ein flachsköpfiger, helläugiger Bauernknabe an seiner Seite trug die Peitsche, sie ab und an schwingend und hü hü! rufend.

„Wem gehören die Pferde?“ fragte der Fürst.

„Dem Schulzen von Bermen. Er schickt mir das Obst, das ich von ihm gekauft habe. Durchlaucht halten zu Gnaden, daß ich es wieder sage: der Weg nach Bermen ist sehr schlecht und gefährlich.“

Der Fürst schüttelte übelläunig das Haupt. „Ich habe im vorigen Winter ja zwei Verbreiterungen zum Ausweichen machen lassen.“

Den Weg hatte die Natur geschaffen, indem die abfließenden Gewässer die Felsen bloßlegten und ein Rinnsal bildeten; die Bauern aber, um eine Verbindung über den Berg zwischen Bermen und Mattensen zu gewinnen, hatten den steinigen Boden auf Wagenbreite nothdürftig geebnet und an den Rändern der Schluchten Geländer errichtet. Nun fuhrn sie an den Felswänden in steilen Krümmungen hinauf und hinab, wobei sie Vorsorge trafen, daß zur Zeit kein Wagen in der entgegengesetzten Richtung kam. Auf letzteren Umstand bezog sich die verdrießliche Antwort des Landesherrn. Baumwart erwiderte: „Zwei Ausweichstellen genügen nicht. Auch ist die Sohle der Straße so beschaffen, daß man Pferde und Gefährt riskirt.“ Der Fürst indeß, immer weiter gehend, sprach hiervon nicht mehr.

Als das Fuhrwerk des Schulzen den Kreuzpunkt der Wege erreicht hatte, hielt der Knecht. Der Knabe wischte mit der Hand den Schweiß von der Stirn.

„Das geht schwer herauf, Friedel,“ redete Alwine ihn an.

„Ach, die Lise und Beß können es,“ antwortete er.

„Habt Ihr mehr Pferde?“ fragte Herrlich.

„Noch vier.“

„Haben die anderen Bauern in Bermen auch so viele Pferde?“

Friedel sah ihn verwundert an und erwiderte mit komischem Hochmuth: „Die? Nein.“

„Junge, mach' nicht ein so häßliches Gesicht!“ sprach jetzt Alwine. „Die anderen sind ebenso gute

Menschen und können nicht dafür, daß sie weniger Land und Pferde haben, als Dein Vater.“

Friedel blickte ihr fragend und sinnend in's Gesicht und schwieg. Herrlich und Alwine gingen weiter.

„Der Hochmuth ist arg,“ sagte sie. „Sie glauben nicht, welche Noth ich davon habe. Ich lasse Sonntagnachmittags die Berner und Mattenser Kinder kommen, damit sie im Walde spielen, und jedesmal habe ich Mühe, sie zusammenzuhalten. Eines überhebt sich gegen das andere, und so verderben sie sich die Freude. Hochmuth ist eine Dummheit.“ Sie sagte dies ganz unbesungen, und doch wurde Herrlich verlegen, obgleich er gegen Alwine niemals hochmüthig gewesen war. Sie sprach weiter: „Die Schulmeister wirken nicht dagegen; sie wollen es mit den Reichen nicht verderben.“ Da er schwieg, glaubte sie, er halte diese Aeußerung für eine Ueberhebung, erröthete und fuhr, indem sie scheu zu ihm aufblickte, fort: „Das ist Vaters und Mutters Meinung.“

Jetzt sah er sie herzlich an und sagte: „Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, Demoiselle Baumwart.“

Sie waren bei der Försterei angekommen. Vor der Thür erwartete Alwinens Mutter den Fürsten, der aber nicht in das Wohnhaus, sondern nach den Wirthschaftsgebäuden ging, indem er der Försterin und ihrer Tochter einen Abschied zuwinkte. Nun mußte auch Herrlich sich trennen, denn er durfte den Fürsten nicht verlassen. —

Der Erbprinz stieg den Berg hinab, an den steilsten Stellen, die er finden konnte, auf glatten Mooshängen von Baum zu Baum, auf natürlichen Stufen der Felsen. Hier und da hob er einen Stein auf und warf ihn nach

einem fernen Ziele, oder er schleuderte ein schweres Felsstück, maß die Schritte ab, wie weit seine Kraft gereicht, und wiederholte die zeitvertreibende Übung. „Ein Tag wie der andere!“ seufzte er und dachte, ob der Fürst seine Reise genehmigen würde. — Eine Tagelöhnerfrau aus Bermen schleppte eine schwere Last Sammelholz, welches der Sturm abgeschlagen hatte, mühselig fort; drei Kinder gingen hinter ihr mit kleineren Bündeln. „Sind das euere Kinder?“ fragte er. „Ja, Durchlaucht,“ antwortete sie, ohne sich aufzuhalten. „Die Älteste und die beiden Jüngsten sind zu Hause,“ rief sie wohlgemuth zurück.

„Die ist glücklicher als Du!“ sprach er vor sich hin, kehrte um, kletterte aufwärts und hatte die halbe Höhe des Berges erreicht, als er einige hundert Schritte seitwärts auf dem Felsenwege seine Schwester und Lucia erblickte. Dort war ein Lieblingsplatz der Prinzessin, von dem man durch die Schlucht Bermen und dahinter das freundliche Land sah. Die Prinzessin winkte. Er wandte sich den Damen zu und war schon nahe bei ihnen, als er sie angstvoll rufen hörte. Ein Blick den Felsenweg aufwärts zeigte ihm die Gefahr. Zwei Pferde kamen herrenlos mit einem, bald rechts, bald links schleudernden Wagen in unsicherem Laufe bergab. An jenem Orte war ein Ausweichen unmöglich, in der Enge zwischen dem Felsen und jähem Abhang kaum für ein Gespann die hinreichende Breite. Der Prinz stürzte vorwärts und erreichte die steile Wand über der Straße in dem Augenblick, als der Wagen fast unter ihm, nicht weit mehr von den gefährdeten Damen war. Die Prin-

zessin lehnte sich an das Geländer und wollte Lucia, die sich entschlossen vor sie gestellt hatte, zur Seite ziehen. Er griff nach einem überhängenden Zweige und sprang von diesem halb getragen, den Pferden entgegen, die sich erschrafen und gegen den Felsen ausbogen. Jetzt sah er, daß ein Knabe hinten auf dem Fuhrwerk lag, bereit abzuspringen, sobald nichts Anderes übrig bliebe. „Halt Dich fest!“ rief der Prinz, die auf dem Boden nachschleppenden Zügel ergreifend. Die Deichsel stieß an das Gestein und zerbrach; die Pferde, von der kräftigen Hand gemeistert, standen still. Der Knabe sprang von dem Wagen.

Die Damen gingen auf den Prinzen zu. „Bist Du verletzt?“ rief seine Schwester.

„Gar nicht,“ antwortete er. „Das hätte schlimmer verlaufen können. Wer bist Du?“ fragte er den Knaben.

„Des Schulzen von Bermen Sohn.“

„Hat man Dich allein mit dem Gespann fortgeschickt?“

„Nein.“ Er wies nach oben. „Da ist der Knecht.“

„Wie ging die Sache zu?“

„Wir waren nach der Försterei gefahren; der Knecht war im Hause; ich lag unter einem Baume. Da sah ich, daß die Pferde weggingen; der Knecht hatte die Stränge nicht losgemacht. Ich kletterte von hinten auf den Wagen und wollte die Zügel fassen, die waren aber schon heruntergefallen.“ Der Knecht kam athemlos an. „Du mußt die Pferde nach Hause führen. Ich laufe voran,“ erklärte Friedel.

„Ein tüchtiger Junge!“ sagte der Prinz. „Grüße

Deinen Vater von dem Erbprinzen. — Sollen wir gehen?" fragte er seine Schwester und schritt mit den Damen den Berg hinan. Nach der nächsten Biegung sahen sie Herrn von Herrlich, weiter oben Alwine.

Sie hatte, am Fenster sitzend, den Wagen mit Friedel wegfahren sehen; erschrocken hatte sie gerufen und war hinaus gestürzt. Der Fürst hatte es gehört und dem Adjutanten gestattet, dem Vorfalle nachzugehen. Herrlich sah das flinke Mädchen davon eilen. Er that, was er lange nicht gethan: er lief. Als er sie eingeholt hatte, fragte er: „Was wollen Sie thun, Demoiselle?"

„Dem Knaben helfen.“ Sie war stehen geblieben, ihre Wangen glühten.

„Gehen Sie langsamer," bat er. „Ich laufe voran.“

Nun hörten sie von den Begegnenden, daß kein Unglück geschehen war, und Alle kamen zusammen die Höhe hinauf. Am Kreuzpunkte stand der Fürst mit dem Baumwart'schen Ehepaare. Der Erbprinz erzählte den Hergang und verschwieg nicht, in welcher Gefahr die Prinzessin und Lucia gewesen waren. Sein Vater hörte sehr ernst zu. Dann sprach er: „Herr von Herrlich, begleiten Sie meine Tochter zu der Fürstin, die auf mich nicht warten möge. Es wird Abend, und sie wird wegfahren wollen. Ich befehle mit dem Förster noch den Weg, der verändert werden muß. Lassen Sie die Reitpferde hierher kommen. — Du triffst mich hier, wenn es Dir recht ist," sagte er seinem Sohne, grüßte die Anderen mit der Hand und stieg mit Baumwart die Felsenstraße bergab.

Der Erbprinz, seine Schwester und Lucia wandten

sich nach dem Abschiede von der Försterin und Alwine dem Jagdschlosse zu. Herrlich reichte dem jungen Mädchen die Hand und sagte ihr mit Wärme Lebewohl. Dann eilte er der Prinzessin nach, um an deren Seite den Weg fortzusetzen.

Der Erbprinz folgte mit Lucia, verkürzte die Schritte und fragte, als die Vorangehenden ihn nicht mehr hören konnten: „Der Schrecken hat Dir doch nicht geschadet?“

„Nein,“ antwortete sie rasch und leise. „Ich habe mich zusammengenommen und war glücklich, als ich Dich und Deine Schwester gesund sah.“

„Willst Du mich heute Abend erwarten?“

Der Blick, welchen sie auf ihn richtete, gab die Antwort.

---

Die Ansicht des Doctors Neider war, daß die Uebertragung der Cholera durch Räucherungen verhindert werden müsse. Er ließ deshalb in seiner Wohnung beständig Wachholder verbrennen und ordnete daselbe auch in den Häusern an, wohin er kam. Hierdurch wurden die Gedanken noch mehr auf die Krankheit gerichtet; man fürchtete jetzt den Seuchestoff in jedem von außen kommenden Gegenstande; die Residenz gerieth in Aufregung.

Dazu gefellte sich, als die Flucht des Herzogs von Braunschweig bekannt geworden, die Meinung, daß politische Umtriebe ebenfalls in das Fürstenthum eindringen würden.

Der Fürst und der Erbprinz waren auf die Jagd gefahren. Da erschien bei Fräulein von Lippstahl der

Doctor Meider und wurde von ihr der gleich eintretenden Fürstin vorgestellt. „Es interessirt mich,“ redete diese ihn an, „auch Ihre Ansicht von der Cholera zu hören. Man hat mir gesagt, daß es eine andere als die des Doctors Klaus sei.“

„Unterthänigst zu dienen, Euere Durchlaucht. Der Leibarzt gehört der alten Schule an, von der wir jüngeren Aerzte in manchem Betracht abweichen. Daß die Cholera in Rußland ist, steht fest, und deshalb muß man es leider für wahrscheinlich halten, daß diese sehr ansteckende Krankheit auch nach Berlin verschleppt ist und sich von dort weiter ausbreiten wird. Zur Vernichtung des Miasmas empfehle ich unausgesetzte Räucherungen. Und von außerhalb kommende Personen und Sachen sollte man überhaupt nicht zulassen, unbedingt aber erst räuchern.“

„Herr Gott!“ rief die Fürstin. „Mein Bruder kommt ja aus Rußland.“ Der Arzt erschrak. „Was soll ich thun? Ich muß mit dem Fürsten sprechen. Begleiten Sie mich, liebe Lippstahl.“

Sie nickte; Meider konnte nicht unterscheiden, ob gnädig oder ungnädig. Die Lippstahl nickte ebenso und folgte der Fürstin. Der Doctor ging sehr unbefriedigt von dannen. —

Während dieses im Schlosse vorfiel, wanderten in der Apotheke der fürstliche Baumeister Fauler und der Rathsherr Quant auf und ab, kleine Anticholerakuchen verzehrend, welche Herr Rose aus Mehl, Honig und Gewürzen angefertigt hatte. „Die schmecken gut und wärmen gewiß den Magen,“ sprach der Baumeister, und der Raths-



herr sagte: „Was Mündling auch schilt, die städtischen Einrichtungen sind gut. Wer hat solch' eine Apotheke?“

„Und so wenig Kranke,“ lachte Rose.

„Na, jetzt haben Sie doch genug zu thun?“

„Vorgestern eine Rhabarbermixture, das ist Alles.

Da kommt aber Herr Mündling.“

Der Advokat trat ohne Gruß ein, behielt den Hut auf dem Kopfe, schlug mit seinem dicken Stöcke einen Kreis und rief: „Na, die Aufregung wird immer größer. Bald geschieht 'was. Das L S rächt sich.“

„Wie so?“ fragte der Baumeister.

„Weiß der nicht, was das L S unter den Regierungserlassen bedeutet!“

„Loco sigilli.“

„Ach, Gott bewahre, laß schlüren! Alles schlürte; aber jetzt ist Deutschland erwacht.“

„Guten Morgen!“ sprach, die Thür öffnend, der Postmeister, welchem der Conrector folgte.

„Was fehlt Ihnen, Schildhorn? Sie sehen blaß aus,“ sagte Mündling.

„Kommen Sie her, Herr Postmeister. Ich habe Anticholerakuchen, die zu meinem Schnaps gut schmecken,“ sagte der Apotheker. „Stärken Sie sich.“

Schildhorn und Bürger schritten heran und verzehrten Kuchen und Liqueur. Jener schmeckte mit aufwärts gezogenen Augenbrauen lange nach, dann sprach er: „Das paßt zusammen wie Hektor und Ambrosia.“

„Hm hm,“ klang es räuspemd aus dem Munde des Conrectors.

„Meine Herren!“ nahm jetzt der Postmeister feierlich

das Wort: „Ich kann es nicht verschweigen. -- Es geschieht ein großes Unglück!“

Der Conrector neigte bedenklich den Kopf.

„Was denn nun?“ rief Mündling.

„Wir haben es eben in der Zeitung gelesen. Der russische Bruder unserer Frau Fürstin kommt aus Berlin hierher!“

„Mit Gefolge,“ setzte der Conrector hinzu, „und wer weiß mit wie viel Cholera.“

„Schändlich!“ rief Mündling. „Zimmer besser! Es geht nicht mehr, es geht nicht mehr!“

Dem Baumeister und dem Rathsherrn sah man die Angst nicht minder an. Eine Pause trat ein. Der Postmeister begann zuerst wieder: „Ich bin ein treuer Unterthan, mit Gott für Fürst und Vaterland! Ich bin auch ein alter Soldat und fürchte mich nicht. Aber es muß auf Staatskosten geräuchert werden. Ich fasse keinen Brief und keine Zeitung mehr an. Serenissimi Berlinsche muß mir der Briefträger umschlagen. Für mich und meine Familie räuchere ich; das reicht aber nicht hin, und für das Publicum brauche ich das Räuchern nicht zu bezahlen. Und Zangen gehören auch dazu, um die Papiere anzufassen.“

„Das ist ein ganz billiges Verlangen. Und bei solchen Zuständen geht der Landesherr noch auf die Jagd!“ rief Mündling.

„Hasen und Hühner haben ja keine Cholera,“ äußerte der Apotheker, der sich, ohne es merken zu lassen, gut amüsirte.

„Sie sind ein Anhänger des Wasserdoctors,“ sagte Mündling. „Der wird aber bald gestürzt sein.“

„Hierin bin ich anderer Meinung,“ entgegnete Rose. „Ich kenne mein Fach und kann wohl sagen, Herr Doctor Klaus ist ein verständiger Arzt.“

„Lezteres kann ich nicht beurtheilen,“ sprach jetzt der Baumeister. „Daß er aber nicht weiß, was der Gesundheit schädlich ist, kann ich bezeugen; denn ich habe auf Serenissimi Befehl sein Haus untersuchen müssen, Der Leibarzt wohnt in einem ärgeren Zuge als unter freiem Himmel.“

Jetzt hörten sie das Läuten einer Handglocke und die Stimme des Ausrufers auf der Straße. Sie horchten, — dann sahen sie sich an.

„Rief er nicht Cholera?“ fragte erschrocken der Postmeister.

„Mir klang es so.“

Sie sprangen vor die Thür. Die Nachbarn öffneten die Fenster. Der Ausrufer kam näher, blieb an der Ecke stehen, läutete und rief: „Auf hohen Befehl fürstlicher Regierung! In Berlin ist ganz und gar keine Cholera. Auch in Peterssburg ist die Cholera nicht.“

„Auf hohen Befehl fürstlicher Regierung!“ wiederholte Schildhorn mit ungewöhnlich heiterem Gesicht.

„Ist keine Cholera!“ rief der kleine Conrector und machte einen Freudensprung.

Allen Gästen der Apotheke war ein Stein vom Herzen genommen. Der Rathsherr brüstete sich. „Hätte auch nichts zu sagen gehabt, Herr Mündling. Die städtischen Einrichtungen sind gut.“

---

Der Tag, an welchem vor einem Jahre die Erbprinzessin starb, war gekommen. Der Glöckner läutete ihn von dem Thurm der Capelle ein. Im Schlosse herrschte Stille; die fürstliche Familie ging zum Gebet; die Vorträge bei dem Fürsten waren abgesetzt. Nur der Hofmarschall sollte sich Nachmittags einfinden, um über die Anordnungen für den nahen Besuch der russischen Herrschaft zu berichten. Der Erbprinz war lange bei der Prinzessin Mathilde und nach der Tafel allein in seinen Zimmern.

Schmerzliche Gedanken beschäftigten ihn; doch waren sie weit mehr auf sein Geschick überhaupt, als auf die verlorene Gemahlin gerichtet. Indem er, der thatkräftige, nach einem großen Wirkungskreise verlangende Mann durch die Stille dieses Tages zum Nachsinnen geführt wurde, trat ihm das Unbefriedigende seiner Lage um so fühlbarer entgegen. Er hatte die Jünglingsjahre mild durchlebt, war mit der für ihn gewählten fremden Prinzessin verlobt worden, ohne sie zu kennen, und hatte sie geheirathet, ohne sie zu lieben. Die Ehe des reich begabten, gutmüthigen Prinzen mit der freundlichen, nicht herzswarmen und noch weniger geistreichen Frau hatte anfangs beide Theile befriedigt. Dann empfand er ihre Mängel mehr und mehr. Bald erkrankte die Prinzessin. Sie genas nicht vollständig, erkrankte wiederholt und versank in eine Theilnahmlosigkeit, aus welcher sie nur selten erwachte. Ihr Gemahl widmete ihr mit der größten Geduld seine aufmerksame Fürsorge, welche sie kaum beachtete.

Lucia war früh verwais't. Die Eltern der Prinzessin  
Hartmann, Wandel der Zeiten.

hatten sie aufgenommen; sie wurde die Gespielin des fürstlichen Kindes, aber immer in dem Gefühle erhalten, daß sie unter diesem stehe. So hatte sie sich daran gewöhnt, die Höhergeborenen als Menschen zu betrachten, denen sie sich niemals gleichstellen könne.

Den dürftigen Unterricht, welchen die junge Prinzessin erhielt, genoß auch sie; aber er genügte nicht für die schönen Anlagen ihres Geistes und Herzens, die sich ohne Stütze und Leitung entfalteten. Nur die Unterordnung unter Andere, die Beherrschung der Formen, Mienen und Worte waren bei ihr zur vollendeten Ausbildung gelangt.

Der Erbprinz war der erste junge Mann, den sie, damals noch nicht siebzehn Jahre alt, kennen lernen konnte und — was schlimmer war — der einzige, mit welchem sie in eine dauernde Verbindung kam. Er wurde ihre einzige Liebe, ohne daß er es ahnte.

Als sie aber Jahre lang die Pflege der kranken Erbprinzessin mit ihm theilte, als er in den freudeleeren Tagen seine Neigung ihr zuwandte, als die nächste Umgebung arglos blieb und die beiden jungen Menschen täglich die Gelegenheit zum heimlichen Austausch ihrer Gefühle hatten, da erlagen sie der Versuchung.

Lucia war glücklich, als er sie an sein Herz drückte; sie verlangte in der Welt nichts mehr als seine Liebe. Seine Hand jemals zu gewinnen, lag außerhalb ihres Gedankenkreises. Sie machte sich und ihm keinen Vorwurf. Ebenso wie sie ihn liebte, setzte sie seine Liebe als etwas Unwiderstehliches, Unvergänglichendes voraus. Demüthig und ganz vertrauend gab sie sich ihm hin.

So war sie heimlich seine Gattin.

Der Erbprinz dachte über das Unrecht nicht nach. Er wußte, daß er Lucia beglückte; er hatte gethan und wollte ferner thun, was ein solches Verhältniß erforderte; nur nicht sie vor der Welt zu seiner Gemahlin machen. Er glaubte ein freisinniger Mann zu sein, weil er die Mängel der herrschenden Zustände einsah, die Engigkeit der kleinen Souveränität empfand und sich über einige Vorurtheile hinwegsetzte. Zu dem Entschlusse einer nicht standesmäßigen Verbindung hätte ihn dennoch selbst eine mächtigere Liebe schwerlich vermocht.

Er liebte auch Lucia nicht. Als er sich in dieser Stunde fragte, welcher Verlust ihm der schwerste sein würde, richteten seine Gedanken sich auf seine Schwester, nicht auf Lucia.

Er hatte mit ihr seinen und ihren Reiseplan besprochen. Da er in Italien nicht bei ihr sein konnte, so begriff sie seinen Wunsch, inzwischen weitere Reisen zu machen. Er verschwieg ihr aber, daß er nicht wie sie nach einem Jahre zurückzukehren beabsichtigte. Er wollte hinaus, weit hinaus und fortbleiben so lange wie möglich.

Hier in der kleinen Residenz, wo er nach dem Landesherrn der Höchste und doch nichts, gar nichts war, in der Langeweile dieses Schlosses, da war Lucia ihm unentbehrlich. So entschuldigte er sich und dachte wieder mit größerer Wärme an sie. —

Während der Erbprinz den streitenden Gefühlen sich hingab, berieth sein Vater mit dem Hofmarschall die Feste, durch welche er seine russischen Verwandten ehren wollte.

Jetzt traten die Beiden aus dem Audienzzimmer auf den Corridor, der hier, ebenso wie unten und oben, längs der bewohnten Flügel von der Capelle bis zum stumpfen Eckthurm um den inneren Schloßhof führte. Der Fürst wollte die Einrichtung besichtigen, welche in den Logirzimmern für die Gäste getroffen war. Der Schloßfourier erwartete sie.

„Ich habe die Räume so vertheilt, wie Durchlaucht dies vor neun Jahren im zweiten Stock für das junge erbprinzliche Paar befahlen,“ sagte der von dieser Erinnerung ergriffene alte Hofmarschall mit traurigem Tone. Der Fürst durchschritt die für den Prinzen Paul und die Prinzessin Xenia bestimmten Räume, war mit der Anordnung zufrieden und trat wieder auf den Corridor. Nun sprach der Hofmarschall: „Es ist sehr schade, daß wir die letzten fünf Zimmer nicht benutzen können.“

„Weshalb nicht?“

„Sie haben ja nur diesen einen Ausgang.“

„Wie werden sie oben benutzt?“

„Fräulein Lucia bewohnt sie, sehr unbequem, denn sie muß durch die Stube der Kammerjungfer, um in ihre Wohnung zu gelangen. Durchlaucht können auch hieran gnädigst bemerken, wie wünschenswerth die Vollendung des neuen Flügels ist.“

„Das haben Sie mir schon oft gesagt,“ warf der Fürst etwas unwillig ein. „Ich will die Stuben sehen.“

Man trat ein, durchschritt die fünf Zimmer und stand an der letzten Thür. „Aufschließen!“ befahl der Fürst. Der Schloßfourier drehte den Schlüssel um. Nahe hinter dieser Thür befand sich zum besseren Ab

schluß der kalten Luft eine zweite, und als auch sie geöffnet war, trat der Fürst in den stumpfen Eckthurm.

„Diese Thurmstiege wird jetzt gar nicht benutzt,“ erklärte der Hofmarschall. „Wenn der neue Flügel fertig ist, wird sie sehr nützlich sein.“

Der Fürst drehte, ohne ein Wort zu erwiedern, um. An der Treppe, welche in der Mitte des hinteren Flügels die Stockwerke verband, blieb er stehen und wartete auf den Schloßfourier, der noch mit dem Verschließen der Stuben beschäftigt war. Der Hofmarschall benutzte die Gelegenheit. „Euere Durchlaucht wage ich noch einmal zu bitten, hier unter uns von dem Hofe her eine Thür durchbrechen zu lassen. Sie ist dringend nöthig, weil die Corridore die einzige Verbindung sind. Wäre der neue Flügel mit seiner Einfahrt fertig, so könnte es unterbleiben.“

„Gehen Sie hinauf,“ befahl der Fürst dem sich nähernden Schloßfourier, „und lassen Sie mich bei dem Erbprinzen anmelden.“ Der Mann eilte die Treppe hinauf. „Es ist ja immer so gegangen, Petitville!“ fuhr er fort, sich an den Hofmarschall wendend und ihn mit einem Winke der Hand entlassend. Dann schritt er langsam die Stufen hinan.

Der Erbprinz kam ihm entgegen. „Was verschafft mir die Ehre Deines Besuchs?“

Der Fürst ging ohne zu antworten in das Zimmer des Sohnes und gleich nach der Fensterische, in welcher ein Tisch mit Büchern und zwei Stühle standen. Er sah hinaus. Die Conturen der Berge verschwammen in Dunst, und vor der Abendsonne jagten Wolkenballen vorbei.



„Wir bekommen schlechtes Wetter,“ fing der Fürst an.

„Noch vor kurzem war der Himmel klar.“

„Sturm.“ —

Der Fürst setzte sich. Es schien ihm schwer zu werden, das rechte Wort zu finden. Erst nachdem er eine Weile schweigend in's Weite geblickt hatte, sprach er: „Der heutige Tag beendet das Trauerjahr. — Ich genehmige Deine Reise.“

„Lieber Vater!“ rief überrascht und erfreut der Prinz. „Wie sehr danke ich Dir!“

„Freilich wäre es mir lieber, Du nähmest bald eine zweite Ehe in Aussicht.“ Der Sohn sagte hierauf nichts. Nach einer Pause sprach der Fürst weiter: „Hoffentlich später. — Deine Mutter war auch gegen die Reise. Theile ihr meinen Entschluß mit, von Dir hört sie ihn am liebsten. Deines Onkels Besuch bringt sie am leichtesten darüber weg.“ —

Als der Erbprinz bei der Fürstin und dann länger bei seiner Schwester verweilt hatte, trieb seine Unruhe ihn in's Freie. Er ging in den Schloßgarten hinab und wanderte, mit seinen Reisegedanken beschäftigt, lange auf und ab. Es war finster geworden. Der Wind wehte heftig. Bei einer Wendung am Ende des Gartens sah er nach Lucia's Fenstern hinauf; sie waren dunkel, nur das Kammermädchen hatte Licht. Lucia mußte noch fortgegangen sein; wahrscheinlich hatte seine Schwester sie rufen lassen. Er sah wieder nach ihren Fenstern. Es war Schlafenszeit, er kehrte in das Schloß zurück. Sein Kammerdiener wartete auf ihn. Er schickte ihn weg.

Dann öffnete er wieder seine Stubenthür; auf dem

Corridor war kein Mensch. Er wartete. — Da kam Lucia und ging nach ihrer Wohnung. Als sie nahe bei ihm war, trat er auf seine Schwelle. „Ich muß Dich noch sprechen.“ Ohne einen Laut, ohne eine auffallende Bewegung schritt sie vorüber.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb Briefe an seine künftigen Reisegefährten, die sich zu der Abreise für den Anfang des Decembers bereiten sollten. So wurde es Mitternacht. Nun stand er auf, ergriff Mantel und Hut, löschte die Kerzen aus. Die Corridore waren dunkel, im Schlosse schliefen Alle. Er ging wieder aus der hinteren Thür in den Garten. Ein orkanartiger Sturm tobte um ihn her. Er drückte den Hut fest auf den Kopf, bestieg ein Boot und ruderte dem Gethürme zu. Ueber ihm war ein gewaltiges Getöse; dem Schiffe entgegen heulte der Wind und trieb sogar im Schloßgraben Wellen auf. In brausender Hast jagte die Luft daher, abgeschlagene Zweige flogen vorbei, die Bäume ächzten. Da, an der Ecke, wo er wenden mußte, ein Krach, ein Schieben und Brechen. Am Waldrande die alte Fichte neigte sich, stürzte und schlug vor dem Kahn über den Graben, mit ihren Zweigen das Wasser peitschend, mit ihrem Stamme dem nächtlichen Schiffer den weiteren Weg versperrend.

Und als er, das Boot mit kräftigem Druck aufhaltend, vorwärts blickte, da sah er einen rothen Schein, eine breite züngelnde Flamme. „Mein Gott, Feuer in dieser Nacht! Das ist am Küchengarten, bei Klaus!“ Während er umwandte, hörte er durch das Toben der Luft, daß Lucia's Kammerfenster geöffnet wurde. Er

ruderte mit aller Kraft, landete, eilte durch das Schloß. Nur vorn an der Haupttreppe brannte eine Lampe, welche ihr schwaches Licht auf den Leibgardisten warf, der auf einer Stufe saß und, an die Wand gelehnt, schlief. Der Prinz rüttelte vorbeieilend ihn auf. Die Schildwache an der Brücke stand in ihrem Schilderhause und hatte keine Ahnung von der Feuersbrunst. Die Mannschaft in der Wache schlief. „Feuer!“ rief er hinein. „Der Tambour soll schlagen!“ Heller und höher leuchtete der Schein. Der Prinz lief weiter. Jetzt hörte er die Feuerglocke auf dem Schloßthurm, sie erinnerte ihn an Lucia. An der Ecke hatte er die Brandstelle vor sich. Es war das Haus des Leibarztes. Nur der untere Theil stand noch.

Durch den Garten lief er auf die Kammerthür zu; die Flamme erleuchtete den mit abgeschlagenen Baumästen bedeckten Weg. Nahe am Hause lagen, von ein paar zusammengeschobenen Bänken nothdürftig geschützt, Papiere, Bücher und die Büste des Fürsten. Klaus mochte sie nach dieser Seite getragen haben, denn auf die Straße fielen die Trümmer und Feuerbrände. Kein Mensch war zu sehen. Brasselnd griffen die Flammen um sich; schon war unten im Hause ein lichter Schein. Der Prinz lief durch die Schlafkammer in die Wohnstube.

Da stand der Alte, eilig bekleidet, und raffte Bücher zusammen, nicht die nächsten, sondern die werthvollsten. Schon war die Zimmerdecke an mehreren Stellen durchgebrannt, Feuertheile fielen herunter, an einer Seite brannten die oberen Bücherreihen. Die Läden waren aufgerissen, Fensterscheiben zerbrochen, der Wind jagte

durch den Raum, die Wände zitterten und knarnten, jeden Augenblick konnte das Letzte zusammenbrechen.

„Kommen Sie heraus!“ rief der Prinz. Klaus sah ihn verwundert an und griff weiter nach den Büchern. „Einiges kann ich noch retten.“

„Nichts mehr. Kommen Sie!“ Und er umfaßte ihn und zog ihn mit Gewalt in den Garten. „Waren Sie allein im Hause?“

„Mit der alten Magd. Die habe ich gleich in die Stadt geschickt.“

Der Prinz nahm seinen Mantel ab und drückte ihn um die Schultern des Arztes.

„Nein, Durchlaucht.“

„Ich will es! Sie sind alt. Gehen Sie in's Wirthshaus und legen sich zu Bett. Was Sie gerettet, lasse ich bewachen.“

„Mein Gott!“ rief herzueilend der Apotheker. „Ich bringe Sie nach meinem Hause. Ihre Magd war bei mir. Welches Unglück, Durchlaucht!“

„Unglück ist nicht geschehen,“ beruhigte der Prinz.

Auf der Straße wurde gerufen: „Hier durch!“ Zäune wurden weggebrochen, Männer drangen in den Garten. „Wo bekommen wir Wasser?“

„Wir wollen eine Kette machen. Habt ihr euere Eimer?“

„Wo ist Wasser?“

Garten und Straße füllten sich mit eifrigen Bürgern. Jeder wollte seine Meinung abgeben. Der Prinz trat dazwischen. „Wer hat das Commando?“

„Der Rathsherr Quant.“

„Der Fürst!“ rief man. „Macht Platz!“

Der Fürst kam mit seinem Adjutanten, der Erbprinz ging zu ihm.

„Das andere Haus brennt!“

„Hierher!“

„Gar keine Ordnung!“ sagte der Fürst.

„Gar keine,“ bestätigte der Erbprinz.

„Es müßte militärischer zugehen, Euere Durchlaucht,“ redete eine lange Gestalt. Man erkannte den Postmeister und sah bei dem Feuerschein, wie er seine Augenbrauen in die Höhe zog. Der Prinz winkte ihn mit einer Kopfbewegung zur Seite. „Stellen Sie sich mit dem Doctor Reider in den Rauch,“ und trat wieder an die Seite des Fürsten.

„Euerer Durchlaucht melde ich unterthänigst, daß beide Compagnien bald vor dem Schlosse aufmarschirt sein werden,“ sprach jetzt, von der ungewohnten Eile athemlos, der sechzigjährige Major Dreist, Commandeur der fürstlichen Truppen.

Das benachbarte Haus brannte hell auf. Der Erbprinz sagte: „Das brennt auch nieder; aber Gefahr ist nicht, andere Häuser stehen nicht in der Windrichtung.“

Der Kammersecretär von Sanfft kam. „Eine fürchterliche Nacht, Euere Durchlaucht!“

„Ach, Herr von Sanfft,“ unterbrach ihn der Erbprinz. „Wenn mein Vater es gestattet, so gehen Sie in's Schloß und lassen der Fürstin und meiner Schwester sagen, daß keine Gefahr ist.“

Der Fürst nickte, der Kammersecretär verschwand, Vater und Sohn standen allein neben einander.

„Ich weiß nicht, ob Du schon erfahren hast, wodurch der Brand wahrscheinlich entstanden ist.“

Der Fürst gab ein Zeichen des Verneinens.

„Der Sturm hat das Dach, die oberen Wände und den Schornstein umgeworfen.“

„Necht ärgerlich! Der Baumeister soll das Haus, was stehen bleibt, gründlich repariren und einrichten, unten für Klaus, oben für den Amtmann Wernow.“

„Es wäre gut, wenn dies gleich begonnen und auf das eifrigste betrieben würde. Du mußt doch Klaus nicht allein für seine Verluste, sondern auch für eine Wohnung entschädigen, bis die neue fertig ist.“

Der Fürst drehte sich um. „Herr von Herrlich!“ rief er. Dieser trat heran. „Der Baumeister soll um acht Uhr bei mir sein.“

---

Im Schlosse war Alles zum Empfange der russischen Gäste bereit. Um die bestimmte Nachmittagsstunde versammelte sich der Hof in dem Vorzimmer der Fürstin, die Damen in farbigen Kleidern; denn die Hoftrauer war abgelegt. Auch die Gemahlin des Hofmarschalls, eine lustige Dame von fünfundsiebzig Jahren, war anwesend; sie zählte bei feierlichen Gelegenheiten zum Hofstaat. Der Hofmarschall erschien in großer Uniform, den Hofmarschallstock in der Hand. Diener in erster Livree gingen aus und ein.

Als das Nahen des Reisewagens angezeigt war, stieg der Fürst mit seinem Gefolge die Treppe hinab

und erwartete draußen die Ankommenden. Der Prinz Paul streckte ihm die Hand entgegen und verließ die Kutsche, ein dicker Herr mit kurz geschnittenem grauem Haar, älter aussehend, als seine fünfzig Jahre bedingten. Er umarmte den Fürsten und küßte ihn auf die Wangen, ebenso den Erbprinzen; dann sagte er, sich nach dem Wagen umdrehend: „La princesse.“

Eine junge, graziöse Frauengestalt erhob sich und stieg an der Hand des Fürsten aus. Xenia war eine große Schönheit, welche durch ihren fremden Typus noch fesselnder wurde. Ueberrascht betrachtete der Erbprinz sie, als sein Vater ihn vorstellte, und während er ihre Hand küßte, blickte sie ihn nicht unbefriedigt an. Darauf sah sie um sich. Den alten Hofmarschall streiften ihre Augen kaum; bei Herrlich weilten sie noch, als der Fürst ihr den Arm reichte. Der Hofmarschall und der Adjutant schritten voran; die Gäste betraten das Schloß.

Oben wurden sie von der Fürstin und Prinzess Mathilde empfangen. Die Freude der Fürstin, den Bruder wiederzusehen, war aufrichtig; es gelang ihr aber nicht ganz, zu verbergen, daß sie ihn sehr gealtert und den Abstand zwischen ihm und Xenia zu groß fand.

Im Vorzimmer wurde der Hof vorgestellt. Auf Herrlich ruhten wieder die Augen der schönen, jungen Frau.

Hierauf geleiteten der Fürst und die Fürstin die russischen Herrschaften in ihre Gemächer. Der Erbprinz und Prinzess Mathilde stiegen zusammen die Treppe nach ihren Wohnungen hinauf und trennten sich, ohne ein Wort über den alten Onkel und die junge Tante ge-

wechselt zu haben. Prinzess Mathilde vermied, über andere Menschen zu sprechen, wenn sie nichts Erfreuliches von ihnen zu sagen hatte und das Mißverhältniß dieser Ehe war ihr peinlich. Auf den Erbprinzen hatte die Russin einen anderen Eindruck gemacht. Sie beschäftigte lebhaft seine Phantasie. Dieses räthselhaft schöne Wesen neben dem alten Manne! — War auch sie ein Opfer der Verhältnisse? —

Im Vorzimmer unterhielten sich inzwischen, die Rückkehr der Fürstin erwartend, Frau von Petitville mit Lucia, Fräulein von Lippstahl mit Herrlich. Der alte Hofmarschall ruhte in einem Fauteuil.

Frau von Petitville sagte: „Eine so schöne Prinzessin habe ich noch nie gesehen. Finden Sie nicht auch?“

Lucia antwortete auf diese komische Frage freundlich: „Ich habe die Prinzessin während der kurzen Vorstellung nur wenig betrachtet. Mich interessirte zunächst der Bruder der Fürstin.“

„Nun ja, den kannten Sie noch nicht. Seit ich ihn sah, ist er älter geworden; unter uns, ein wenig alt für die reizende Frau. Sie werden mir recht geben, sie ist entzückend. Ich bin begierig, sie in großer Toilette zu sehen. Es ist doch angenehm, liebe Lucia, daß die Hoftrauer vorbei ist; nun sieht man wieder lustige Menschen. Der große Hofball wird süperbe werden.“ Lucia neigte höflich zustimmend den Kopf. „Mein Mann sagt, die Einladungen würden über unsere Grenzen hinausgehen, also auch an die preußischen Husaren.“ Lucia lachte. „Lachen Sie nur! Ich sehe die hübschen Männer in der schönen Uniform gern.“



„Wie urtheilt Euere Herrlichkeit über unsere Gäste?“ hob Hermine von Lippstahl die Unterhaltung mit dem Adjutanten an.

„Euere Gnaden würdigen mich einer zu schweren Frage,“ antwortete dieser gleichfalls scherzend.

„Die Frage ist schwer? Ein junger Mann eine reizende Frau loben, ist schwer? Wir haben uns freilich daran gewöhnen müssen, daß Sie kein Auge für die Schönheit haben.“

„Verehrtes Fräulein! Hoffentlich habe ich mich keiner Vernachlässigung gegen Sie schuldig gemacht.“

„Wie man es nehmen will. Höflich sind Sie, Herrlich, aber herzlich nie. Und jetzt gebe ich alle Hoffnung auf, da sogar eine Erscheinung wie Prinzess Xenia das Eis Ihres Herzens nicht zu schmelzen vermag.“

„Meinem Herzen steht der Bruder unserer Fürstin näher. Wie urtheilt Euere Gnaden über den Prinzen Paul?“

„Euere Herrlichkeit würdigen mich einer zu schweren Frage. Ein Mädchen kann wohl einen jungen Mann, aber keinen Greis beurtheilen. — Die Herrschaft kommt.“

Der Hofmarschall erhob sich. Der Fürst und die Fürstin traten ein und entließen den Hof. Frau von Petitville begleitete ihren Mann in die Hofmarschallzimmer unten im Schloß, um daselbst bis zur Hoftafel zu verweilen.

„Charles,“ begann sie, sobald sie allein waren, „das wird keine glückliche Ehe!“

„Weshalb nicht?“

„Wie kannst Du fragen! Der alte Mann und das junge Ding!“

„Ihre Verhältnisse passen zusammen. Er steht dem Czaren nahe, und sie ist sehr reich. Das Uebrige wird in Petersburg nicht so genau genommen wie bei uns.“

„Sie wäre eine Frau für unseren Erbprinzen gewesen.“

„Ach was! Sie ist ja nicht ebenbürtig. Prinz Paul konnte sie heirathen, ein künftiger Souverän nicht.“

Die ersten Eindrücke, welche die Fremden in dem kleinen Kreise des fürstlichen Hofes gemacht hatten, wurden durch die Art, wie der Prinz Paul und seine Gemahlin sich mittheilten, in mancher Beziehung schnell vervollständigt. Jener fühlte sich im Hause seiner Schwester von dem Zwange, dem er in Rußland und kürzlich auch noch in Berlin unterworfen war, frei und gab sich der hierdurch hervorgerufenen behaglichen Stimmung hin. Er erzählte von seinem Leben als General in der Campagne und in Petersburg, wobei er ohne Ruhmsucht den Russen manches Lob ertheilte, ihre Fehler mit guter Laune schonend darstellte. Zudem er die Aufmerksamkeit der Zuhörer durch Hinweise auf die großen Verhältnisse des Czarenreiches spannte, befriedigte er sie gleichzeitig durch die Anerkennung, welche er der deutschen Heimath geschickt zu Theil werden ließ. Man hörte ihn gern, und der Fürst, durch Wißbegierde gespornt und von seinen Kenntnissen geleitet, brachte immer neue Gegenstände zur Sprache.

Venia wollte gefallen. Ihre lebhaften Mienen befundeten das Verständniß, womit sie der deutsch geführten

Conversation folgte. Sie selbst sprach nicht viel und nur französisch. Ihre Stimme hatte etwas Bezauberndes. In die Erzählungen ihres Gemahls warf sie neckisch einige ihn ehrende bon mots. Die Fürstin erfreute sie mit der Bemerkung, daß ihrer der Prinz Paul oft gedacht. Den Fürsten berührte es angenehm, als sie gelegentlich die Achtung vor seiner Souveränität durchblicken ließ. Ihr bescheidenes Wesen gegen den Erbprinzen und die Prinzess Mathilde war deren erfahrenerem Alter angemessen. Auch für die Damen und Herren des Hofstaats hatte sie hier und da ein schmeichelhaftes Wort.

Nach der Tafel, als man sich in den Salons erging, redete sie zuletzt den Adjutanten des Fürsten an: „Sie sind, wie ich höre, in Berlin bekannt. Es hat mich sehr interessirt, diese Residenz zu sehen. Sie ist außer Petersburg die einzige große Stadt, welche ich kenne. Nicht wahr, dort ist eine charmante Gesellschaft?“

„Voll Leben, Durchlaucht, und Alles pünktlich geregelt.“

„Die große Zahl schöner Frauen machte mich fast neidisch.“ — Ihre wunderbaren Augen glänzten zu dem jungen Manne auf. „Daran sind wir nicht reich; in Rußland giebt es wenig schöne Menschen.“ Sie schwieg, als erwarte sie seine Aeußerung, und wandte sich darauf an den soeben herantretenden Erbprinzen. „Ich will Deutschland gründlich kennen lernen.“

„Das ist schön,“ erwiderte dieser. „Dazu müssen Sie lange bei uns bleiben, denn es ist leichter gesagt als gethan.“

„Helfen Sie mir!“

„Mit dem größten Vergnügen. Kennen Sie Ihr Vaterland?“

„O nein! Ich kenne Rußland sehr wenig.“

„Wir Deutschen haben mehr als dreißig Vaterländer.“

„Sie wollen sich über mich lustig machen.“

„Gewiß nicht. Mir selbst wird es schwer, Deutschland zu begreifen, ein großes Volk aus vielen losen Stücken.“

Xenia drohte niedlich mit dem Finger. „Ich weiß mehr, als Sie glauben. So sprächen die Demagogen, hat man mir in Berlin gesagt.“ Der Erbprinz lachte herzlich. „Wir wollen,“ fuhr sie scherzend fort, „oft ganz im Vertrauen politisiren.“ Sie blickte wieder auf den Adjutanten. „Was kann ich von Ihnen lernen?“

Herrlich antwortete in dem heiteren Tone dieser Unterhaltung: „Ach, sehr wenig! Höchstens könnte ich hier und da vielleicht nützlich sein, wenn Euere Durchlaucht deutsch sprechen wollen.“

Dem Erbprinzen sah man das Vergnügen über diese Andeutung, aber auch die Besorgniß an, daß sie der Prinzessin mißfalle, welche zwar französisch, jedoch sehr freundlich erwiderte: „Herr von Herrlich ist ein guter Lehrer, er tadelt gerecht.“

Bald darauf trennte sich die Gesellschaft. Xenia ließ ihren Gemahl etwas zurück, schritt schneller auf die letzte Thür zu, wo Herrlich seine Verbeugung machte, und sagte leise in deutscher Sprache: „Wenn wir Beiden allein sind, spreche ich deutsch. Gute Nacht!“

Der Fürst und die Fürstin waren mit dem Tage  
Hartmann, Wandel der Zeiten. 5

sehr zufrieden. Sie freute sich, mit ihrem Bruder endlich einmal wieder vereinigt zu sein; er rechnete auf manche lehrreiche Mittheilung seines unterhaltenden Schwagers, dem es hier zu gefallen schien, und Xenia, die reiche Russin, hatte keine unerwarteten Ansprüche gemacht, vielmehr sich liebenswürdig und fast wie ein Kind des Hauses traulich gezeigt.

Dem Prinzen Paul, welcher trotz vieler Erlebnisse in dem, das Gemüth erkaltenden, fremden Lande nicht unempfindlich gegen die Erinnerungen der Jugendzeit geworden war, hatte es wohlgethan, die Schwester glücklich zu sehen und in dem deutschen Fürstenschlosse ehrenvoll und liebeich aufgenommen zu sein. Er gedachte, diese angenehmen Empfindungen in Ruhe zu genießen.

Xenia war mit einiger Scheu zu den Verwandten ihres Mannes gekommen und froh, weil alles besser, als sie erwartet, verlief. Sie konnte auch an diesem Abend auf Siege blicken. Den Fürsten und die Fürstin hatte sie gewonnen; der Erbprinz schien sogar schon ein bischen verliebt zu sein. Prinzess Mathilde und die anderen Damen waren ihr gleichgültig. Aber Herrlich, der schöne, naive junge Mann, der seine kammerherrlichen Pflichten mit unvergleichlicher Eleganz that, war ihr gegenüber nicht erwärmt, zu keiner schmeichelnden Aeußerung zu bewegen gewesen. Er gefiel ihr, und sein Widerstand gegen ihre Schönheit reizte sie. Mit den Gedanken an ihn schlief sie ein.

Herrlich dachte an sie heute nicht wieder. Um so mehr der Erbprinz, den ihre Erscheinung aufgeregt hatte

und bis in die späte Nacht beschäftigte; auch er gehörte zu denen, welchen dieser Tag gefiel.

Nicht so seine Schwester und die Hofdamen. Die Prinzessin hatte eine ihrem Herzen erwünschte Meinung von der jungen Tante nicht zu gewinnen vermocht; ihrem reinen Gemüth war Xenia's Wesen unverstänglich, fast unheimlich.

Die Lippstahl war nicht genug beachtet worden und mußte an diesem Abend die ihr mehr und mehr zusagende Gesellschaft des Herrn von Saufft entbehren.

Lucia, die in der vergangenen Nacht den Geliebten so sehnsüchtig erwartet, hatte ihn seit der schrecklichen Störung nicht allein gesprochen. Dies war erklärlich genug, ihr aber doch schmerzlich. Bei Tafel erzählte er, wie er den Vormittag verlebt. Am Morgen hatte er sich mit dem alten Klaus, der ganz munter zu ihm gekommen, unterhalten. Dann war er nach dem unbeschädigten Hause am Küchengarten gegangen, um die Einrichtung desselben mit dem Baumeister festzustellen und diesen zur Eile anzutreiben. Auch sagte er ihr, was sie schon Abends vorher von seiner Schwester erfahren hatte: daß der Fürst seine Reise genehmigt habe. Nach der Tafel war keine Gelegenheit zu einem Gespräche unter vier Augen gewesen und mit den russischen Gästen hatten auch die anderen Herrschaften sich zurückgezogen.

Jetzt hörte sie zu ihrem Stolz und Schrecken von der Kammerjungfer, was die Leute sich erzählten: in welche Gefahr der Erbprinz sich begeben, um den Doctor Klaus aus dem brennenden Hause zu retten. Dann saß

sie noch lange, nach dem Zeichen des heiß Erwarteten vergeblich horchend, träumend an ihrem Bette.

---

Die Ankunft des Prinzen Paul und seiner wunderschönen Prinzessin war für die Residenz ein Ereigniß, gegen welches alles Andere in den Hintergrund trat. Die Choleraangst war vergessen; auch die Feuersbrunst und der Orkan, die in gewöhnlichen Zeiten lange Gegenstand der Unterhaltung geblieben wären, verschwanden von der Tagesordnung. Nur des Erbprinzen wurde rühmend gedacht. Seine dem Doctor Klaus geleistete Hilfe vermehrte die Beliebtheit, welche er in Stadt und Land besaß. Das Fürstenthum war stolz auf sein Regentenhause und dachte nicht mehr an die Pariser Revolution und ihre Folgen. Der Advokat Mündling wurde stiller und bescheidener.

Es gab genug zu bedenken und zu bereden. Zunächst wurde den russischen Herrschaften die Hofgesellschaft vorgestellt, erst die engere, später die weitere. Zu letzterer wurden, weil erstere gar zu klein war, nicht allein die bürgerlichen Staatsdiener der oberen Ränge, sondern auch ihre Frauen und Töchter gerechnet. Außerdem gab die Anwesenheit der Russen der vornehmen Welt aus benachbarten Landstrichen Veranlassung zur Fahrt nach der fürstlichen Residenz, um ihre Aufwartung zu machen. So folgte im Schlosse eine Feierlichkeit der anderen; die Kräfte des alten Hofmarschalls reichten nicht aus, und da Herr von Herrlich oft im persönlichen Dienste des

Fürsten festgehalten wurde, so hatte der Vorschlag der Fürstin, dem Kammersecretär von Sanfft die Kammerjunkerwürde zu verleihen, Erfolg. Sanfft ließ sich ein Paar kleine goldene Knöpfe auf den Rockchoß nähen und trat neben Herrn von Petitville in Function.

Der Director des Gymnasiums, Herr Professor Stoßer, hatte Nachmittags den Befehl erhalten, mit der Frau Professorin andern Tages zur Cour bei den russischen Herrschaften zu erscheinen. Er freute sich der erhofften Ansage und ging vergnügt zu seiner Frau. „Da haben wir es!“ sagte er gleichgültig. „Ist Dein Kleid fertig?“

„Meine Toilette liegt bereit. Nimm Du Dich nur zusammen mit Deinem Französisch!“ Er sah sie erschrocken an. „Prinzeß Xenia spricht nur französisch.“

„O mon dieu! Merci, merci.“ Er schritt mit dem Gedanken: „Ein Glück, daß Bürger zu finden ist“ davon, ließ den Conrector aus der Classe holen und zugleich verkündigen, daß dessen Unterricht heute ausfalle.

„Was wünschen Sie, Herr Director?“ fragte Bürger, als er in des Professors Stube war. Dieser trat gewichtig auf ihn zu, legte seine Hand auf des kleinen Mannes buckelige Schulter, blickte ihm ernsthaft in's Gesicht und sprach: „Glücklicher Mittelstand!“

„Was meinen Sie damit?“

„Sie brauchen nicht an Hof! Ich muß dahin und zwar schon morgen und mit der russischen Prinzessin französisch sprechen. Ich habe Ihre Aussprache immer gerühmt. Bitte, setzen Sie sich. Trinken Sie eine Tasse



Kaffee mit mir und lassen Sie uns französisch sprechen. Ich will sprechen, corrigiren Sie mich.“

Am anderen Tage erschien der Professor, gut präparirt, im Schlosse. Herrlich hatte heute den Dienst, empfing die Damen und Herren und stellte sie, den Gymnasial-Director und den Hofmaler unten, auf den richtigen Platz. Als Alle versammelt waren, ging er, es zu melden. Bald darauf wurden die Thüren geöffnet, Prinz Paul und Xenia traten ein, begrüßten die Anwesenden durch eine huldvolle Verneigung und nahmen die Cour ab, d. h. Herrlich nannte die Namen, sie nickten und gingen vorbei. Mit dem Major Dreißt ließ der Prinz sich in ein Gespräch ein. Xenia trat etwas zurück und winkte Herrlich mit den Augen. „Wer ist der häßliche, schwächliche Herr ganz am Ende, der mich unverwandt anstarrt?“

„Der Hofmaler, Professor Kindmann. Seien Durchlaucht wegen dieser Künstlernaivetät nicht ungnädig gegen ihn. Er ist ein guter Mann und seine Verwundung begreiflich.“

Xenia ging mit dem Gedanken: „Endlich einmal ein Compliment von dem Starrkopf“ vergnügt weiter. An dem Gymnasial-Director schritt sie wie ihr Gemahl stumm vorbei, den Maler redete sie mit: „Sie sind der Hofmaler Seiner Durchlaucht?“ deutsch an. Stoßer warf, als er dies hörte, einen zornigen Blick auf seine Frau. Xenia bewegte sich etwas seitwärts, so daß sie allein stand; Kindmann folgte. Der Prinz kehrte, weil er sah, daß seine Gemahlin in einer Convesation

begriffen, die Cour also noch nicht beendigt war, zu dem Major Dreißt zurück.

„Zu dienen, Euere Durchlaucht,“ antwortete Kindmann, „der bin ich, recht zu meiner Freude bin ich es.“ Und dabei sah er sie mit seinen gutmüthigen Augen entzückt an.

„Es ist mir nicht entgangen, daß Sie mich von Anfang an betrachtet haben. Was finden Sie auffallend an mir?“

„Ach, Euere Durchlaucht sind so schön! Ich habe eine echte Künstlerfreude daran.“

„Sie sind sehr höflich, Herr Professor. Sind Sie Porträtmaler?“

„Ich bin Alles, Euere Durchlaucht. Mein Gott, wenn ich einmal ein so herrliches Bild malen könnte!“

Xenia neigte lächelnd den Kopf und ging zu ihrem Gemahl. Dann verbeugten die Beiden sich und kehrten in ihre Gemächer zurück. Die Anwesenden waren entlassen. Als der Letzte wollte der Adjutant gehen. Da öffnete Xenia ihre Thür. „Herr von Herrlich, bitte, ein Wort.“ Er ging zu ihr, sie waren allein.

„Sie haben die Bewunderung Ihres Hofmalers richtig gedeutet. Er wünscht mich zu malen. Was sagen Sie dazu?“ Sie sah ihn mit einem reizenden Blicke an.

„Durchlaucht, ich habe wenig Kunstverständnis.“

Xenia's Ausdruck wurde verdrießlich. „Auch diese Gelegenheit ergreift er nicht!“ dachte sie. Er sprach weiter: „Kindmann hat mehrere Porträts gemalt, einige

recht ähnlich, zum Beispiel das Seiner Durchlaucht des Fürsten.“

„Ich will ihm gern die Freude machen. Freilich ist das Sitzen langweilig, doch leistet mir wohl Jemand Gesellschaft.“ Sie sah ihm abermals in die Augen. „Sind diese Bilder von ihm?“

„Nein, Durchlaucht. Hier hängen nur alte Bilder. Die vom Professor sind, so viel ich weiß, sämmtlich in dem Audienzzimmer.“

„Ach, benachrichtigen Sie mich, wenn ich sie dort ungestört betrachten kann, und dann führen Sie mich hin. — Reiten Sie heute mit uns?“

„Ich hatte die Ehre, diesen Befehl zu erhalten.“

„Wir sehen uns also bald wieder.“

Während er sich zum Abschied verneigte und das Zimmer verließ, blieben ihre Augen auf seine schöne Gestalt gerichtet. Als sie allein war, warf sie sich in einen Sessel. „Dieser deutsche Stod! Begreift er nichts? Ist es albernere Respect? — Oder — liebt er? — Wen kann er hier lieben? Keine. Ich habe ja Alle gesehen. — Und wenn doch —, dann gerade!“ — Unruhig arbeiteten ihre Züge. Ein Klopfen an der Thür. Hastig griff sie nach einem Buche. Die Kammerfrau trat ein. „Es ist Zeit, daß Durchlaucht sich umkleiden.“

Herrlich war erfahren genug, um Kenia zu durchschauen und nicht so eitel, um sich durch die Neigung, welche sie ihm entgegenrug, geschmeichelt zu fühlen. Seit dem letzten Besuche in Waldlust hatte die aufkeimende Liebe zu Alwine ihn nachdenklich gemacht. Nun traten die Eindrücke aus der großen Residenz, wo

er früher lebte, wieder hervor. Dort war die ernste Thätigkeit im Dienste des Staats immer die Hauptsache, das Ceremoniell nur ein Mittel, den Mächtigen ihr Wirken zu erleichtern. An dem unbedeutenden Hofe drückten Unthätigkeit und nutzlose Förmlichkeit die Manneskraft nieder. Selbst der Erbprinz trug ein leeres Dasein von einem Tage zum anderen und griff nun dazu, das Vaterland zu verlassen, um in der Fremde ein Arbeitsfeld zu suchen.

Der russische Besuch hatte Herrlich's Augen noch mehr geöffnet, der gern erzählende Prinz Paul ihm die Weltereignisse gewissermaßen näher gebracht und sein eigenes Leben noch kleinlicher erscheinen lassen. Auch hatte der joviale Herr, so rücksichtsvoll er gegen seine Verwandten war, im Gespräche mit Herrlich Scherze über die kleinen deutschen Souveränitäten nicht ganz unterdrücken können. Der Adjutant des Fürsten fühlte sich hierdurch verletzt, obgleich er das Zutreffende der witzigen Bemerkungen anerkennen mußte.

Er war auf seine persönliche Stellung, auf seine Manneswürde aufmerksam geworden, und deshalb bewirkte die Coquetterie der leichtfertigen Russin das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigte: sie bestärkte ihn in seiner Zurückhaltung ihr gegenüber und vergrößerte seine Sehnsucht nach der einfachen Försterstochter. —

Die Pferde waren vorgeführt; der Erbprinz wartete vor dem Schlosse mit Ungebuld. Herrlich kam, dann der Fürst, endlich Xenia. Sie war eine gute, unermüdlische Reiterin. Ihr Gemahl liebte das Reiten nicht; er zog es vor, mit der Fürstin spazieren zu fahren. Die

Pferde wurden bestiegen; man ritt fort, Kenia zwischen dem Fürsten und seinem Sohne, der Adjutant dahinter. Weiter zurück folgten zwei Reitknechte.

„Wohin reiten wir heute?“ fragte Kenia mit ihrer schmeichelnden Stimme den Fürsten.

„Wohin Sie befehlen. Die nähere Umgebung kennen Sie; das Wetter ist schön —“

„Ach, recht weit, auf die Berge! Giebt es dort oben keinen Aussichtspunkt?“

„Dann müssen wir nach Waldlust. Dahin kommen Sie zwar zum Jagdfest; ob dann aber die Luft so klar ist wie heute?“

„Lassen Sie uns den hellen Tag benutzen und genießen.“

Herrlich klopfte das Herz, als er Waldlust nennen hörte. Er gab sich der Hoffnung hin, Alwine heute zu sehen.

Als die Straße breiter wurde, wandte Kenia sich nach dem Adjutanten um, und der Fürst rief ihm zu: „Hier ist Platz genug, reiten Sie heran.“

Sie ritten schnell, bis die schlechten Waldwege zum langsamen Schritt nöthigten. Die Sonne warf breite Lichtstreifen durch das röthliche Laub. Die Buchen hatten schon viele Blätter abgeworfen. Man konnte die Raben, die krächzend durch das Gezweige flogen, weithin mit den Augen verfolgen. An einer schlechten Wegstelle hielt Kenia ihr Pferd an; der Fürst ritt vor, Herrlich mit ihm. So waren nun der Erbprinz und die Prinzessin neben einander. „Hier ist es schön,“ rief sie heiter aus.

„Schön wäre es, wenn Sie immer hier wären,“

sprach leise der Prinz. Sie blickte ihn lächelnd an. „Entzückend sehen Sie heute wieder aus,“ fuhr er fort.

Sie beugte sich vorn über und streichelte den Hals ihres Pferdes. „Der Fürst reitet schnell; wir dürfen nicht zurückbleiben,“ flüsterte sie.

Man ritt wieder zusammen, doch nicht lange. Da hielt der Adjutant, um die Anderen zuerst ein Hinderniß überschreiten zu lassen, und darauf befand er sich an Kenia's Seite. Sie zügelte ihr Pferd zu langsamerem Gange und erwartete seine Anrede.

„Der Weg ist schlecht,“ sagte er endlich, „aber Durchlaucht werden durch die Aussicht von Waldluft entschädigt werden.“

„Ich finde es reizend, hier zu reiten. Die Aussicht oben mag schön sein, mir ist die Gesellschaft das Liebste,“ entgegnete sie und sah ihm bei den letzten Worten so ermutigend in die Augen, daß er sie nicht mißverstehen konnte. Ihr Benehmen stieß ihn ab und rasch erwiderte er: „Das ist sehr erfreulich für den Fürsten und den Erbprinzen.“

„Ach!“ sagte sie unwillkürlich und kaum hörbar, schüttelte unwillig den Kopf und schlug ihr Pferd mit der Gerte, daß es, die Baumwurzeln und losen Steine nicht achtend, in wenig Sprüngen die schöne Reiterin an die Seite des Fürsten trug.

Man hatte den Kreuzpunkt auf dem Höhenrücken erreicht, als der Fürst, im Begriff sein Pferd nach dem Jagdschloß zu leiten, sich an Herrlich wandte: „Reiten Sie nach Baumwart; er soll zu mir kommen.“ Der Adjutant lüftete den Hut und galoppirte, während die

fürstlichen Personen mit den Dienern nach Waldlust ritten, den Weg nach der Försterei hinunter.

Alwine saß mit ihrer Arbeit nicht weit von dem Hause unter den Bäumen. Sie hörte den Hufschlag und sah nach dem Wege. War sie von der Sonne geblendet oder von der unerwarteten Erscheinung überrascht, sie wußte erst, daß es wirklich der Gegenstand so vieler heimlicher Gedanken war, der da heranstürmte, als er schon nahe bei ihr war. Erschrocken stand sie auf, sie hätte davonlaufen mögen; aber er war bereits vom Pferde gesprungen und kam, dasselbe am Zügel führend, den Hut in der Hand, auf sie zu. „Guten Tag, Demoiselle Alwine!“

„Guten Tag, Herr von Herrlich!“ antwortete sie befangen. „Vater ist im Walde.“

Er hatte den Hut wieder aufgesetzt und reichte ihr die Hand. Sie gab ihm die ihrige, zog sie aber gleich wieder zurück. „Der Fürst ist mit dem Erbprinzen und der russischen Prinzessin im Jagdschlosse und will Ihren Vater dort sprechen. — Ist es Ihnen gut ergangen, seit wir zuletzt hier waren?“

„Danke, ja. Ich will Mutter rufen, sie ist in der Wirthschaft.“ Sie wollte sich entfernen.

„Ich gehe mit Ihnen, Alwine. Ich habe noch viel an jenen Nachmittag gedacht und freute mich sehr, als ich heute erfuhr, daß wir hierher ritten.“

Alwine wurde ganz roth und sah zur Erde nieder.

„Ist das Ihr Arbeitsplatz bei schönem Wetter?“

„Ja. Ist es nicht ein lieblicher Platz? Rundum die schönsten Bäume und darunter ein Teppich von Blumen,

Gräsern und Moosen. Jetzt liegen schon viele gelbe Blätter darauf, und bald wird es Winter sein. Dann leben wir lange Wochen ganz einsam.“

„Ich besuche Sie zuweilen.“

Sie erschrak und eilte mit den Worten: „Wir müssen Vater Nachricht schicken,“ dem Hause zu. Die Mutter kam. Baumwart war nicht weit entfernt; er besichtigte die Aufstellung der Tücher und Schirme für die große Jagd. Der Befehl des Fürsten wurde ihm geschickt. Herrlich, welcher keinen Vorwand hatte, länger zu bleiben, mußte Abschied nehmen. Er schwang sich in den Sattel. Alwine sah ihn flüchtig, aber mit einem Ausdruck an, der ihn glücklich machte. Er grüßte noch einmal: „Auf baldiges Wiedersehen!“ und ritt nach dem Schlosse.

Dort hatten die Herrschaften die Pferde verlassen und waren in den Garten gegangen. Xenia pries die Aussicht, der Fürst erklärte die Landschaft. „Das ist die Straße,“ sagte er, „auf welcher Sie reisen werden, wenn Sie meiner Frau Heimath besuchen wollen; man hat sie, den Zoll zu vermeiden, um jenen Berg, der meinem herzoglichen Nachbar gehört, herumgeführt. Sein Land schiebt sich wie ein Keil zwischen mein Fürstenthum und das meines Schwagers. — Nun überlasse ich Sie meinem Sohne; denn lange hier zu bleiben, erlaubt heute die Zeit nicht, und ich nehme gern die Gelegenheit wahr, in Haus und Wald mich umzusehen.“

Als er fort war, sprach der Erbprinz: „Das ist die Straße, auf der Sie reisen werden, sagte mein Vater. Dies geschieht hoffentlich noch lange nicht.“



„Ach!“ klang es wie klagend aus ihrem Munde. „Paul hat schon Briefe gewechselt mit seinem Bruder —“

„Kenia!“ rief er, faßte ihre Hand und zog sie an sich. „Nehmen Sie mich mit oder bleiben Sie hier!“

„Mein Gott, wie sprechen Sie! Letzteres geht nicht, und das Andere, wie wäre das möglich?“

Zum ersten Male war er von einer Leidenschaft ergriffen, die auch keine wahre Liebe sein konnte und ihn doch mehr erfüllte, als Lucia's Hingabe je vermocht hatte. Lucia liebte ihn, nur ihn; Kenia spielte mit ihm. Lucia hatte sich ihm geopfert; Kenia belog ihn, da ihr Sinn auf Herrlich gerichtet war. Der unglückliche Prinz bedachte in diesem Augenblicke seine eigene Würde nicht. „Kenia, Kenia!“ rief er und wollte sie umarmen.

Sie blickte vorsichtig um sich. „Hier nicht! Seien Sie doch verständig. Aus den Schloßfenstern kann man uns sehen.“

Auf der oberen Terrasse erblickten sie Herrlich, der zu ihnen kam, anders, glücklicher, als er sie verlassen hatte. Der Erbprinz sah dies nicht, die letzten Minuten hatten ihn blind gemacht; aber Kenia fühlte sogleich, daß in das Herz des Mannes, um dessen Neigung sie warb, in dieser Stunde ein ihr feindliches Liebesglück eingezogen war. Sie wurde von Eifersucht und Neugierde gemartert, beherrschte sich jedoch und ging munter plaudernd zwischen den Männern. Nun äußerte sie den Wunsch, das kleine Schloß, worin die Vorbereitungen für das Jagdfest getroffen wurden, schon heute zu besuchen. Die Herren führten sie dahin. Sie forschte in jedem Raume vergeblich nach der Nebenbuhlerin.

Bald kam der Fürst wieder zu ihnen. Baumwart war bei ihm und wurde, nachdem der Erbprinz ein paar freundliche Worte mit ihm gesprochen, entlassen. Man setzte sich zu Pferde und ritt heimwärts.

Am Kreuzpunkte waren Herrlich's Augen dahin gerichtet, wo er Alwine wußte. Er glaubte, sie zwischen den Bäumen zu sehen.

„Mußten Sie im Auftrage des Fürsten weit reiten?“ fragte Kenia, die plötzlich an seiner Seite war. Die unerwartete Anrede scheuchte ihn aus seinen Gedanken auf. „O nein, Durchlaucht. Nach der Försterei ist nicht weit.“

„Ist der Mann, der beim Jagdschlosse entlassen wurde, der Förster?“ Ihr Ton klang mißachtend; die Frage verletzte Herrlich. Er antwortete kühl: „Ja wohl.“

„Wohnt er ganz allein in der Försterei?“

Der junge Mann fühlte, daß er erröthete, und unglücklich sagte er: „Mit seiner Familie.“

Sie trieb ihr Pferd an und ritt zwischen dem Fürsten und seinem Sohne weiter. Mit gequältem Herzen scherzte sie mit dem alten Herrn; gegen den Erbprinzen war sie liebenswürdig. In lebhafter Unterhaltung gelangten sie nach der Residenz zurück.

---

Am andern Morgen ließ Kenia den Hofmaler kommen und dann den Erbprinzen zu sich bitten. Später führte Letzterer sie in das Audienzzimmer, um die Bilder Kindmann's zu besehen. Zudem sie ihre Gunst mehr dem

Prinzen als Herrlich zuwandte, wollte sie diesen nicht aufgeben. Sie bildete sich gern ein, daß ihre Eifersucht einer unbegründeten Vermuthung entspringe, daß Herrlich keine Andere liebe. Er hatte gefehlt, indem er ihr Entgegenkommen nicht muthiger benutzte. Sie gedachte jetzt durch ihre Zurückhaltung die seinige zu bestrafen und zu besiegen, seine Eifersucht und dadurch endlich seine Leidenschaft zu erwecken. Sie blieb mit dem Erbprinzen lange in dem Audienzzimmer.

Um dieselbe Zeit war Lucia bei der Prinzess Mathilde. Sie sah blaß aus und sagte, daß sie Kopfschmerzen habe. Die Prinzessin glaubte es und ahnte nicht die Angst, mit welcher die Unglückliche kämpfte.

Ach, wie lange hatte der Erbprinz ihr kein vertrauliches Wort gesagt! Er suchte sie nicht auf, war unachtsamer, gleichgültig, nicht wie sonst. Von Anderen hatte sie gehört, daß seine Reise viel länger, als sie gewußt, dauern werde. Bald darauf mußte sie glauben, was sie für unmöglich hielt: Daß er sie über Xenia vergesse, und nun erfüllten ihre Gedanken sie mit schrecklicher Besorgniß. „O mein Gott, o mein Gott, das ertrüge ich nicht! Ich habe ihm Alles gegeben, meine einzige, innigste, aufopferndste Liebe. Mein Kind habe ich mir nehmen lassen, nur um bei ihm zu bleiben. Und jetzt, jetzt! — Er weiß, daß ich das zweite unter dem Herzen trage — ich Elende. — Es wäre schändlich, schändlich! — Ich irre mich, es kann nicht sein, er war immer gut gegen mich. Die Furcht macht mich thöricht. Er muß mich lieben, kann nur mich lieben. Er ist ein Mensch wie ich; er muß so fühlen wie ich. — Seine

Magd will ich bleiben, meine Kinder will ich nicht kennen, wenn er mich liebt. — Er war nicht bei mir seit der Sturmnacht, seit der Feuersbrunst. Dann kam die Ruffin. — Er ist mehr als nöthig um sie. Und wenn die Anderen ihr Einverständniß nicht merken, er kann sich verstellen, das haben wir zusammen lernen müssen. — Nur ihn, nur ihn habe ich in der Welt. Wenn ich ihn verliere, so erlöse mich, himmlischer Vater!“

Diese Dualen verließen die Arme fortan nicht mehr. Aus nächtlichem Schlummer schreckte sie auf und glaubte den Sturm toben, die Feuerglocke läuten zu hören. Schluchzend, zitternd lag sie dann schlaflos.

Heute auf dem Wege zu Prinzess Mathilde hatte sie erfahren, daß ihr Geliebter mit der Fremden im Audienzzimmer allein sei, und nun sollte seine menschenfreundliche Schwester ahnungslos die letzten tröstenden Zweifel ihr nehmen. Die Prinzessin war ernst und schweigsamer als gewöhnlich. Nach einer längeren Pause begann sie: „Besser wohl, ich trüge allein, was mich beschäftigt; aber Sie theilen Alles mit mir. Ich kann Ihnen nicht verheimlichen, was mich tief berührt. Es ist ja bei Ihnen treu verwahrt.“

„Gewiß!“ sagte Lucia.

„Ich war in den Morgenstunden bei meinen Eltern; Onkel Paul war auch da. Der Erbprinz nahm an einer Besprechung theil, welche Tante Xenia mit dem Professor Kindmann hatte, der sie und ihren Gemahl für uns malen soll.“

„Nun sprach mein Vater zum ersten Male in meiner Gegenwart von seinem Heirathsplane für meinen Bruder.“

Während des Trauerjahres hat davon nicht die Rede sein sollen. Den Namen der Prinzessin kann ich nicht nennen, aber ich billige die Wahl.

„Sie scheinen recht zu leiden, liebe Lucia. Man sieht Ihnen die Schmerzen an.“

„Ja, ich leide; aber fahren Sie fort, Durchlaucht, ich höre aufmerksam zu.“

„Mein Bruder und Tante Xenia kamen dazu. Unvorsichtigerweise setzte Onkel Paul das ernste Gespräch neckisch fort. Der Erbprinz erklärte dagegen, daß er sich nicht zum zweiten Male die Frau aufdringen lassen wolle. Die Eltern waren peinlich überrascht, Mutter sagte: Du hast mir ja Deine Bereitwilligkeit erklärt. — Wann? fragte er heftig. — Es war an dem Abend, als Dein Vater Deine Reise bewilligt hatte.“

Lucia preßte ihre Hand auf das Herz und sprach tonlos: „Am anderen Tage kam die russische Herrschaft.“

„Ja, Lucia!“ rief die Prinzessin, von ihrer Empfindung fortgerissen. „Haben Sie auch den Argwohn? Dann spreche ich das Schwerste aus, das Unbegreifliche. Hier im Schlosse, wo immer frommer Sinn und deutsche Treue geherrscht, — ach, wie soll ich es sagen! — verfällt mein armer Bruder der fremden Ehefrau!“

Ein leiser Klage-ton drang über die Lippen Lucia's. Sie wankte und fiel bewußtlos nieder.

„Was ist Ihnen?“ rief die Prinzessin. Sie wollte die Glocke ergreifen, um die Dienerschaft zu rufen; doch hielt ein ihr noch unklares Gefühl sie davon ab. Sie küftete selbst der Ohnmächtigen Halstuch, benetzte mit Wasser ihre Stirn und hielt eine Riechdose über die ge-

geschlossenen Lippen. Lucia erwachte und blickte ihre Pflegerin unbeschreiblich traurig an. Diese sprach leise: „Sie sind krank, ich will den Doctor kommen lassen.“ Da raffte sie sich auf und entgegnete so bestimmt, wie die matte Stimme vermochte: „Nein, Durchlaucht. Der Arzt kann mir nicht helfen. Ich habe mich zu lange aufrecht gehalten, um Ihnen zuzuhören. Wenn ich ruhe, werde ich besser sein.“ So konnte sie wohl ihre Worte abmessen, aber nicht wie sonst ihre Züge verstellen, auf welchen die Verzweiflung geschrieben stand. Die Prinzessin betrachtete sie schmerzlich, ängstlich. „Sprechen Sie nicht mehr. Ruhen Sie hier auf dem Sofa, bis Sie nach Ihrer Wohnung gehen können.“

Die Kranke befolgte die Weisung. Die Prinzessin setzte sich in die Fensternische und sah nachdenkend in die herbstliche Landschaft.

Bald stand Lucia auf. „Wenn Durchlaucht mich entlassen wollen, so gehe ich jetzt.“

„Gute Besserung!“ sagte Sene, sich erhebend, und sie nach der Thür geleitend. Hier machte Lucia eine Bewegung, als wolle sie die Freundin umarmen; doch besann sie sich, versuchte zu lächeln und ging hinaus.

Als man sich zur Tafel versammelte, kam sie nicht. Der Erbprinz bemerkte ihre Abwesenheit erst, als der Fürst, nachdem man sich gesetzt hatte, im Kreise umherblickend fragte: „Wo ist Fräulein Lucia?“ Die Fürstin antwortete: „Sie leidet an Migräne und hat sich entschuldigen lassen.“ Prinzess Mathilde glaubte wahrzunehmen, daß ihr Bruder erschraf, und es entging ihr nicht, daß er nachdenklicher da saß als sonst. Von der kranken Hof-

dame wurde nicht weiter gesprochen. Xenia sagte dem Fürsten Angenehmes, indem sie ein sehr günstiges Urtheil über den Bilderschatz im Audienzzimmer abgab. Dabei hob sie hervor, daß der Erbprinz, der sie geleitete, ihr manche interessante Erklärung gegeben habe und beobachtete, indem sie dies sagte, Herrlich, der höflich, jedoch ganz ohne Eifersucht zuzuhören schien. Auch Xenia wurde stiller. Der Stimmungswechsel fiel nicht auf, weil das Gespräch darüber hinweg glitt und der Prinz Paul, wie immer in behaglicher Weise unterhaltend, zu erzählen begann. Vielleicht ahnte er nicht, daß seine Gemahlin fremde Herzen in Unruhe brachte; vielleicht auch war ihm dies gleichgültig, und er fand es natürlich, daß der schönen jungen Frau der Hof gemacht wurde.

Am Abend erhielt Lucia durch ihre Kammerjungfer die Anfrage des Erbprinzen nach ihrem Befinden. Sie schöpfte hieraus etwas Hoffnung; aber sie verhehlte sich auch nicht, daß sowohl die gewöhnliche Form, wie noch mehr die Furcht vor der Entdeckung ihres Geheimnisses dieses Zeichen von Theilnahme veranlaßt haben konnte. Sie brachte die lange Nacht in Angst und Thränen zu, bis sie ermattet einschlief. Erst spät erwachte sie mit ihrem Gram. Nun sagte die Sorge ihr, daß sie gesund bleiben müsse, und die Hoffnung tröstete sie mit freundlichen Bildern. Sie gewann wieder etwas Gewalt über sich.

Am Vormittage schickten die Fürstin, Prinzess Mathilde, der Erbprinz, um nach ihrem Befinden fragen zu lassen. Zur Tafel kam sie, blaß, den Schmerz und zugleich den Willen heiter zu erscheinen, im Antlitz. Prinzess

Mathilde erkundigte sich theilnehmend, doch nicht unbefangen, die Fürstin gleichgültig nach ihrem Ergehen. Der Erbprinz reichte ihr die Hand; es schien ihr, mehr aus Gewohnheit als aus Herzensdrang. Als er sie aufmerksam und besorgt ansah, blickte sie ernst, fast kalt in sein fragendes Gesicht. Bei Tische saß sie stumm. Heimlich richtete sie ihre Blicke auf ihn und Xenia. Sie glaubte, daß Prinzess Mathilde sie beobachte; vielleicht auch er. Keiner sonst beachtete sie. Gleich nachdem die Tafel aufgehoben war, bat sie fortgehen zu dürfen.

---

Am Morgen des großen Jagdfestes versammelten sich die aus der Hofgesellschaft und der Umgegend geladenen Herren vor dem Schlosse und alle Schützen fuhren nach dem Revier. Das erste Treiben sollte in größerer Entfernung, das zweite bei der Försterei von Waldlust stattfinden. Die Luft war trübe, in der Nacht hatte es leicht gefroren.

Die fürstlichen Damen mit Herrn und Frau von Petitville und Fräulein von Lippstahl fuhren später nach dem Jagdschlosse, um dort zu verweilen, bis die Strecke gelegt wäre, zu welcher sie sich einfänden sollten. Lucia nahm an dem Feste nicht Theil.

Die Jagdgesellschaft war munter, das erste Treiben sehr ergiebig, namentlich für den Prinzen Paul, der hierdurch wie auch durch die Anwesenheit eines Jugendgenossen, eines preußischen Standesherrn, in die beste Laune versetzt wurde. Er erzählte bei dem, zwischen



beiden Treiben im Walde eingenommenen Frühstück lustige Jagderlebnisse aus seiner Jünglingszeit und der Standesherr, welcher manchem derselben beigewohnt hatte, ergänzte sie. Der Fürst lachte zuweilen hell auf, Alle waren sehr angeregt, bis auf den Erbprinzen und Herrlich. Dieser dachte an Alwine; sie war nicht sichtbar gewesen, als die Wagen an der Försterei vorbeifuhren. Der Erbprinz dachte nicht an die leidende Lucia, sondern an Kenia's Verlockungen und Verheißungen.

Bei den Damen war unterwegs und im Jagdschlosse die Unterhaltung wenig belebt, obgleich der alte Hofmarschall und seine Frau sich bestrebten, das Gespräch angenehm fortzuführen. Prinzess Mathilde gab sich ebenfalls Mühe, war aber tief verstimmt und mußte sich zwingen, gegen Kenia freundlich zu sein.

Nun äußerte diese den Wunsch, spazieren zu gehen. Trotzdem man ihr den Nebel zeigte, der sich dichter und dichter auf die Erde niederließ und jede Aussicht verschleierte, bestand sie darauf. Endlich bot Prinzess Mathilde ihre Begleitung an. Kenia schlug vor, den Weg zu gehen, auf welchem die Fürstin etwas später fahren mußte, damit dieselbe keinesfalls zu warten brauche und die Vorangegangenen in den Wagen aufnehmen könne.

„Ist das Jagdschloß die einzige Wohnung hier im Walde?“ fragte Kenia, als die Beiden die Straße betreten hatten.

„Die Försterei ist noch da, in deren Nähe die Herren nach der Jagd uns erwarten.“

„Muß der unglückliche Förster dort auch im Winter ganz allein wohnen?“

„Er ist nicht unglücklich, denn er ist nicht allein, sondern hat Familie.“ Prinzess Mathilde hätte jetzt wohl von Alwine gesprochen; doch klang aus den Fragen eine Absicht und sie schwieg.

Nicht weit mehr schallte das zweite Treiben. „Wie die Schüsse rollen! Es scheint viel Wild da zu sein,“ sprach Xenia nach einer Pause. Dann schritten sie schweigend weiter und waren schon nahe an der Försterei, als die Gebäude durch den Nebel sichtbar wurden. Sie verfolgten den Weg an dem Zaun entlang und bogen in den Hof ein. — Da standen Herrlich und Alwine. Er hielt in der einen Hand seine Büchse, in der anderen die Hand des jungen Mädchens. Prinzess Mathilde blieb überrascht stehen, während Xenia in großer Aufregung voreilte. Alwine blickte, erschrocken ihre Hand aus der Herrlich's ziehend, tief erröthend zu der Fremden auf, die nun ihrer selbst nicht mächtig rief: „Ah, Herr von Herrlich, ein zärtliches Rendezvous mit einer Dirne!“

Er zuckte zusammen, trat zwischen sie und Alwine und sagte, seine Heftigkeit bezwingend, vorwurfsvoll: „Durchlaucht!“

Prinzess Mathilde beurtheilte die Personen dieser Scene richtig. Sie kam, Xenia einen strengen Blick zuwerfend, heran, reichte Alwine die Hand und fragte nach ihrem und ihrer Mutter Befinden. „Ihre Mutter hat heute vollauf zu thun mit der Bewirthung des Jagdgesolges; dennoch möchte ich ihr guten Tag sagen. Führen Sie mich zu ihr.“

Das arme Mädchen war blaß geworden und zitterte; jetzt liefen die Thränen über ihre Wangen. Herrlich,

dem man den Zorn und Gram ansah, stand doch so treuherzig da, daß Prinzess Mathilde ihn mit einem beruhigenden Blicke grüßte und, damit er nicht zum Worte komme, auch anreden wollte, als außerhalb des Hofes ein Brechen von Zweigen, ein Stampfen hörbar wurde und gleich darauf eine dunkle Masse über den Zaun heranstürzte. Ein ungewöhnlich großer Hirsch sprang auf sie zu, stockte als er sie sah, neigte den Kopf mit dem gewaltigen Geweih und wollte sie angreifen. Xenia flüchtete aufschreiend gegen das Haus, Prinzess Mathilde und Alwine beobachteten das Ereigniß mit größerer Ruhe, Herrlich schritt dem drohenden Thiere entgegen und nahm seine Büchse an die Wange. Die Schüsse der Jäger hatten aufgehört, die Waldhörner bliesen das Ende der Jagd, der Hirsch stand. Alwine eilte an Herrlich heran, legte ihre Hand auf seinen rechten Arm und bat: „Schießen Sie nicht, wenn es nicht nöthig. Das Thier ist frei. Auch gehört es uns gar nicht.“

Der große Hirsch richtete den Kopf auf, wandte sich ab, trabte fort, übersprang den andern Zaun und entkam. „Ich kenne unsere Hirsche alle, dieser gehört uns nicht, er muß zu uns übergetreten sein,“ sagte Alwine erleichtert.

„Er ist unverwundet durch das ganze Treiben gelaufen. Der Nebel wird ihn gerettet haben,“ meinte Herrlich, dem dieses Ereigniß gleichfalls die Ruhe wiedergegeben hatte.

„Herr von Herrlich, bleiben Sie bei meiner Tante, ich bin gleich wieder hier. Kommen Sie, Alwine,“ sprach jetzt Prinzess Mathilde und zog sie in das Haus.

Xenia stand dem beehrten, ihr nun verlorenen Manne gegenüber. Als die Hausthüre sich hinter Jenen geschlossen hatte, sagte sie herrisch: „Gehen Sie zu dem Fürsten. Ich will allein hier bleiben.“

„Das darf ich nicht. Durchlaucht haben den Befehl der Prinzessin gehört.“

„Ich will es,“ rief sie, „oder ich gehe davon.“

„Dann gehe ich, weil eine Gefahr nicht mehr zu befürchten ist. Ich muß Euerer Durchlaucht aber erst sagen, daß Demoiselle Baumwart keine Dirne, sondern eine wohlerzogene Dame ist.“ Er nahm seinen Hut ab, machte eine Verbeugung und war schnell in dem Nebel verschwunden.

Als Xenia allein war, brach sie in Thränen aus. Den Mann, den sie gewinnen wollte, trotzdem er sie verschmähte, hatte sie gekränkt. Und dazu war sie beschämt, sie hatte sich von ihrer Leidenschaft fortreißen lassen. Dieser Verdruß brachte sie zur Besinnung, sie trocknete ihre Augen und Wangen und war Herrin über sich, als Prinzess Mathilde, von der Försterin und Alwine begleitet, dieselben aber in der Hausthür freundlich entlassend, zurückkehrte. „Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich auf mich warten ließ. — Allein?“

„Ich habe den Herrn fortgeschickt. Es wäre mir unangenehm gewesen, wenn Jemand mich mit ihm allein getroffen hätte. Er bildet sich leicht etwas ein und hätte mich vielleicht gar für seinesgleichen gehalten, wie die Demoiselle.“

„Ma tante,“ erwiderte die Prinzessin in der Sprache, worin Xenia gesprochen, fuhr aber deutsch fort: „Herr

von Herrlich ist ein rechtlicher Mann und Alwine unter meinen Augen erwachsen, ein gebildetes, sittsames Mädchen. — Mama muß gleich hier sein. Wollen wir ihr entgegengehen?“

Sie kamen nicht weit; denn der Wagen der Fürstin rollte schon heran. Die Damen fuhren nach der Strecke, wo sie mit Hörnerschall empfangen wurden und den reichen Ertrag der Jagd vor Augen hatten. Herrlich war unter den Schützen. Niemand hatte bemerkt, daß er eine Zeitlang auf seinem Platze fehlte. Während der allgemeinen Begrüßung sagte die Prinzessin Mathilde ihm, ohne daß Andere es hörten: „Kommen Sie morgen Vormittag zu mir, wenn mein Vater Sie nicht gebraucht. Was wir eben erlebten, verschweigen Sie, wenn meine Tante nicht davon spricht.“ Ihre Worte klangen so gütig, daß er mit erleichtertem Gemüth sich dem, was der Augenblick forderte, hingab. Nun sah er, wie alle anderen Schützen und auch der Förster Baumwart zwischen dem erlegten Wild offenbar etwas vermißten, ohne dies auszusprechen. Der Fürst, Prinz Paul, Alle betrachteten die daliegenden Hirsche mit einer Frage im Gesicht. Und weil er wußte, daß ein Jäger in dem, was ihm vor den Lauf kam, nicht gern geirrt und gefehlt haben will, so begriff er, daß sie heimlich den großen Hirsch suchten, den Jeder gesehen hatte. Kenia that, als sei nichts vorgefallen, und Herrlich schwieg nach dem Willen seiner Beschützerin. Uebrigens freute man sich der schönen Beute. Die gewöhnlichen Scherze und kleinen Streitigkeiten über eines Jeden Antheil wurden ausgetauscht, die Damen sagten den Schützen Freundliches, die

Fürstin ihrem Bruder, Xenia dem Erbprinzen, die Lippstahl Herrn von Sanfft und Frau von Petitville Jedem, den sie erreichen konnte. Dann fuhren die Wagen vor und die Gesellschaft begab sich zu dem Diner in das Jagdschloß.

Die Unterhaltung bei Tisch war gleich anfangs lebhaft. Der Prinz Paul saß dem preußischen Standesherrn gegenüber und Beide belustigten durch ihre Erzählungen den Fürsten und die Fürstin. Der Erbprinz wurde durch Xenia, die wie immer zwischen ihm und seinem Vater saß und die angenehmsten Bemerkungen machte, freudig erregt. Auch die Anderen trugen zu der allgemeinen Heiterkeit bei. Nur der alte Major Dreist war gegen seine Gewohnheit still und in sich gefehrt. Er schien müde zu sein, man ließ ihn in Ruhe. Als aber gegen das Ende der Tafel die lauter gewordenen Gespräche einen Augenblick verstummten, da hörte man, daß er vor sich hin sprach: „Ein riesiger Sechzehnder oder ein Gespenst!“

„Ein riesiger Sechzehnder!“ rief der Fürst.

„Ein Sechzehnder!“ riefen Prinz Paul und mehrere der Herren.

Der Major schrak auf. „Ich habe ihn wahrhaftig gesehen, im Nebel, ungeheuer groß! Ich mußte mich erst besinnen, dann schoß ich.“

„Ich auch!“ rief der Fürst.

„Ich auch!“ rief Prinz Paul, und so Andere.

„Ich habe aber gar keinen Sechzehnder,“ erklärte der Fürst.

„Sollte es doch ein Phantom gewesen sein?“ äußerte Frau von Petitville.

Einige lachten, Andere schwiegen. Zu Letzteren gehörten Prinzess Mathilde, Xenia und Herrlich.

„Auf unserer ersten Reise lernten wir einen Bers von einem Sechzehnder,“ so wandte sich Prinz Paul jetzt an den Standesherrn und fragte: „Können Sie ihn hersagen?“

„Wohl nicht richtig,“ antwortete dieser ausweichend.

„Ich aber,“ rief Jener weinlustig und declamirte:

„In Deutschland sind die Hirsche viel behender,  
Als man sie andrer Orten schätzt.  
Oft kommt es, daß ein starker Sechzehnder  
Duer über mehrer' Herren Länder  
Mit einem Sprung hinüber setzt.“

Der Fürst machte ein saueres Gesicht, lachte aber doch. Da lachten auch die Anderen mit passendem Maße. Und wenn Serenissimus und seine Unterthanen den Scherz wirklich übler vermerkten, so vergaß man dies und das Gespenst bald bei manch' gutem Trunk, den man noch that.

---

Prinzess Mathilde empfing den Adjutanten ihres Vaters mit freundlichem Ernst. „Ich habe Sie gestern am Forsthaufe überrascht, Herr von Herrlich. Sie haben Alwine Baumwart mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als ich erwartet hatte.“

„Durchlaucht, ich weiß selbst nicht, wie es kam,“ entgegnete der junge Mann. „Ich ging nach der Försterei, da war sie vor der Thür und ich ergriff ihre Hand.“

„Ich werde Alwine beschützen und denke darüber nach, wie ich das gute Mädchen entfernen könnte.“

Herrlich erschrak. „Demoiselle Baumwart hat nichts Unrechtes gethan und ich auch nicht. Wenn Durchlaucht uns trennen wollen, so schicken Sie mich fort und lassen Demoiselle bei ihren Eltern.“

„Mein Vater wird Sie nicht fortlassen. Sie sollen ja sein Hofmarschall werden.“

„Dazu habe ich keine Neigung. Da Cuere Durchlaucht Demoiselle Baumwart und mich Ihrer Theilnahme würdigen, so helfen Sie mir. Ich bin jung und kann noch lernen. Ich wünsche Forstmann zu werden.“

„Für so wankelmüthig habe ich Sie nicht gehalten. Um so mehr muß ich verhindern, daß Alwine in übele Nachrede kommt.“

Sie bemerkte den aufwallenden Zorn in Herrlich's Gesicht. „Uebele Nachrede wird von mir nicht kommen und von der Prinzessin Kenia, welche das unschuldige Mädchen beleidigt hat, fürchte ich sie nicht. Durchlaucht sind ja Zeuge der Begegnung gewesen.“ — Er sah sie an und las in ihren Augen, daß sie verstehe, was er meinte, aber nicht wolle, daß es weiter erläutert werde. Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er ruhiger fort: „Wankelmüthig werde ich nie sein in meiner warmen und dankbaren Anhänglichkeit an den Fürsten und an Sie, Durchlaucht. Dennoch werde ich zu geeigneter Zeit den Fürsten bitten, mich zu entlassen, damit ich mir die



Kenntnisse für eine selbständigere Thätigkeit erwerben kann. Weil aber Euer Durchlaucht Zweifel in mich setzen und mich zu dieser Besprechung befohlen haben, so gestatten Sie mir, Ihnen auch zu sagen, was noch kein anderer Mensch, am allerwenigsten Demoiselle Baumwart weiß, daß ich streben werde, um deren Hand werben zu können.“

Die Prinzessin hatte ihn wohlwollend angehört. Jetzt lächelte sie befriedigt und sprach: „Ihre letzten Worte haben die Sache so geändert, daß ich Ihnen gern helfen will. Lassen Sie mich nachdenken, wie ich es am besten kann und vertrauen Sie mir.“

Er küßte ihre Hand. „Durchlaucht machen mich glücklich. Ich werde Alles thun, es zu verdienen.“

Er schied von der gütigen Beschützerin in hoffnungsreicher Stimmung. Auch die Prinzessin war mit dem Ausgange der Unterredung zufrieden. Sie schätzte Herrlich und konnte in diese Herzensangelegenheit mit gutem Gewissen helfend eingreifen. Und da die Sorge um ihren Bruder, welche sie in der letzten Zeit gepeinigt hatte, an den folgenden Tagen mehr und mehr unbegründet schien, so wurde sie heiter und wohlgemuth, was ihren Vater immer am meisten erfreute und vielleicht dazu beitrug, ihrer Bitte, daß zu dem bevorstehenden großen Hofball Alwine Baumwart eingeladen werde, die Gewährung zu verschaffen. Erst schüttelte der Fürst über dieses, dem Herkommen widerstreitende Anliegen den Kopf. „Das geht nicht, Kind,“ sagte er. „Dann hätten andere gleichstehende Demoisellen denselben Anspruch. Die Eltern

sind ja nicht hoffähig, wie kann da die Tochter kommen? Freilich fehlt es sehr an Tänzerinnen.“

„Wir haben dieses junge Mädchen immer etwas bevorzugt,“ gab sie zur Antwort. „Ich habe früher von den Schülerinnen Alwine am meisten bei mir gehabt. Erlaube, daß ich sie in meiner Wohnung aufnehme und gewissermaßen zu dem Balle mitbringe.“

„Ungewöhnlich ist es, doch geht dieses Fest auch sonst etwas über die Grenzen hinaus. Ja, thue es. Ich werde es Petitville sagen. Die Einladung muß aber von Dir ausgehen.“

Der große Hofball sollte die Festlichkeiten zu Ehren der Petersburger Gäste beschließen und am Tage vor deren Abreise stattfinden. Als die Einladungen erlassen wurden, schrieb Prinzess Mathilde an Madame Baumwart. Es befriedigte sie, daß Alwines Besuch für Xenia eine Strafe und für die Gekränkten eine Genugthuung sein werde, und vergnügt dachte sie an die Freude, welche sie bereitetete.

Xenia hatte am Abend nach dem Jagdfeste, als sie allein war, noch einmal im Zorn geweint, dann aber eingesehen, daß ihr nichts übrig blieb, als sich zu trösten. Sie hatte den schönen Adjutanten ganz aufgegeben und in den Huldigungen des Erbprinzen Ersatz gesucht. Nun waren diese Beiden schnell übereingekommen, daß er mit ihr und ihrem Gemahl nach des Letzteren Vaterstadt reisen sollte und Xenia hatte es verstanden, den Fürsten auf den Gedanken zu bringen, daß sein Sohn, welcher vor der großen Reise den Naheverwandten Lebewohl sagen mußte, dies am einfachsten thue, wenn er seinen

Dnfel begleite. Damit jedoch bei dem Empfange in jenem Fürstenthum die russischen Herrschaften die Hauptpersonen blieben, sollte die Reise des Erbprinzen als eine unvorbereitete, erst im letzten Augenblick beschlossene erscheinen und bis dahin geheim gehalten werden.

Seitdem die leichtfertige Frau mindestens diesen Erfolg gehabt hatte und der Erbprinz die ihn beherrschende Leidenschaft erwidert glaubte, richteten Beide ihr Benehmen dahin, daß Niemand ihr Einverständniß merke. Der Erbprinz beschäftigte sich wieder wie sonst, erledigte die vernachlässigte Correspondenz in Bezug auf seine große Reise, bei deren Beginn er mit Kenia in Neapel zusammentreffen wollte, und holte andere Versäumnisse nach. Er trieb den Baumeister zu der Beendigung der Arbeiten an dem Hause, worin er nicht nur den Doctor Klaus, sondern auch die Familie Wernow eingerichtet sehen wollte, bevor er das Land für lange Zeit verließ. An Lucia's nächste Zukunft dachte er ebenfalls und besorgte durch dritte Hand, was hinsichtlich ihres Aufenthaltes in Italien vorbereitet werden konnte. An die Qualen der Verlassenen wollte er nicht denken.

Durch das selteneren Zusammensein mit Kenia, durch seine größere Thätigkeit und Unbefangenhait täuschte er seine Schwester und selbst Lucia. Erstere glaubte nach dem Erlebniß bei der Försterei, daß die Russin, deren Eifersucht sich dort verrieth, mit dem Erbprinzen nur eine Spielerei getrieben habe, deren nun Beide überdrüssig seien. Auch die Mittheilung, daß er die Verwandten für wenige Tage in das benachbarte Fürstenthum begleiten werde, machte sie nicht besorgt.

Zu Lucia konnte sie das alte Vertrauen nicht so schnell wieder gewinnen. Der Argwohn, daß ihr Bruder von der Hofdame geliebt werde und dieses wohl gar erwidere, war nun einmal in ihr entstanden und schien, da sie jetzt darüber nachdachte, durch manche Erinnerung bestätigt. Das wirkliche Verhältniß ahnte ihr reines Gemüth nicht. Sie vermuthete, daß Lucia eine eheliche Verbindung, welche nach der Ansicht der Prinzessin niemals stattfinden durfte, für möglich halte. Sie hoffte indeß, daß die bevorstehende lange Trennung solchen Träumereien ein Ende machen werde und glaubte auch Lucia's Worten, daß diese, welche noch immer leidend ausfah, ärztliche Hilfe aber ablehnte, gefunden werde, sobald sie das Schloß verlassen habe.

Lucia lebte zwischen Verzweifeln und Hoffen in der größten Anstrengung, sich aufrecht zu erhalten. Das Benehmen des Erbprinzen hatte mit ihrem Nachdenken auch ihren Stolz erweckt. Dem Manne, der sie um einer Anderen willen vernachlässigte, konnte sie nicht entgegenkommen. Wenn er sie grüßte, dann und wann ein Wort an sie richtete, sah sie ihn kalt an und versuchte nicht, ihn freundlich festzuhalten; auch als er sie an einem der letzten Tage flüchtig und geheim benachrichtigte, daß er die verabredeten Anordnungen für ihre Reise getroffen habe. Aber jedes noch so unbedeutende Zeichen, welches sie als ein Zeugniß seiner Liebe betrachten konnte, erwärmte doch ihr Herz und ermuthigte sie wieder; so auch ihre Wahrnehmung, daß der Erbprinz weniger um die Huld der Russin warb, diese sogar zu meiden schien. Freilich wußte Lucia, was die Verstellung vermag. Sie

traute deshalb weder dem Geliebten, noch Xenia; aber sie sagte sich auch zum Trost: „Noch wenige Tage Geduld, dann verläßt uns die Verführerin, und dann ist die Gefahr vorüber, dann wird er wieder wie sonst mein eigen, und ich darf ihm verzeihen!“

So kam der letzte Tag heran. Nach der Tafel nahm Prinzess Mathilde eine Gelegenheit wahr, Herrlich allein zu sprechen und ergözte sich an seiner Ueberraschung und freute sich an dem Glücke, welches aus seinen Zügen strahlte, als sie ihm mittheilte, daß Alwine in einer Stunde zu ihr komme und er sie heute Abend sehen werde.

---

Die Gesellschaft versammelte sich. Frau von Petitville mußte Demoiselle Baumwart einführen. Sie hatte diesen Befehl mit Bewunderung und Mißvergnügen aufgenommen, denn eine solche Abweichung von der Rangordnung war ganz ungewöhnlich. Aber Alwine sah in ihrem reizenden Ballanzuge so bescheiden, schüchtern und doch so glücklich, so hinreißend schön aus, daß sie auch Widerstrebende für sich einnahm und die Petitville bald versöhnt war, um so mehr, als ihr nun von allen Seiten, besonders von den preussischen Husarenofficieren, eine erhöhte Aufmerksamkeit zu Theil wurde.

Der Hof trat ein. Voran schritt, den Rücken vom Alter gebeugt, feierlich, den Stock mit der goldenen Fürstenkrone zuweilen, um zur Stille aufzufordern, auf den Boden stoßend, der Hofmarschall; hinter ihm der

Adjutant des Fürsten und der Kammerjunker von Sanfft. Hierauf folgte die fürstliche Familie. Der Fürst führte Xenia, Prinz Paul die Fürstin, der Erbprinz seine Schwester. Die Hofdamen schlossen den Zug. Beide waren geschmackvoll, die Lippstahl möglichst jugendlich gekleidet. Lucia sah blaß und leidend aus. So hübsch sie früher war, heute hatte sie sich, als sie zum Feste angekleidet wurde, selbst gesagt, daß sie mit Xenia's leuchtender Schönheit nicht wetteifern könne.

Der Cercle wurde von Serenissimus abgekürzt, damit Xenia zum Tanzen komme. Sie eröffnete den Ball mit dem Erbprinzen; Herrlich mußte mit Fräulein von Lippstahl vortanzen. Daß Lucia nicht tanzte, fand ihres elenden Aussehens wegen Jeder richtig. Während des ersten Tanzes trat Frau von Petitville an sie heran. „Wie schade, daß Sie unwohl sind, Liebe! Es wird ein magnifiques Fest. Dann kommt eine stille Zeit, zumal auch der Erbprinz uns verläßt.“

„Der Erbprinz reist ja erst später.“

„Nein, morgen mit den russischen Herrschaften. Mein Mann hat es mir diesen Nachmittag gesagt. Es sollte nicht davon gesprochen werden. Wie viele und schöne Tänzer! Und die Toiletten pompös!“

Sie bemerkte nicht, daß Lucia die Hand auf das Herz gepreßt, sich an die Wand gelehnt hatte und mit der andern Hand an einer Stuhllehne hielt. Die gute Petitville ging weiter. Lucia glaubte umzusinken. „Also doch!“ Mit der äußersten Kraft nahm sie sich zusammen. Die Musik schwieg, die Gesellschaft wogte durcheinander. Da kam der Erbprinz in die Nähe der Unglücklichen;

sie trat auf ihn zu. „Nur ein Wort!“ Diese leise, in höchster Angst gesprochene Aufforderung mußte ihn erschrecken; er folgte ihr, als sie in ein Cabinet trat, wo sie augenblicklich allein waren.

„Noch niemals habe ich Dich um etwas gebeten, — jetzt flehe ich Dich an: Reise nicht mit der Russin!“

Ueberrascht, von dem in der Bitte enthaltenen Vorwurf getroffen, in seinen Liebesgedanken gestört, antwortete er bei äußerlicher Freundlichkeit doch verdrießlich: „Ich muß meinen Verwandten Adieu sagen, die Sache ist eingeleitet und läßt sich nicht ändern. In einer Woche bin ich wieder hier.“

„Dann bitte ich nicht mehr,“ klang es tonlos aus ihrem Munde. Sie wandte sich den belebten Räumen zu; er meinte aus Vorsicht, damit Keiner diese Unterredung bemerke. Gleich darauf war sie in der Menge verschwunden. Auch er kehrte in die Gesellschaft zurück.

Den zweiten Tanz tanzte Herrlich mit Alwine, die Lippstahl mit Herrn von Sanfft.

„Die alte Lippstahl tanzt noch ganz flott,“ sagte ein Husaren-Rittmeister zu dem dicken Baron von Kochwohl.

„Sie nimmt den Kammerjunker, geben Sie Acht.“

In einer anderen Ecke unterhielt sich die Gymnasial-Directorin Stoßer mit der Majorin Dreißt. Jene meinte: „Unsere Schloßbälle sind immer unübertrefflich.“

„Nun ja,“ entgegnete, nicht ganz zustimmend, die Majorin.

„Wie so? Im vorigen Jahre sagten Sie ja selbst,

Schöneres gäbe es nicht. Ihr Mann ziehe unser Schloß dem Louvre vor.“

„Das hat er wirklich gesehen. Ich meine auch nicht das Schloß, sondern die Gesellschaft. Sie wird zu ungleichmäßig extendirte. So gut wie die junge Baumwart hätten auch Andere geladen werden können.“

„Sie denken an Ihre Nichte Peters; aber, Beste, Ihr Bruder ist ja nicht im Staatsdienst.“

„Mein Bruder ist der erste Kaufmann der Residenz. In anderen Ländern wäre er längst Hoflieferant und Commerzienrath. Erst kürzlich hat Serenissimus mit ihm über neue Colonialwaaren conferirt. Ist da der Förster mehr?“

Immer lebhafter wurden die Gäste des Fürsten; die Luft war groß in den Festsälen. Die Dienerschaft bot in reichlicher Fülle Erfrischungen dar und scherzte im eiligen Vorbeigehen auf dem Corridor mit den Kammerzofen, welche das Deffnen der Thüren benutzten, um die glänzende Gesellschaft zu betrachten.

Die Zuschauer im Tanzsaale stritten sich, ob Kenia oder Alwine die Schönste sei. Die fürstlichen Unterthanen gaben Ersterer, die Ausländer Letzterer den Vorzug. Kenia ließ die fremden Herren zum Tanze auffordern, was ganz in der Ordnung war. Daß sie gar nicht mit Herrlich tanzte, fiel Niemandem außer diesem selbst, dem es angenehm war, auf. Alwine wurde von Kenia vollständig unbeachtet gelassen, von den fremden tanzenden Herren dagegen sehr gefeiert. Sie nahm dies ganz unbefangen auf und war nur deshalb glücklich, weil Herrlich glücklich aussah und sie in seiner Nähe war.



Der Gerichtsdirector Meier, der Gymnasialdirector Stoßer und der Professor Kindmann standen neben einander und sahen dem Tanze zu. Alle drei priesen Xenia's Schönheit. „Schade, daß sie abreist. Ich hätte ihr noch einen anderen Anzug gegeben,“ klagte der Hofmaler.

„Der Anzug ist ja köstlich!“ entgegnete mit der Ueberlegenheit des Vorgesetzten der Gymnasialdirector.

„Ja ja, diesen Anzug meine ich. Den hätte ich dem Bilde gegeben. Aber ich glaubte, sie könne gar nicht schöner sein, als in dem rothen Sammetkleide.“

Stoßer zuckte die Achseln und wandte sich an den Gerichtsdirector mit ernster Miene und den leisen Worten: „Daß Ulwine Baumwart zugelassen ist, wird wohl eine Folge der Pariser Revolution sein. Man wird liberaler.“

Der Gerichtsdirector sah sich erschrocken um. Dann antwortete er ebenso leise: „Daß sie, wie man meint, Hofdame wird, glaube ich dennoch nicht. Freilich sagte mir die Frau Hofmarschallin, als ich ihr mein Compliment machte, daß Prinzess Mathilde die Demoiselle zu sich befohlen habe.“ Hierauf entfernte er sich, um das ihm gefährlich dünkende Gespräch abubrechen, unter dem Vorwande, daß er den Leibarzt, welcher in die Nähe kam, sprechen müsse.

Trotz der Länge des Festes war die Freude nicht im Abnehmen. Die Jugend wurde immer fröhlicher, und die älteren Damen und Herren fühlten sich wohl in den Sälen der fürstlichen Wirths, die heute besonders gnädig und unermüdet waren, mit huldvollen Anreden Viele zu beglücken.

Da hörte man auf dem Corridor laut rufen, Frauen-

stimmen schreien. Man sah eine eilige Meldung an den Fürsten gelangen. Herren, welche nahe an den Corridorthüren standen, öffneten diese und blickten hinaus. Sie sahen einen rothen Schein und, als sie den Fenstern nach dem inneren Hofe näher traten, Flammen aus dem Dache bei dem stumpfen Eckthurm schlagen. Der Thürmer läutete, der Tambour der Schloßwache schlug Lärm. Aus dem Tanzsaale tönte die Musik. Die Meisten wußten noch nicht, was draußen vorging. Niemand kann sagen, wie lange das Feuer schon ausgebrochen war. Jetzt züngelte an mehreren Stellen hohe Gluth in die, glücklicherweise windstille, Nacht.

Auch der Fürst war hinausgetreten. Er ließ der Fürstin sagen und die Gesellschaft benachrichtigen, daß sie sich nicht zu beunruhigen brauchten, das Feuer sei in dem entlegensten Theile des Schlosses.

Als der Erbprinz die Nachricht erhielt, eilte er hinaus, die Treppe hinauf und begegnete Lucia's Kammerjungfer. „Wo ist Ihr Fräulein?“

„Wahrscheinlich noch unten, Durchlaucht.“

Er lief die Treppe hinunter und wollte in die Festräume, aus denen seine Schwester soeben kam. „Wo ist Lucia?“ fragte er sie in großer Unruhe.

„Sie muß lange in ihrer Wohnung sein. In der Gesellschaft habe ich sie nur anfangs gesehen.“

Er faßte mit den Händen seine Stirn und starrte furchtbar geängstigt in die höher auflodernde Gluth. „Mein Gott, was ist Dir?“ sprach leise die erschrockene Prinzessin. „Fasse Dich!“ Sie ergriff seinen Arm. „Besinne Dich, wer Du bist!“

Schloßbediente mit Eimern und allerlei Geräth stürmten an ihnen vorbei. „Hierher!“ rief er und zeigte ihnen, die Stufen hinauf springend, den Weg nach Lucia's Wohnung. In der Stube der Kammerjungfer war Brandgeruch. Die folgende Thür war verschlossen. „Schlagt sie auf!“ Die schwere Thür wich nicht sogleich.

„Fräulein muß darin sein. Jeden Abend schloß sie von innen ab,“ jammerte die Kammerjungfer.

Die Thür sprang auf, ein dichter Qualm, von Hitze getrieben, schlug ihnen entgegen. Der Erbprinz drang vorwärts, fast in die Flammen hinein. Da fühlte er, daß man ihn anfaßte und festhalten wollte. „Durchlaucht zurück!“ Er sah sich nicht um, sondern wollte weiter. „Helft mir ihn halten!“ rief der Mann, der ihn gefaßt hatte. Er hörte von seiner Schwester Lucia's, dann seinen Namen rufen und blickte sich um. Der ihn hielt, war der alte Doctor Klaus; neben ihm stand sein Kammerdiener und der Schloßfourier. Dieser sprach jetzt: „Kommen Sie, Durchlaucht. Die Hofdame wird sich nach hinten gerettet haben. Im ersten Stock können wir nach dem Thurm gelangen und von da hinauf.“

Der Erbprinz zuckte zusammen und folgte. Als er die Prinzessin Mathilde sah, die in ihrem festlichen Anzuge da stand und ihn traurig anblickte, faßte er sich, reichte ihr im Vorbeigehen die Hand und sagte: „Herr Doctor, sorgen Sie für meine Schwester.“

„Ihr geht mit,“ befahl der Schloßfourier den beiden Männern, welche Lucia's Thür geöffnet hatten. „Nehmt Euer Geräth mit.“

„Die Drei und ich halten Seine Durchlaucht, wenn

es wieder nöthig ist," flüsterte der Kammerdiener der Prinzessin zu.

„Nun begeben Euere Durchlaucht sich hier fort," redete der Doctor Klaus die Prinzessin an.

„Mein Gott, wo ist Lucia?"

„Sie kann anderswo im Schlosse sein; Durchlaucht können sie nicht suchen." Er führte sie durch die Leute, die im Corridor hin und her liefen.

Das Feuer verbreitete sich unter dem Dache weiter. Dem Fürsten, der sich in die Gesellschaft zurückbegeben hatte und seine volle Ruhe bewahrte, mußte gemeldet werden, daß die Wohnung des Erbprinzen in Gefahr sei. Nun reichte er seiner Gemahlin den Arm und wandte sich an den Prinzen Paul und Xenia. „Für Ihre Wohnung ist keine Gefahr, die Decke über diesem Stock ist ganz gewölbt. — Wir müssen die Gesellschaft entlassen."

Der Hofmarschall trat heran.

„Begeben Sie sich zur Ruhe, Petitville. Sie sind alt. Wo ist Herr von Herrlich?"

Xenia antwortete: „Er unterhielt sich mit der Förstertochter."

„Er wird mich finden," erwiderte der Fürst. „Herr von Sanfft, bleiben Sie bei der Fürstin."

Der Hof bewegte sich durch die Gesellschaft. Der hohe Gastgeber redete Diesen und Jenen an. „Es ist besser, wir gehen auseinander. Daß sich aber Niemand übereilt! Gefahr ist hier unten nicht."

Er grüßte freundlich und trat auf den Corridor in das wirre Gedränge der verstört eilenden Schloßbedienten,

der hinaus flüchtenden Festgenossen, der Bürgerleute, die von dem Feuerlärm geweckt, hilfsbereit nach oben drängten. Er mußte sich Platz machen. Er öffnete ein Fenster nach dem Hofe und horchte einen Augenblick in das Geschrei des rathlosen Getümmels, in welchem nichts zu unterscheiden war, als der Trommelschlag des Wachtambours. „Gar keine Ordnung!“ sprach er vor sich hin und stieg nach dem zweiten Stock hinauf.

Alwine hatte die Prinzessin Mathilde vergeblich gesucht und in der großen Verwirrung Herrlich gebeten, sie hinauf zu führen. „Seien Sie ganz ruhig, Demoiselle,“ so unterhielt er sie auf der Treppe. „Ich benachrichtige Sie rechtzeitig, falls Sie oben nicht bleiben könnten. Aber wir werden des Brandes Herr werden; es ist windstill, und an Wasser fehlt es nicht. — Trotz des bösen Endes war der Abend der schönste, den ich erlebt habe.“

Vor den Zimmern der Prinzessin begegneten sie dem Doctor Klaus. Alwine neigte den Kopf zum Gruß und ging hinein. Nun beobachtete Herrlich die Feuersbrunst. Er überlegte, wo die meiste Gefahr und wie sie zu bekämpfen sei. In diesem Augenblicke kam der Fürst.

„Alter Klaus, schonen Sie sich!“ sagte er herzlich. Der Adjutant erläuterte kurz seine Ansicht, wie das Feuer angegriffen werden müsse: „Den neuen Flügel schützt der Eckthurm, den oberen Theil des brennenden werden wir schwerlich retten. Alles kommt darauf an, vor der Wohnung der Prinzessin Mathilde dem Feuer Einhalt zu thun.“

Der Fürst nickte zustimmend. „Wo ist mein Sohn?“

Klaus antwortete: „Er wollte durch die erste Etage nach dem Eckthurm gehen, weil man von hier oben nicht mehr dahin gelangen kann.“

Der Fürst, welcher die Besorgniß hegte, daß der Erbprinz sich rücksichtslos der Gefahr aussetze, schüttelte den Kopf und sagte: „Mein Sohn gehört in meine Nähe. Wir können nicht selbst zugreifen. Er soll herkommen. In meinem Auftrage muß ein ruhig entschlossener Mann das Commando führen. Herr von Herrlich, übernehmen Sie es.“

Dieser eilte davon. — Der Fürst und der Leibarzt hatten noch kein Wort weiter gesprochen, als sie den Kammerdiener des Erbprinzen erblickten, der in großer Eile und Aufregung herankam.

Sein Herr war durch die unteren Zimmer kaum in den Eckthurm gelangt, als er wieder den Feuerschein sah. Also auch die letzten Zimmer von Lucia's Wohnung mußten in Flammen stehen, denn der Thurm war oben durch ein Gewölbe geschlossen. Er sprang die Stiege hinauf, seine Begleiter ihm nach. — Sie sahen durch die geöffneten Thüren in die Gluth. „Der Fußboden ist schon verbrannt; hier ist Alles verbrannt,“ sagte der Kammerdiener und sogleich der Schloßfourier: „Wenn die Hofdame hier gewesen ist, so kann sie sich nur nach unten gerettet haben.“ Der Erbprinz, von der Erinnerung an diesen Ort gemartert, hatte augenblicklich dieselbe Vorstellung. Er kehrte um und lief so schnell, daß die Anderen kaum folgen konnten, die Stiege ganz hinunter. Die Pforte stand offen. Er erreichte den Rand der

Mauer, wo in früheren Nächten sein Boot lag. Die Feuersbrunst erhellte die Wasserfläche. „Da!“ — rief er.

Die Racheilenden sahen dem Waldufer nahe auf dem Wasser einen weißen Gegenstand.

„Kommt schnell mit einem Boote nach dem Walde.“

Mit diesem Ausruf sprang er hinunter, verschwand, dann sahen sie ihn kräftig hinüberschwimmen.

„Herr mein Gott, Herr mein Gott!“ seufzte der Kammerdiener.

„Thut, was er befahl,“ sagte der Schloßfourier, und sie liefen zurück. Dabei sprach der Eine: „In ihrer Angst ist sie hinaus gestürzt.“ Der Andere: „Sie hat nicht gewußt, daß da gleich der Graben ist.“ — „Wie kommt sie aber auf die andere Seite?“ — „Der Strom geht dahin.“

Der Erbprinz sah vorwärts schwimmend immer deutlicher, daß er sich nicht geirrt hatte. Lucia's Körper, in einem weißen Nachtgewande, wurde noch von dem Wasser getragen. Ihre langen Haare trieben um ihren Kopf; das Gesicht war nach oben gerichtet, die Augen geschlossen.

„Lucia!“ rief der Unglückliche.

Er faßte sie, Verzweiflung mehrte seine Kraft, er erreichte das Ufer und trug sie unter die Bäume. Der Schein des brennenden Schlosses fiel durch die laublosen Zweige auf ihr Gesicht, und die bewegten Schatten spielten darauf, als ob die Züge sich bewegten. Er kniete an ihrer Seite. „Lucia, Lucia, erwache!“ Er warf sich über sie. „Habe ich Dich getödtet?“

Er richtete sich wieder auf. Er bewegte ihre Arme,

als wolle er die Schlafende erwecken. Er küßte sie, als wolle er ihr Athem einflößen.

Da hörte er die Ruderschläge des heranfahrenden Bootes. Die Leute trugen die Leblose in den Kahn. Der Erbprinz hielt sie in seinen Armen.

Inzwischen hatte sich der Schloßgarten mit Menschen gefüllt, die eine Doppelreihe bildeten, worin Einer dem Anderen die Wassereimer zureichte. Müßige drängten neugierig dem landenden Boote zu. Sie erkannten den Erbprinzen, wie er, die weiße Gestalt in seinem Schooße, dasaß. Neuer Schrecken verbreitete sich.

Die Ruderer legten das Fahrzeug fest. Dann hoben sie den starren Körper der Ertrunkenen an's Land. „Macht Platz!“ riefen die Bürger.

Der Erbprinz mit bloßem Kopfe und verwirrttem Haar, in seiner mit Orden geschmückten, von Rauch geschwärzten, vom Wasser triefenden Uniform, an welcher das eine Epaulett fehlte, kam daher. „Macht Platz, macht Platz!“ sprach er mehrere Male, mit äußerster Kraft sich zusammennehmend, im bittersten Weh, und schritt den Männern, die Lucia trugen, voran in das Schloß.

„Unser Erbprinz ist ein braver Mann!“ — „Das hat er oft bewiesen!“ — So sprachen die Bürger, als er vorbeigegangen war. —

Der Kammerdiener meldete dem Fürsten, was vorgefallen.

„Eilen Sie, Klaus!“ sagte der Fürst. „Ich will meine Tochter benachrichtigen.“

Nicht lange nachher kam er, Prinzess Mathilde am



Arm, unten in die Sommerzimmer. Man hatte Lucia auf ein Ruhebett gelegt, der Doctor machte Belebungsversuche. Der Erbprinz stand an der entfernten Wand des eilig und schwach erleuchteten Raumes. Prinzess Mathilde ging zu der entschlafenen Hofdame, welche sie früher so sehr geliebt hatte.

„Sie ist todt,“ sagte Klaus.

---

Die zweckmäßigen Anordnungen Herrlich's, sein ruhiges, festes und muthiges Auftreten hatten den Erfolg, daß die Wohnung der Prinzess Mathilde unbeschädigt blieb. Der obere Theil des hinteren Flügels brannte vollständig aus. Daß das Feuer in den Stuben der Hofdame entstanden war, litt keinen Zweifel. Seine Ursache konnte nicht ermittelt werden, denn die Spuren waren von den Flammen vernichtet.

Herrlich's Benehmen wurde von allen Seiten gerühmt. Die Bürger, welche kräftig zugegriffen hatten, folgten ungeachtet ihrer Erschöpfung seinen Befehlen willig bis zum hellen Tage. Es war wohlverdient, daß der Fürst, bevor er nach Bewältigung des Brandes in sein Zimmer ging, Herrlich zu sich beschied, um ihm zu danken. „Sie sind ein tüchtiger Mann,“ sagte er. „Das habe ich immer geglaubt, heute haben Sie es bewiesen.“

Einige Stunden später reisten Prinz Paul und Xenia ab. Daß der Erbprinz nicht mit ihnen fuhr, verstand sich fast von selbst. Er hatte erklärt, in der jetzigen Verwirrung bei seinem Vater bleiben zu wollen.

Die Verabschiedung der russischen Herrschaften geschah so feierlich, wie die Umstände gestatteten. Der alte Hofmarschall, welchen die schrecklichen Ereignisse sehr ergriffen hatten, ließ es sich dennoch nicht nehmen, in der Staatsuniform mit dem Hofmarschallstodk zu erscheinen. Herr von Sanfft, den Lucia's Tod nur oberflächlich erschütterte hatte, fungirte neben ihm. Herrlich ließ sich entschuldigen; er habe nicht Zeit gehabt sich umzukleiden.

Unmittelbar vor der Abfahrt der Verwandten kam der Erbprinz mit seiner Schwester, die, soweit die Sitte es gestattete, schwarze Gewänder angelegt hatte.

Der Abschied war seitens des fürstlichen Ehepaars und des Prinzen Paul herzlich. Der Erbprinz blickte starr darein und fand kaum die nothwendigsten Worte. Als Xenia ihm die Hand reichte und „Auf fröhliches Wiedersehen!“ sagte, schwieg er, und den Gruß, welchen sie aus dem abfahrenden Wagen ihm zuwinkte, sah er nicht.

Er kehrte in die Wohnung zurück, welche er im Erdgeschoße gegenüber der Stube, wo Lucia's Leiche lag, genommen hatte. Als die Thür hinter ihm geschlossen war, schwankte er nach dem Sofa und fiel auf dieses nieder. Es waren mehr Traumgebilde als Gedanken, die ihn quälten. Er fühlte sich tief krank; aber er wollte es nicht sein, noch nicht, jetzt nicht. —

Als der Kammerdiener den Leibarzt anmeldete, stand er auf und ging, mehr Ruhe im Ausdruck, umher. So fand ihn der Doctor. „Wie befinden sich Euere Durchlaucht nach der traurigen Nacht? Fühlen Sie keine Erkältung?“

„Durchaus nicht!“ antwortete der Erbprinz und versuchte zu lachen.

„Sie sind sehr abgehärtet, aber Sie kamen erhitzt in das Wasser, blieben lange in den nassen Kleidern, und wir haben fast Winter. Dazu die Aufregung —“

„Welche Aufregung?“ fragte der Prinz hastig; setzte aber, als er bemerkte, daß Klaus ihn beobachtete, hinzu: „Freilich, die Nacht war trautig.“ Er schwieg und sah in's Leere. Plötzlich legte er seine Hände auf des Doctors Schultern und rief: „Was führte Lucia in den Tod?“ — Er trat zurück. „Ich meine, hat die Hofdame — das schreckliche Feuer! — Sahen Sie Spuren an ihr?“

„Keine, Durchlaucht. Sie hat vor dem Feuer fliehen wollen und in ihrer Angst nicht vor sich gesehen.“

„So wird es gekommen sein. Man sagt mir, daß keine Spur da sei. Die Zimmer werden in hellen Flammen gestanden haben, als sie hinausstürzte. — Wann beziehen Sie Ihre neue Wohnung? Die Familie Wernow kommt, wie ich höre, in acht Tagen.“

Der alte Arzt erkannte den Fieberzustand des sich gesund stellenden Prinzen und benutzte die Gelegenheit, dessen Hand zu ergreifen, indem er sagte: „Ich danke Euerer Durchlaucht herzlich für Ihre Sorge um mein Wohlergehen, für Ihre Güte gegen mich. Ich beabsichtige, im Laufe der kommenden Woche mein neues Logis zu beziehen und freue mich darauf, die schönen Bücher aufzustellen, die Sie mir geschenkt haben. Aber nun bitte ich, legen Durchlaucht sich zu Bett. Ich fühle an Ihrer Hand, die Erkältung ist doch eingetreten; sie geht schneller vorüber, wenn Sie nicht widerstreben.“

Der Prinz hatte seine Hand zurückgezogen und wollte dem Arzte auseinandersetzen, wie wenig krank er sich fühle, als der Kammerdiener die Nachricht brachte, daß der Hofmarschall ohnmächtig geworden sei und aus dem Hofe getragen werde.

„Das Unglück kommt zu Hauf. Eilen Sie, Doctor,“ sagte traurig der Erbprinz. —

Als die russischen Verwandten weggefahren waren, wandte der Fürst sich dem inneren Schloßhofe zu; der Hofmarschall und Sanfft folgten dahin. Der Platz war mit wasserdurchtränktem, brandigen Dunst ausstrahlendem Schutt bedeckt; allerlei Geräth dazwischen. Oben sah man durch die Fensteröffnungen der ausgebrannten Mauern den Himmel. Der Baumeister stand da und überlegte, wo er anfangen wollte. „Lassen Sie gleich die Wasserpforte im Eckthurm zumauern,“ befahl der Fürst. „Petitville,“ fuhr er fort, „wir machen andere Ausgänge. Im Frühjahr wollen wir die Vollendung des neuen Flügels beginnen.“

Der, welchem diese Worte galten, hatte zitternden Hauptes in die Zerstörung geblickt, die er erst jetzt sah. Plötzlich ließ er den Hofmarschallstoc fallen und brach zusammen. „Petitville!“ rief erschrocken der Fürst. Kein Blick des alten treuen Dieners deutete an, daß er diesen theilnehmenden Ausruf gehört hatte. Man trug ihn in die Hofmarschallzimmer, Sanfft ging voran, der Fürst hinterher. Man legte den Körper auf das Sofa nieder. Da sah und untersuchte ihn der Doctor Klaus, welcher bald den Kopf schüttelte und sich betrübt nach dem

Fürsten umwandte. „Ein schöner Tod, Durchlaucht, ein Gehirnschlag.“

Nun kam der Erbprinz in das Zimmer, wo die Lebenden den Todten umstanden. „Die böse Ursache hat viele traurige Folgen,“ sprach er, die Sachlage erkennend, vor sich hin. Leise ging er auf den Entschlafenen zu, legte ihm die Hand auf den Kopf und flüsterte: „Wie friedlich sieht der alte Freund aus! Er ist sanft erlöst.“

Dann trat er an seinen traurigen Vater heran, drückte ihm die Hand, reichte ihm mit den Worten: „Ich geleite Dich,“ den Arm und führte ihn die Treppe hinauf.

Im Schlosse brachte das neue beklagenswerthe Ereigniß abermals Aufregung, bei Vielen, welche den ehrlichen, fürsorglichen Hofmarschall lieb gehabt, wahren Schmerz hervor. Die Bediensteten dachten auch wohl schon darüber nach, ob Herrlich oder Sanfft der Nachfolger im Amte sein werde.

Der tief betrübtte Fürst dachte an einen neuen Hofmarschall am wenigsten. Sanfft hatte in der Nacht die Geschäfte übernommen und führte sie weiter. Die Fürstin bemerkte es und sprach davon billigend mit der Lippstahl, welche Hofmarschallin zu werden hoffte. Herrlich versah nach wie vor seinen Dienst bei dem Fürsten, in herzlicher Theilnahme für diesen womöglich noch aufmerksamer.

Die Prinzessin Mathilde blieb in ihren Zimmern. Als Alwine sich vorbereitete, nach Waldlust zurückzukehren, bat sie: „Verlassen Sie mich in unserer Trauer nicht.

Ihr glückliches Gesicht ist eine Erleichterung für mich. Bitten Sie Ihre Eltern, daß Sie noch hier bleiben dürfen.“ Und Alwine blieb gern.

Der Erbprinz hatte dem Fürsten, als dieser sich von dem letzten Schrecken etwas erholt und selbst die Rede auf Lucia's Bestattung gebracht, vorgeschlagen, daß die Leiche in der Fürstengruft beigesetzt werde, worauf zuerst die Antwort erfolgt war: „Das geht ja nicht.“ Als der Sohn aber vorgab, den Sarg würdig erhalten zu müssen für den Fall, daß Angehörige von Lucia's Familie ihn nach Italien bringen lassen wollten, — freilich wußte er, daß dieses niemals geschehen werde — hatte der Fürst eine Weile geschwiegen und dann gesagt: „Petitville hätte es nicht gern zugegeben. Deine Absicht rechtfertigt jedoch die Ausnahme. Ja, wir wollen die Hofdame vorläufig in unserer Gruft beisetzen.“

Als der Erbprinz dies erreicht hatte, wandte er in seine Wohnung zurück. „Das ist besorgt,“ sprach er vor sich hin. „Nun noch Marie!“ Jetzt befolgte er den Rath des Arztes. Er hätte auch Niemandem mehr verhehlen können, daß er krank war.

Der Doctor Klaus freute sich zwar, daß er den Erbprinzen im Bette fand, bemerkte aber mit Bestürzung das schnell entwickelte Fieber. Der Kranke lag mit geröthetem Gesicht und nicht ganz klarem Empfinden da, ließ sich geduldig den Puls fühlen und jede Anordnung des Arztes gefallen. Dieser saß lange, ihn beobachtend, an seinem Bette, verschrieb eine Medicin, gab dem Kammerdiener Weisungen und ging hinaus, zum Fürsten.

Er traf ihn allein in seinem Arbeitscabinet, unbeschäftigt, nachsinnend, betrübt der letzten Stunden gedenkend. „Was haben Sie, Klaus? Setzen Sie sich. Traurige Tage!“

„Von denen es heißt, daß sie uns nicht gefallen. Und wir sollen sie uns doch gefallen lassen. Ich möchte sagen: eine traurige Nacht, denn sie gebar das Unglück. Gott sei Dank, daß Durchlaucht so kräftig sind! Wir Zwei befinden uns in dem Alter, wo der Mensch mit gesundem Geist und Körper widerstandsfähig ist. Dem Hofmarschall bliesen die letzten Stürme das auf die Reige gehende Lebenslicht aus und die Jugend begibt sich selbst in Gefahr. Dem Herrn Erbprinzen hat seine opfermuthige That eine heftige Erkältung gebracht, die Aufregung seines lebhaften Gemüths ist dazu gekommen. Er liegt mit starkem Fieber im Bette.“ Der Fürst erschrak. „Ich muß Durchlaucht die Wahrheit sagen. Ich fürchte, die Krankheit wird ernst. Es ist meine inständige Bitte, daß ein zweiter Arzt zugezogen wird.“

Der Fürst stand auf und machte eine unruhige Bewegung. Klaus sprach, sich erhebend: „Ich schlage vor, daß Durchlaucht den Medicinalrath Semper kommen lassen.“

Der Fürst stellte sich vor ihn hin. „Ich vertraue Ihnen und Sie kennen meinen Sohn, aber ich will nichts versäumen. Semper ist ein namhafter Arzt. Schreiben Sie ihm, eine Staffette soll mit dem Briefe reiten.“

Der Leibarzt zog in das Schloß, um beständig in der Nähe des Kranken zu sein. Auch für den Medicinal-

rath Semper wurden Zimmer bereitet, er konnte aber frühestens am zweiten Tage eintreffen.

Die Sorge, welche jetzt im Schlosse herrschte, verbreitete sich schnell durch Stadt und Land. Alles sprach von dem geliebten Erbprinzen. Man sah den ernstesten Gesichtern die Angst an.

Der Fürst kam oft in das Krankenzimmer. Prinzess Mathilde verließ es selten. Nur einmal blieb sie länger fort. Ihr Bruder schlief, als sie ging, und wachte, als sie zurückkehrte. „Ihr habt Lucia bestattet,“ sagte er, wandte sich um und sie schwiegen.

Das Fieber wogte auf und nieder. Der Kranke schien von Träumen gequält zu werden. In später Nachtstunde rief er und verlangte nach seiner Schwester.

Sie kam. Er winkte dem Diener, hinauszugehen und zeigte auf den Stuhl am Kopfende des Bettes. Sie beugte sich zu ihm. Er sprach: „Amtmann Wernow's kommen bald; aber so lange lebe ich nicht.“

Sie blickte forschend in sein Gesicht. Seine Augen waren klar, sein Ausdruck feierlich, bittend. „Ich phantasire nicht. Wernow's haben ein kleines Mädchen bei sich, Marie Holmar. Das Kind ist jetzt drei und ein halbes Jahr alt. Wernow's haben den Tauffchein, der Name darin ist falsch. Den richtigen soll Niemand kennen außer mir — und Dir. Marie ist mein Kind —.“

Die Prinzessin erschrak heftig, einen solchen Fehltritt hatte sie von ihrem Bruder nicht erwartet. „O mein Gott!“ sagte sie. „Aber wer ist die Mutter?“ Er blickte sie schmerzlich und doch, wie sie deutlich



erkamte, erleichtert an, legte sich in seine Kissen zurück und antwortete lauter: „Sie ist todt!“

Das waren seine letzten Worte.

Seine Züge veränderten sich schnell. Die Prinzessin ließ den Leibarzt kommen, der keinen Augenblick zweifelhaft war, daß der Fürst und die Fürstin geweckt werden müßten. Bald waren sie mit der Tochter um das Sterbelager versammelt. Der Kranke schlief, leiser wurde sein Athem, friedlicher sein Gesicht. Er erwachte auf der Erde nicht mehr.



# Stärkere Gewalten.





An einer der kleinen, engen Straßen der Stadt Hannover lag das Urban'sche Familienhaus, Eigenthum und Wohnung des Regierungsraths Leberecht Urban. Es zeichnete sich vor den Fachwerksgebäuden der Nachbarschaft nicht allein durch stattlichere Breite und Höhe, sondern auch durch die, mit allerlei Schnörkeln verzierte Giebelfront von Sandstein und zwei vergoldete Laternen an dem Eingange aus. Leberecht's Vater hatte in der schweren Zeit der französischen Herrschaft den ererbten Wohlstand verloren, der Sohn aber durch weise Sparsamkeit die letzten Schulden getilgt, als er die vermögende, ebenfalls einer alten Beamtenfamilie angehörende Braut heimführte. Da stellten sie den Urban'schen Familiensitz, welcher die Stürme zweier Jahrhunderte überdauert hatte, würdig her und kauften sogar noch einen Garten vor dem Thore dazu.

Es war eine glückliche Ehe. Leberecht und seine Charlotte stimmten in Allem, was des Lebens Höchstes ist, überein. Ihr Haus wurde ein Mittelpunkt bildender Geselligkeit. Und glücklich wuchsen ihre begabten und

schönen Kinder heran. Das älteste, Marie, die einzige Tochter, war Oftern confirmirt worden.

Der Vater, welcher so viele Jahre wie das Jahrhundert, jetzt siebenundvierzig zählte, hatte schon eine angesehene Stellung erreicht, als die hannoversche Krone von der englischen getrennt wurde und dem Herzoge Ernst August von Cumberland zufiel. Die ersten Staatsacte dieses entschlossenen Fürsten bekümmerten den rechtlichen Mann auf das Tiefste, er verbarg seine Mißbilligung nicht und mußte darob bittere Kränkungen leiden; verwaltete jedoch sein Amt so gut, daß man ihn endlich beförderte, dann auch zum Ritter des Guelphen=Ordens machte. Und da im Laufe der Zeit die Hannoveraner Respect vor ihrem Könige bekamen, die Wohlhabenheit zunahm, die Residenzstadt sich überraschend vergrößerte und verschönte, so blickten Urban's mit Stolz auf ihre geliebte Heimath.

Audere, größere Staaten kannte weder er noch sie. Nur ihre Hochzeitsreise hatte sie über die Landesgrenze etwas weit hinausgeführt, und zwar nach Weimar, wo hinreichende Empfehlungen ihnen die Gelegenheit verschafften, ein paar Worte mit Goethe zu sprechen. Auf dieses Ereigniß wurden sie noch oft angedet.

Im Sommer bewohnten sie das Gartenhaus, im Winter pflegten sie täglich um die Stadt zu spazieren. Eine Abendstunde brachte der Regierungsrath in dem Herrenclub, dem Museum, zu, dessen Vorstande er angehörte. Nach dem Thee las er gern und mit Ausdruck vor und gab dazu lehrreiche Urtheile und Erklärungen. In einem etwas größeren Kreise las man Theaterstücke

mit vertheilten Rollen, wobei Marie mit klangreicher Stimme ihren Theil immer so richtig wie anmuthig vortrug. War die Familie Walrab da und mußte Bodo Walrab, der Supernumerair-Amtsaffessor, Marie's Liebhaber spielen, so las diese unbefangener als er. Die Eltern aber hofften, es werde demaleinst ein Paar daraus; denn alle Verhältnisse paßten zusammen.

Nur Eines war bei dem hübschen jungen Manne, der sich durch ein glänzendes juristisches Examen empfohlen hatte, bedenklich: seine politischen Ideen. Hannover war ihm zu klein, er schwärmte für eine größere, einheitliche Macht des deutschen Vaterlandes, spottete in vertrautem Kreise über den Frankfurter Bundestag wie über die heimathlichen Zustände; und obgleich er sich mäßigte, wo seines Vaters und die eigene Stellung in Betracht kam, waren seine Eltern und deren Freunde wegen seiner freisinnigen Denkungsweise nicht ohne Besorgniß.

Erinnerten sie sich doch, welches Unglück die Demagogie über viele Familien gebracht. Nur Trübsal, nichts Gutes war daraus entstanden. Der deutsche Bund bewahrte jetzt länger als dreißig Jahre den Frieden. Mußte man das nicht dankbar anerkennen? Und was konnten die Hannoveraner noch wünschen? Verwaltung und Justiz waren gut; und wenn nicht, wie eben in diesem Jahre einmal, schlimme Mißernten und harte Winter eintraten, so gab es fast keine Armuth. Kastengeist — nun ja, der war vorhanden. Der Adel hütete seine unverhältnißmäßig bedeutende Stellung und sonderete sich streng ab. Der hohe bürgerliche Beamtenstand

mißbilligte das, sah jedoch seinerseits nicht minder auf die nächst untere Klasse hinab. Aber im Ganzen fühlte jeder Rang sich wohl.

Bodo Walrab hatte nicht, wie sein Vater, nur in Göttingen studirt, sondern außerdem die Universität in Heidelberg und Berlin besucht. Später, als die Eisenbahnen das Reisen erleichterten, trieb ihn seine Wißbegierde durch viele deutsche Länder, und weil er sich mit offenen Augen und Ohren in alle Volksschichten begab, so erkannte er die Unzufriedenheit mit dem Metternich'schen Systeme, welche sich in den Gemüthern aufgehäuft und eine Gährung erzeugt hatte, die irgendwo hinaus wollte. Diese Eindrücke hafteten in ihm.

Er war wohl ein unruhiger, dabei aber bedächtiger, beharrlicher Geist, wahrhaft und treu, nicht übersprudelnd lebhaft, doch angenehm beredt. Marie Urban hatte ihn schon gern gemocht, als sie noch klein war, und freute sich, wenn er kam oder gerühmt wurde. Indeß fühlte sie sich im elterlichen Hause so glücklich, daß sie die auf ihn zielenden Neckereien der Gespielinnen mit fröhlichem Lachen beantwortete.

Die Freude, welche er an dem klugen, munteren Kinde gehabt, vertiefte sich nach und nach zu einer solchen Theilnahme für Marie, daß ihn der Gedanke, mit ihr seinen Hausstand zu gründen, wenn er eine sichere Lebensstellung gewonnen haben würde, mehr und mehr beschäftigte. —

Es war ein kalter Januartag, in der Dämmerung, kurz vor dem Mittagessen. Die Regierungsräthin hatte ihren gewöhnlichen Platz auf dem Throne, d. h. dem

Tritte in der Fensternische, wo ihr Nähtisch stand, verlassen. Ihr jüngster Knabe war hinaufgestiegen und beobachtete durch die Scheiben den Mann, welcher unten die Straßenlaternen anzündete. Dann rief er: „Der Eselbitter kommt!“ So hieß im Volksmunde der Hof-fourier, welcher die königlichen Einladungen in einer mit zwei Maulthieren bespannten Marstallskutsche umherbrachte.

„Schon wieder!“ klagte die Regierungsräthin gegen ihre Tochter, die am anderen Fenster strickte. Sie zog den Glockenzug, den Marie aus Glasperlen gestickt und zu Weihnachten geschenkt hatte, ging in der Stube auf und ab und befahl dem eintretenden Dienstmädchen, auf den Ofen zeigend: „Leg’ sie noch etwas nach.“ Dann sagte sie: „Wenn Dein Vater sich morgen nur nicht erkältet.“

Der König Ernst August pflegte in den Wintermonaten die Hofgesellschaft und was dazu gehörte — der Regierungsrath Urban war als Ritter des Guelphen-Ordens courfähig — für die Sonntagabende in das Residenzschloß zu befehlen. Wenige wagten, wegzubleiben, obwohl den Meisten, die weder tanzten, noch Karten spielten, besonders den bürgerlichen Herren, welche dem eigentlichen Hofkreise fern standen, diese oft wiederkehrenden Feste sehr lästig und, weil man immer dieselben Menschen sah, langweilig waren. Den König aber bekam man kaum zu Gesicht; denn gewöhnlich zog er sich nach Begrüßung der Bornehmsten mit einigen Damen zurück, und von den Thüren dieses Zimmers wies ein Flügeladjutant jeden Anderen ab. Doch hörte,

wer sich so weit näherte, wohl die hohe Stimme Ernst August's.

Die Sorge der Regierungsräthin entstand aus dem Contrast zwischen dem eisigen Ostwind und der Hitze in den Sälen des Schlosses. Der verstorbenen Königin war große Wärme ein Bedürfniß gewesen, und der sehr hagere König stand jetzt im sechsundsiebzigsten Jahre. Dennoch wunderte man sich, daß er seine Liebhaberei für die Husaren auch hier zeigte, indem er bei so hoher Temperatur den mit Pelz besetzten Attila trug.

„Die Fahrt dauert ja nur ein paar Minuten,“ tröstete Marie ihre Mutter.

Der Bruder war zu der Schwester gesprungen und sprach zu ihr hinauf: „Onkel Walrab sagt, der König hätte Papa's Uniform von den Preußen mitgebracht.“

Sie streichelte ihn und antwortete: „Das hast Du mißverstanden. Der König hat befohlen, daß die Uniform ähnlich wie bei den Preußen sein soll.“

„Und früher hätten unsere Soldaten rothe Röcke gehabt. Hast Du die gesehen?“

„Oft.“

„Waren sie wie des Königs Kutscher?“

„Ungefähr so.“

„Auch mit den weißen Perücken?“

Sie lachte. „Nein, die tragen Soldaten nicht; aber mit hohen Mützen von Bärenfell.“

Der Vater trat ein. „Morgen wieder in's Schloß?“ fragte die Regierungsräthin.

Er nickte. „Marie, schick' doch nach Walrab's. Ich würde den Herrn Geheime-Canzley-Nath morgen Abend



abholen. — An mir ist die Reihe. Und schick' zum Miethskutscher.“

Marie wollte hinausgehen.

„Laß zugleich fragen,“ setzte ihre Mutter hinzu, „ob Frau Geheime=Canzley=Räthin morgen bei uns Thee trinken will oder ob wir zu ihr kommen sollen. Wir könnten mit Deinem Vater hinfahren. — Karl, ruf' die Brüder zum Essen.“ Sie schob den Knaben hinter der Schwester her. Man hörte ihn die Treppe hinunter=springen. Die Eltern folgten nach. —

Die Geheime=Canzley=Räthin Walrab, die erheblich älter als die Regierungsräthin, indeß noch eine stattliche Frau war, deren Gesicht aus der weißen Haube gesund und fröhlich herausblickte, empfing anderen Abends die Damen Urban mit der Klage, daß literarisches Kränzchen sei, bei Werner, wo Bodo nicht fehlen durfte; er werde sich aber gewiß so bald wie möglich losmachen. Dann tauschten die Mütter, nachdem sie in dem Sofa, vor dem der Theetisch stand, Platz genommen, aus, was sie als Mitglieder des Frauenvereins für Armen- und Krankenpflege in den letzten Tagen erlebt hatten. Marie durfte in dieser Mildthätigkeit zuweilen schon behilflich sein und hörte, an einem feinen Tuche stückend, aufmerksam zu; schweigend, aber die Lebhaftigkeit ihres Empfindens war auf ihren Zügen zu lesen. Sobald von einer unglücklichen Familie, der sie selbst beige=standen, die Rede war, schwand das Roth ihrer Wangen, das Lächeln um den feinen Mund, die heitere Klarheit der Augen. Sie ließ die Arbeit sinken, strich die blonden Locken zurück und sah die Sprechende so flehend an,

als handele es sich um ihre eigene Noth. „Wie das Kind ergriffen ist!“ sagte die Geheime=Canzley=Räthin.

Der Gegenstand war noch nicht ganz erschöpft, als ihr Schwager, der Capitän oder, wie er sich lieber englisch anreden ließ, Captain William Walrab, eintrat, ein langer Herr mit wohl gepflegtem, ergrauendem Haar und gestutztem Schnurrbart, übrigens sorgfältig rasirt, wie immer in höchst accuratem dress und sehr gerader Haltung. Er war mit siebzehn Jahren in the King's German legion eingetreten, hatte in England, dann in der Peninsula gedient und sich bei Waterloo in La Haie Sainte unter Baring ausgezeichnet. Darauf gehörte er noch eine Reihe von Jahren der hannoverschen Armee an, bis eine Reduction derselben ihn veranlaßte, den Abschied zu nehmen. Er war unverheirathet, hatte Vermögen, Half pay und hannoversche Pension. Deshalb konnte die Geheime=Canzley=Räthin sich für ihre Armen oft an ihn wenden und that es stets mit reichlichem Erfolge. So viel er unter der Hand gab, es blieb ihm genug zu einem bequemen Leben auf englischem Fuße.

Als er 1816 in die Heimath zurückgekehrt, die er zehn Jahre lang nicht gesehen hatte, war ihm Alles kleinlich vorgekommen. So lange indeß Hannover zu England gehörte, fand er sich darein, wie er sich in die weniger entwickelten Zustände irgend einer britischen Colonie gefunden haben würde. Seit der staatlichen Trennung tadelte er Vieles in seinen Gedanken, selten mit Worten; denn er war ein sehr loyaler Unterthan.

Um so mehr lebte er in den Erinnerungen an die

Kriegszeit. Man entnahm dies ebenfalls weniger seinem Gespräche, als anderen Umständen, z. B. dem, daß er unter dem „Herzog“ nicht, wie übrigens hier der Fall war, den Herzog von Cambridge verstand, welcher bis zur Thronbesteigung Ernst August's als Vicekönig in Hannover residirt hatte, sondern den Herzog von Wellington, seinen berühmten Feldherrn. Er las viel, meistens englisch, Napiers und Jones' Bücher über den Peninsula-Krieg jetzt zum drittenmale. Wenn er im Museum die Times ergriff, so bekam sie in einer Stunde kein Anderer.

Er dinirte gegen Abend an der besten table d'hôte der Stadt, im British-Hotel. Die Tagesneuigkeiten, welche er dort sammelte, pflegte er in das Haus seines Bruders zu tragen.

Die Damen waren deshalb nicht überrascht, ihn zu sehen. Nach gegenseitiger Begrüßung nahm er an der Seite der Regierungsräthin Platz. „Im nächsten Monat steht Dir ein großes Vergnügen bevor,“ so wandte er sich an Marie, die er nach wie vor duzte. Urbans Kinder nannten ihn Onkel.

„Die Kunstausstellung,“ sagte sie und blickte ihn freundlich an.

„Ein ungewöhnliches.“

„Was ist?“ fragte seine Schwägerin.

„Ein Maskenball! Vom Adel entreprenirt, zum Besten der Armen, weshalb die Theilnahme möglichst weit ausgedehnt werden soll. Man hofft, daß die Gräfin Grote Lady Patroness wird.“

In den beredten Zügen des jungen Mädchens  
Hartmann, Wandel der Zeiten. 9

konnte man die unschuldige Vorfreude lesen. Die Geheime-Canzlei-Räthin sprach: „Ich Alte bin dispensirt.“

„Junge Frau!“ lachte er. „Die Baronin Aschdorf soll die Eifrigste von Allen sein.“

Die Regierungsräthin wollte bezweifeln, daß ein so kostspieliges Unternehmen zu Stande komme.

„Never mind,“ entgegnete er. „Es werden sich mehr melden, als Platz finden, und wenn das Billet noch so viel kostet. Aber Sie müssen Marie hinführen. Einmal muß sie dergleichen sehen.“

Letztere schwieg aus Bescheidenheit, ihre Mutter aus Vorsicht. Man sprach von Anderem.

Dann kam Bodo. Die vollen schwarzbraunen Haare über der breiten denkenden Stirn, der tiefe Blick der dunkeln Augen gaben seiner Erscheinung etwas Ernstes, auch wenn er wie jetzt freundlich lächelte. Er verbeugte sich vor der Regierungsräthin, nickte der Mutter und dem Onkel zu und gab Marie die Hand.

„War es interessant?“ fragte die Geheime-Canzlei-Räthin.

„Ja,“ antwortete er zufrieden.

„Worüber las Werner?“

„Ueber Platen und Immermann. Von dem bekannten Streite der Beiden ausgehend, schilderte er sie, meines Erachtens sehr zutreffend, aus dem Standpunkte ihres Schicksals. Immermann kam, so weit er sich dehnen mochte, nicht aus der Häuslichkeit heraus, wogegen Platen in die Fremde und zu dem gräßlichen Gefühle getrieben wurde: Wie bin ich meines Vaterlandes satt!“

„Das hätte Schiller nie gesagt,“ sprach Marie lebhaft.

„Die Großen bleiben nicht zu Hause,“ sagte der Capitän, „man sieht es an Lord Byron.“

„Schiller mußte es doch,“ warf Bodo hin.

„Das nächste Mal ist das Kränzchen bei Dir. Worüber sollst Du lesen?“ fragte die Geheime = Canzlei = Rätthin.

„Ueber politische Dichtung.“

„God-dam’!“ fuhr es leise aus dem Munde des Onkels. „Hoffmann, der sich von Fallersleben nennt. Demokraten!“

„Byron gehört auch zu den politischen Dichtern,“ versetzte lachend der Nefte.

„Wie schön sind Herwegh’s Gedichte eines Lebendigen, die ich mir abgeschrieben habe,“ sagte Marie; „Der Freiheit eine Gasse und der Gang um Mitternacht.“

„Kleine Freiheitschwärmerin!“ neckte der Capitän, während ihr junger Freund sie warm ansah. Eine Pause folgte. Die Regierungsrätthin fing wieder an: „Herr Capitän hat uns mitgetheilt, daß zum Besten der Armen ein Maskenball stattfinden soll.“

„Das mußte Werner auch schon, das Gespräch darüber verzögerte sogar den Anfang der Vorlesung,“ erzählte der Assessor und setzte scherzend hinzu: „Das Kränzchen lehnt die Theilnahme einstimmig ab.“

„Ach!“ kam über die Lippen der beiden Damen im Sofa.

Als gemeldet worden, daß ein Urban’sches Dienstmädchen gekommen sei, nahmen die Regierungsrätthin

und Marie Abschied. Auf dem Heimwege durch die gut beleuchteten Straßen wurde ihnen eine Laterne vortragen, worin zwei Lichter brannten. Zwei mußten es sein. Das gehörte zum Anstande.

Der Capitän blieb, um seinen Bruder zu erwarten, und dieser brachte von dem Schloßfeste keine andere Neuigkeit, als daß der Adel zu einer Wohlthätigkeitsmascherade weitere Kreise heranziehen wolle.

„Wir sprachen schon davon,“ sagte die Geheime-Canzlei-Räthin. „Die Regierungsräthin war zweifelhaft, was sie thun würden.“

„Sie gehen hin,“ erklärte ihr Gemahl. „Urban wurde von maßgebender Stelle so dringend aufgefordert, daß er zusagte.“

Sie bemerkte ihres Sohnes Verstimmung. Der aber sprach: „Als im Kränzchen davon die Rede war, recitirte Werner etwas spöttisch das Wortspiel von der Zeit der schweren Noth. Und hieraus machte Detmold mit feiner Leichtigkeit ein Gedicht, welches er während der Vorlesung in mein Notizbuch schrieb.“

„Lies es vor.“

„Ihr sollt aber nicht auf ihn schelten.“

### Der Arme.

Dies ist die schwere Zeit der Noth!

Hier an der Thür wart' ich auf Brod.

Sie sagen, wer eingeht, thut's für die Armen.

Dann haben wahrhaftig Viele Erbarmen,

Ich habe Hunger und Herzeleid.

### Die vornehme Dame.

Wir thun es nur für die Armen heut'!  
Es ist ein sehr wohlthätig Jahr,  
Im Sommer war erst der Bazar.  
In diese Gesellschaft ohn' Etiquette  
Käm' Jeder herein, der Geld genug hätte.  
Das ist die Noth der schweren Zeit.

### Der junge Herr.

Das ist die Zeit der Schwerenoth,  
Des edelen Kreises verlockend Gebot.  
Die Frauen, die schönen, dürfen nicht klagen.  
Ich armer Gesell hab' schwerer zu tragen.  
In Herzen und zu dem bal masqué  
Die unerschwinglich hohe Entrée.  
Das Geld ist rar und Niemand leiht.  
Das ist die Schwerenoth der Zeit.

Capitän Walrab lachte laut, sein Bruder halb.  
Die Mutter bat: „Aber Du gehst hin, Bodo.“

Er wollte scherzen. „Wir sind Verschworene. Ich darf nicht.“

---

In ihrem Kabinet am Schreibtische saß die längst verwittwete Baronin von Aschdorf, eine große, volle Gestalt. Farbige Schleifen auf der weißen Spitzenmütze und allerlei Zierath auf dem seidenen Gewande ließen sie jünger erscheinen als sechzig Jahre, welche sie zählte.

An den Wänden hingen viele Porträts, die in der Behandlung der Farben so übereinstimmten, daß sie wohl von demselben Künstler gemalt waren. Aus

den Fenstern sah man schneebedeckte Bäume, die unbewegt im Sonnenschein glänzten. In dem kostbaren Porcellankamin brannte ein Holzfeuer. Auf dem dicken Teppich kaum hörbar trat ein Bedienter heran: „Excellenz von der Moorbürg.“

„Ah!“ machte sie, strich auf dem Verzeichniß, welches sie eben gefertigt, einen Namen durch und reichte es mit einem Häuflein Visitenkarten hin. „Sehr angenehm. Besorg er dies.“ Auf den Visitenkarten stand: La Baronne d’Aschdorf, née de Buschmeyer, reste chez elle ce soir.

Während sie ihren alten Freund erwartete, klagte sie im Stillen: „Wenn er nur nicht taub wäre!“

Der Eintretende, welcher sein weißes Haupt etwas zitternd auf dem gebeugten Rücken trug, war beinahe so alt, aber bei Weitem nicht so klug wie der König. Gern erzählte er, wie Seine Majestät ihn geneckt habe, was oft geschah. Er reichte der Excellenz Aschdorf die Hand und setzte sich dicht neben sie in das hochlehniqe Sofa. „Eben wollte ich zu Ihnen schicken,“ rief sie. „Ich bin heute Abend zu Hause.“

„Sehr freundlich. Der englische Gesandte hat mich eingeladen. Er war bei der Gräfin Grote. Da komme ich her.“

„Mr. Bligh so früh?“ rief sie.

„Er ging aber bald.“

„Was wollte er?“

„Das habe ich nicht verstanden. Angenehm war es der Gräfin nicht.“



„Ich begreife, daß sie sich in englische Sachen nicht gern mischt; die liebt der König nicht. Welche Aenderung, seit der gute Herzog weg ist! Erinnern Sie sich der hübschen jungen Engländer, die in unserer Garde dienten?“

Er nickte. Sie lehnte sich näher an ihn und sprach in sein Ohr: „Die Gräfin hat doch 'was von den menus plaisirs Seiner Majestät.“

Er lachte. „Daß sie eine Rolle spielt. Mais voilà tout.“ Nun lachte sie. Er nahm eine Priese aus der Tulaer Dose und sprach dann weiter: „Sie billigt das neue Wohlthätigkeitsunternehmen.“

„Die Jugend ist schon in Ekstase. Ich freue mich auch darauf. Man sieht doch 'mal andere Menschen sans conséquences. — Wie hübsch waren unsere Casseler Maskeraden!“ Sie seufzte.

„Da waren Sie immer die Schönste.“

„Schmeichler! Aber es ist wahr, Jerome sagte mir Freundliches. Er war charmant!“

„Nicht immer graciös.“

„Zuweilen etwas deutlich, doch meistens verbindlich. Wie allerliebßt sprach er den Vers vom hannoverschen Adel:

D'Ilten, d'Alten, d'Oldershausen.

D'Adelebsen, d'Ompfeda.“

„Ja, unser Adel hat eine große Kraft!“ sprach Herr von der Moorbürg mit Nachdruck. „Welche Wechsel hat er seit einem halben Jahrhundert überstanden! Englisches Kurfürstenthum, französische Occupation, preu-

ßische Herrschaft — na, die ging schnell vorüber —, westphälisches Königreich, großbritannisches Königreich, bis Ernst August uns preußisch uniformirte und drillte. Und noch immer regiert der hannoversche Adel —, das heißt," setzte er etwas erschrocken hinzu, „als unterthänigste Stütze des Thrones."

„Was wollten Sie denn so früh bei der Grote?" fragte sie, als er in den angenehmen Gedanken versunken schwieg.

„Ich bat sie, ein allerhöchstes sentiment zu erforschen. Mein Vetter auf Borghof, dessen vier älteste Söhne schon bei uns angestellt sind, möchte den fünften in die österreichische oder preußische Armee geben. Er zieht natürlich die österreichische vor, weiß aber nicht, ob Seine Majestät den Uebertritt billigt oder den preußischen Dienst gnädiger ansehen würde."

„Soll Einer ins Ausland, warum so weit weg? Der König liebt ja die Preußen."

„Seit der unglückliche Zollverein uns Braunschweig genommen hat, ist die Stimmung anders."

Ein Bedienter kam herein, um Herrn von Eschenbach anzumelden. Die Baronin wiederholte den Namen, indem sie Herrn von der Moorburg fragend ansah. „Nicht unser Freund," sprach dieser. „Der verläßt Poppenhausen nicht. Es wird Gideon sein, der vorgestern wiedergekommen ist."

Sie sah durch ihre Lorgnette nach dem Eingange und rief, als ein schlanker blonder Herr erschien: „Wichtig!" Beide empfingen den Angekommenen mit herzlicher Handreichung. „Es hat mir leid gethan, Sie

waren gestern bei mir," sprach Excellenz von der Moorburg. Und „Weitgereister!" sagte Frau von Aschdorf und blickte in sein freundliches, nicht eben energisches Antlitz. „Sie sehen aber wohl aus."

„Wie sollte ich nicht!" erwiderte er mit heiterer Verbeugung. „Ich habe zwei Jahre in köstlicher Muße verlebt."

„In Paris?" fragte der alte Herr.

„Die letzten Monate, Excellenz."

„Haben Sie den roi bourgeois gesehen?"

„Mehrere Male."

„Mit dem Regenschirme, wie er im Punch steht?"

„So arg ist es nicht. Sehr behaglich sieht Louis Philipp aus."

„Sie werden hier Vieles verändert finden," sagte Frau von Aschdorf und blickte ihn an.

„Die Menschen gar nicht, Excellenz," versetzte er mit Höflichkeit, „aber die Stadt."

„Sie wird schön, nicht wahr?"

„Der Bahnhof ist ja fertig! Und an der Georgsstraße ist der Berg mit der hölzernen Windmühle verschwunden."

„Da wird das neue Theater gebaut."

„Große Verbesserungen —."

Nach einer kleinen Pause redete sie weiter: „Sie können gleich in eine unserer Quadrillen eintreten. Am 25. ist Maskenball."

„So hörte ich und denke daran theilzunehmen; aber ich reise morgen nach Pöppenhäusen."

„Das ist recht!“ fiel Herr von der Moorburg ein.  
„Wie geht es Ihrem Onkel?“

„Ich hoffe gut. Er schreibt ja wenig.“

„Korrespondenz liebt er nicht,“ lachte die Baronin.

„Ich glaubte, schon auf der flüchtigen Durchreise meine Aufwartung machen zu dürfen,“ fuhr der junge Eschenbach sich erhebend fort.

„Ich bin heute Abend zu Hause,“ sprach sie mit Wohlwollen.

„Sehr gütig. Ich käme gern, bin aber versagt.“

„D!“

„Euerer Excellenz Frau Tochter hatte die Güte, mich einzuladen,“ rief er Herrn von der Moorburg zu.

„Ach! Dann auf Wiedersehen, wenn Sie ganz der Unserige sind,“ sagte die Baronin und reichte ihm die Hand. Noch im Vorzimmer verstand Gideon ihre Worte: „Ein hübscher junger Mann.“ Er beschleunigte seine Schritte.

„Die Freude seines Onkels,“ äußerte Herr von der Moorburg.

„Wohl der künftige Erbe von Poppenhausen?“

„Kann sein. Einer der Neffen muß es bekommen. Dieser wäre eine Partie für meine Großtochter Iden.“ —

Herr Hennig von Iden, vom alten hannoverschen Adel, war Kammerherr. Seine Söhne standen als Lieutenants in der Garde, die Tochter war im letzten Winter bei Hofe vorgestellt worden. Die Eltern besaßen kein erhebliches Vermögen und mußten sich einschränken, um die déhors aufrecht zu halten.

Die Familie hatte sich zum Empfange der Gäste, welche in nicht großer Zahl geladen waren, vollständig versammelt. Gideon von Eschenbach war von den Erwarteten einer der Frühesten. Er wollte zu den alten Freunden seiner verstorbenen Eltern nicht spät kommen. Auch Letztere waren für ihre gesellschaftliche Lage wenig bemittelt gewesen. Gleiche Verhältnisse hatten beide Häuser von Anfang an zusammengeführt.

Er wurde von dem braven Kammerherrn von Jden und dessen freundlicher Gemahlin, die angegriffen aus-  
sah, und den Söhnen mit Herzlichkeit empfangen. Die Tochter Ella, nach englischem Anflang gewöhnlich Ellen genannt, welche er als erwachsenes Mädchen noch nicht gesehen hatte, reichte ihm etwas schüchtern die Hand. Sie fiel durch ihren ebenmäßigen Wuchs und blühende, von dem braunen Haar gehobene Farben auf. Ihre Züge konnten insofern schön genannt werden, als nichts darin die angenehme Erscheinung einer jungen Dame störte, die vornehm erzogen, gutmüthig und nicht im geringsten coquett war.

Den Gästen war der junge Eschenbach nicht fremd; sie kannten ihn entweder persönlich oder wußten doch von ihm. Ein vertraulicher Ton lag in der Unterhaltung. Gideon erzählte, dazu aufgefordert, von seinen Reisen, anschaulich und bescheiden. So weit wie er war von den Zuhörern, eine junge Engländerin, Miß Kamly, ausgenommen, keiner gereist, weshalb seine Mittheilungen viel Neues brachten und aufmerksam vernommen wurden. Ermytrude Kamly, welche Rom, Neapel, Paris ebenfalls gesehen hatte, warf dann und

wann ein bestätigendes, ein bewunderndes Wort, einen Ausruf freudiger Erinnerung hin.

Ihre Eltern — sie waren an diesem Abend bei dem Gesandten — lebten mit der Tochter seit dem Herbst in Hannover, wo sie bei Hofe vorgestellt wurden. Unter dem guten Herzog vom Cambridge war dies vielen Engländern, auch wohl einigen, die man besser ausgeschlossen hätte, gelungen. Jetzt war eine solche Auszeichnung schwer zu erreichen. Ernst August, der lange in Berlin gelebt, fühlte sich zu sehr als deutscher Fürst, um Fremde ohne Grund zu bevorzugen. Auch hatten seine Erlebnisse in England die Liebe zu dem Geburtslande getrübt.

Die allerhöchste Gnade schien Mr. Kamly keineswegs zu besitzen. Welche Empfehlungen seine Zulassung an den königlichen Hof bewirkt, war in Hannover unbekannt. Ein sogenanntes Haus machten Mr. und Mrs. Kamly nicht. Sie nahmen an den Vergnügungen der Gesellschaft Theil, die Einladungen an, ohne letztere zu erwidern. Einige hielten dies für Geiz, Andere für englische Anmaßung. Der deutschen Sprache befließigten sich Mr. und Mrs. Kamly ganz und gar nicht.

Ihre Tochter war eine hochblonde Schönheit, schlank, mit matten Farben, Alles zugleich weich und kräftig. Unter naiver Bescheidenheit, auch wohl kindlichem Uebermuth wollte sie die Gefallsucht verbergen, welche ihre lebhaften blauen Augen zuweilen verriethen. Sie lernte mit Eifer deutsch.

Da Engländer, welche in der hannoverschen Hofgesellschaft lebten, für vornehm und reich galten, so

hatte Frau von Iden gegen die Neigung, welche ihr ältester Sohn George Ermyntrode zuwandte, nichts einzuwenden. Und sie hoffte, daß Gideon von Eschenbach ihre Tochter heirathe. Beide Wünsche äußerte sie aber gegen Niemand, außer ihren alten Papa und ihren guten Mann.

Die älteren Herrschaften hatten sich zu einer Bostonpartie gesetzt, nur Frau von Iden war bei der Jugend am Theetisch geblieben. Sie konnte nicht verhindern, daß abermals das Gespräch auf die bevorstehende Maskerade und die Quadrillen kam, welche ihr schon viel Mühe und Aerger gemacht hatten. Die nöthigen Rücksichten: die Zusammensetzung der Personen, die Kosten, waren schwer zu vereinigen gewesen. Man brauchte es nicht gerade den Reichsten des Adels gleichzuthun, durfte aber hinter den Bürgerlichen nicht zurückbleiben. Ein Freund des Kammerherrn von Iden, der unverheirathete Major von Holmann, welcher alle Welt kannte, hatte erforschen müssen, was man dort vorhabe. Schließlich waren Ella, Ermyntrode und George in eine Quadrille à la Louis XV., George's Bruder in den Zug aus Wallensteins Lager eingetreten, welchen Holmann entreprenirt hatte und worin dieser selbst den Kapuziner darstellen wollte. Der Hoftheater-Intendant ließ die Waffen und übernahm nachher die Kostüme der Herren für die Bühne. Ella machte sich ihren Anzug zum Theil selbst.

Nachdem man endlich Alles so weit geordnet, die erste Quadrillenprobe unter der Leitung des Hofstanzlehrers Volange stattgefunden hatte, war der junge

Eisenbach gekommen. Freilich wollte er gleich weiter reisen; aber ärgerlich war es doch, er hätte Ella's Herr sein können.

So dachte die Mutter, vielleicht auch die Tochter. Denn sie richtete zuweilen ihre unschuldigen Augen auf den Heimgekehrten, als wäre etwas Besonderes an ihm. Auch glaubte Ella wahrzunehmen, daß Ermytrude anders, lebhafter als sonst, und daß George verstimmt sei. Gideon war arglos, gegen Alle gleich höflich, gegen die jungen Mädchen nur so aufmerksam, wie es sich ziemte.

Jetzt kam Herr von Holmann. Ihm war gestattet, so spät zu erscheinen, erst nach Schluß des Theaters. Denn er war dessen eifrigster Freund, versäumte keine Vorstellung, sammelte die Komödienzettel, ergänzte dieselben durch Notizen von seiner Hand, lobte die beliebten und tadelte die anderen Künstler nach Kräften.

Sein wohlfrisiertes Haupt, sein rundes Gesicht, auf welchem der starke, noch dunkle Bart nach der vom König Ernst August gegebenen Vorschrift nur über der Linie von Ohrlappen nach Mundwinkel wachsen durfte, paßte zu dem stattlichen, reichlich vollen Körper. Mütze, Degen und Handschuhe hatte er draußen gelassen; die mittleren Knöpfe der Uniform standen offen. Er sagte Jedem, auch denen am Bostontische, guten Abend und setzte sich neben Frau von Iden.

„Sie sehen ja verdrießlich aus,“ redete sie ihn an, da er ausnahmsweise übel gelaunt schien. „Wurde schlecht gespielt?“



„Sehr gut!“ antwortete er mit dem Ausdruck des Kenners.

„War Seine Majestät da?“ fragte vom anderen Tische der Kammerherr:

„Ich habe ihn husten gehört. Auch die kronprinzlichen Herrschaften waren da. Der Kronprinz applaudirte oft.“

„Devrient war gewiß vortrefflich als Marquis Bosa,“ äußerte George von Sden.

„Ausgezeichnet!“ warf der Major hin, und sehr ärgerlich fügte er hinzu: „Das heißt, den letzten Act kann ich nicht beurtheilen.“

„War es noch nicht aus?“ fragte, angenehm überrascht, die Wirthin; worauf er nachdrücklich erklärte, daß er nie vor dem Ende weggehe.

Was seine Aufmerksamkeit während des letzten Actes gestört hatte, war die Kapuzinerpredigt für das Maskenfest, welche der Advocat Detmold gemacht und während der Pause vorgelesen hatte. Holmann kannte den witzigen Herrn aus der kleinen Hinterstube der Robby'schen Conditorei. Dort war derselbe, seit die königliche Ungnade von ihm genommen, ein sehr beliebter Gast, und eigentlich er hatte den Major auf den Gedanken von dem Zuge aus Wallensteins Lager gebracht, sich dann auch zu der Anfertigung einer recht passenden Kapuzinerrede erboten. Daß er diese nun im Parquet, wo zur Rechtfertigung oder Erklärung weder der Ort noch die Zeit war, vortrug, wenn auch nicht laut, hatte den Major höchst unwillig gemacht; denn so viel hatte er begriffen, daß man diese Verse voll scharfer Spitzen

— und die feinsten, heimtückischsten erkannte er vielleicht nicht einmal — unmöglich hersagen dürfe. — „Mir fehlt die Predigt!“ rief er jetzt. „Ich kann den Kapuziner nicht machen.“

Das war ein großer Schrecken für die anderen Theilnehmer. Man drang in ihn, sich näher zu erklären. Bei dem ungewissen Gefühl, daß man ihn zum Besten gehabt, wollte er nicht mit der Sprache heraus. „Verschaffen Sie mir eine Rede,“ sagte er.

„Sie haben es angefangen,“ entgegnete Frau von Iden. „In der Gesellschaft sind Dichter genug.“

Mehrere, denen man die Kunst und den Witz zutraute, wurden genannt und verworfen. Der Eine würde es ablehnen, weil er wider sein Erwarten zu dem Wallensteinzuge nicht aufgefordert war. Der Andere hatte mit einem früheren Gelegenheitsgedichte kein Glück gehabt. Der Dritte machte nur ernste, nicht lustige Verse.

Die Herrschaften am Bostontische hatten die Partie beendigt, kamen hinzu und mischten sich in das Gespräch, ohne die Sache zu bessern. Es war keine Aussicht, die Kapuzinerrede, den Haupt- und Schlüsselpunkt des Unternehmens, zu bekommen. Und unmöglich konnte man Letzteres aufgeben oder, wie der verzweifelnde Holmann rieth, in eine gewöhnliche Quadrille umwandeln; denn es war schon zu viel davon gesprochen worden.

Die jungen Mädchen redeten nur einige Worte, so viel der Anstand verlangte. Ihre Quadrille und schönen Kostüme standen ja nicht in Frage. Sie konnten deshalb Gideon, der sich ebenfalls an der Erörterung nicht

betheiligte, zuweilen unbemerkt ansehen, und Ermyntrede versuchte einige Male, ihn in eine Unterhaltung für sich zu ziehen. Er verfolgte aber, was die Anderen sagten, und als diese rathlos schwiegen, sprach er: „Vielleicht gelingt ein Gelegenheitscherz dem ganz Unbefangenen, der nur die Oberfläche kennt, am leichtesten. Er ist auf das Allgemeine angewiesen und wird nicht zu persönlichen Anspielungen verleitet. Ich habe in Poppenhausen Muße die Fülle und werde Knittelverse liefern, ob sie benutzt werden oder nicht.“

Diese unerwartete Hilfe wurde mit großem Beifall angenommen. Man glaubte an seine Befähigung, obgleich er keine Probe derselben gegeben hatte. Holmann rief, als wäre er von einer schweren Last befreit: „Sie bringen es zu Stande!“ Frau von Iden sagte mit einem sehr freundlichen Blicke: „Das glaube ich auch.“ — „O surely!“ flüsterte Ermyntrede, laut genug, daß Gideon es hörte. Ella sah ihn bewundernd an.

---

Man lebte um diese Zeit im Ganzen zufrieden und behaglich in Land und Stadt Hannover. Die Erbitterung, die Unruhen, welche der Umsturz des Staatsgrundgesetzes vor zehn Jahren erzeugt hatte, waren überwunden, wenn auch nicht vergessen. Der alte König besaß eine Zuneigung, welche zwar mehr aus Furcht, als aus Liebe entsprang, jedoch in dem Vertrauen zu seiner eigenthümlichen Kraft wohl begründet war.

Den politischen Widerstand hatte er in den ersten Jahren seiner Regierung gebrochen, wobei die Personen

zuweilen in der sonderbarsten Weise verfolgt wurden. Den Freund Heinrich Heine's, den mehr noch als durch seine unglückliche Gestalt, durch ägende Verstandesschärfe allerwärts bekannten Advocaten Detmold begleiteten in jenen Tagen Gendarmen auf Schritt und Tritt. Ernst August war indeß zu klug, um sich unnützerweise Feinde zu machen, und leichter vergaß er Kränkungen, wenn Schonung noch einen Nutzen versprach. Die sich am unterthänigsten geberdeten, Damen wie Herren, traf sein Spott und boshafter Witz, selten mit Unrecht, und gewöhnlich hatte er die Lacher auf seiner Seite.

Damals, in der aufgeregtesten Zeit, war der Siebzigjährige ohne jede Begleitung, als könne ihm nimmer ein Leid geschehen, allein durch die Straßen gegangen, die ziemlich lange Gestalt noch nicht sehr gebeugt, den scharf geschnittenen Kopf über den hohen Kragen etwas vorstreckend und mit dem einen gesunden Auge Alles sehend. Dann rügte er selbst, was ihm gegen die Ordnung schien. Stand eine Wache nicht unter Gewehr, wenn der unbeachtet gebliebene einsame Spaziergänger plötzlich da war, so schickte er den Officier in Arrest. Mochte er indeß zuweilen unnöthig drastische Mittel gebrauchen, unleugbar verdankte man ihm eine strengere Handhabung des öffentlichen Dienstes.

Bedeutend hatte seine Regierung das Land vorwärts gebracht. Eisenbahnen waren nach Braunschweig, Harburg, Bremen, Minden entstanden, theils schon im Betriebe, theils der Vollendung nahe. Und die auf 40 000 Einwohner angewachsene Residenz, der Mittelpunkt dieses Netzes, breitete nach dem Bahnhofe hin

einen neuen Stadttheil aus, den alle Hannoveraner mit Stolz betrachteten.

Gewinnt, was von den Eltern wir ererbt, doch höhern Werth, wenn wir es weiter bilden. Die Hannoveraner sahen in den Braunschweig-Lüneburg'schen Landen, aus denen im Laufe der Jahrhunderte das souveräne Königreich entstanden, einen Staat von selbständiger, zukünftig wohl noch vermehrter Bedeutung. Ihr Maßstab ließ das Kleine groß erscheinen. Ihnen gehörten die Nordseeküste und zwei große Ströme. Bei Harburg und an der Meeße konnten wichtige Häfen entstehen. Und was das übrige Deutschland betraf, so mochte zu festerem Zusammenfassen Hannover das Haupt eines niedersächsischen Kreises werden.

Der Anschluß des Herzogthums Braunschweig an den preußischen Zollverein war deshalb, die Störungen des Verkehrs, die Schädigung des eigenen Handels ungerechnet, ein empfindliches, ja kränkendes Ereigniß. Man hatte Preußen nicht geliebt; nun scheute man es wie eine Macht, hinter welcher man zurückstehe. Freilich war Hannover in Verbindung mit Großbritannien auch nur ein kleines Land gewesen; aber der Vergleich hatte nicht so nahe gelegen, denn England war weit weg.

Ueberhaupt richteten die Gedanken sich unwillkürlich mehr als ehedem auf die Zustände jenseits der Grenzen. Die Eisenbahnen fingen an, die Welt umzugestalten, und die Hannoveraner politisirten mit einer Redefreiheit, die während der früheren duldsamen Regierung etwas in's Kraut geschossen war. Der König, an englische Verhältnisse gewöhnt, ließ dies geschehen, so

lange es bei dem gesprochenen Worte blieb, und in den Kreisen, die bis in seine Nähe hinauf reichten, nahm man sich in Acht.

Der Major von Holmann war sehr besorgt gewesen, ob und wie der junge Eschenbach sein Versprechen löse. Die Möglichkeit lag nahe, daß auch dieser sich von der abscheulichen Mode der politischen Anspielungen nicht frei halten werde. Er selbst hatte versucht, die Verse zu machen, auch einige Reime gefunden, die ihm gefielen; aber es wurde kein Ganzes und blieb zu wenig. Wieder dachte er daran, nicht mitzuspielen und den Wallensteinzug gehen zu lassen, wie es wolle. Groß war daher seine Freude, als die Kapuzinerpredigt früh genug ankam, in fließenden Versen abgefaßt, freundlich heiter, ohne verdächtige Geistesfunken. Er brachte noch, was ihm das Beste schien, von den eigenen Gedanken hinein, lernte auswendig, ließ sich von einem Schauspieler über den Vortrag belehren und declamirte zur Probe in Kostüm vor dem Spiegel. —

Das alte Theater im Schlosse, welches nun bald niedgerissen werden sollte, nachdem es länger als 150 Jahre der beliebteste Vergnügungsort der Hannoveraner gewesen, füllte sich mit bunten Masken, die verwundert nicht nur einander, sondern auch das so vertraute, heute ganz veränderte Haus betrachteten. Die königlichen Logen waren mit rothen Draperien verhängt, vor denen hohe Drangenbäume standen. Nur die oberen Ränge wie sonst, im ersten dagegen wenig alte Damen und Herren. Sie gehörten zu der „Gesellschaft“ und saßen hier, weil sie das Maskiren und Menschengewühl scheuten.

Und nicht wie man es gewöhnt, strahlte dem Eintretenden das weiße Roß entgegen; denn Kamberg's Vorhang mit dem Verse: *Didicisse fideliter artes* war verschwunden, Bühne und Zuschauerraum zu einem großen Saale vereinigt, welcher trotz der nachgerade abgenutzten Ausschmückung durch seine Beleuchtung und hier und da angebrachte besondere Decoration einen gar festlichen Eindruck machte. Darin drängte sich die verkleidete Menge. Türken und Spanier schoben sich gravitatisch hindurch; Landsknechte machten sich kräftig, ein Schornsteinfeger durch seine Schwärze Platz. Niedliche Mädchen aus der Kofackerei, wie man scherzweise die vorstädtische Gartengemeinde der Residenz nannte, reichten Blumen und Früchte. Dominos in verschiedenen Farben suchten und fanden mittelst verabredeter Zeichen ihre Freunde. Und vielfach bedurfte es solcher Merkmale nicht, weil jeder Umgangskreis die Seinigen zu genau kannte.

Gideon von Eschenbach hatte dasselbe Costüm bestellt und angelegt, welches die Herren der Quadrille à la Louis XV. tragen wollten. Noch war er, weil die Theilnehmer an den besonderen Aufführungen sich in den Nebenräumen versammelten, der einzige in dieser, seiner eleganten Figur und vornehmen Bewegung gut stehenden Tracht. Er fiel auf. Niemand schien ihn zu kennen. Ein paar kühne Masken traten fragend an ihn heran. Scherzend wand er sich durch. Ihm war die hannoversche Gesellschaft zwar fremder geworden, doch brauchte er nicht lange allein umherzuwandeln. Er hörte eine große, stattliche Dame, die lebhaft hierhin, dorthin blickte und sehr vergnügt schien, laut zu einer anderen sprechen,

deren schwächere Stimme er ebenfalls kannte. Beide hatten schwarze Halbmasken, schwarze Dominos und Kleider, wie solche bei Hoffesten getragen wurden. Jene war die Baronin Aschdorf, diese Frau von Iden. Als er vor ihnen stand, sagte Letztere in der Meinung, er gehöre zu der Quadrille: „Sie dürfen hier nicht sein. Lassen Sie die Anderen nicht warten.“

Die Aschdorf aber lachte. „Es ist ja Gideon von Eichenbach.“

„D!“ rief die Andere nun hoch erfreut. „Das gibt allerliebste Verwechslungen.“

In Folge des lauten Gesprächs traten mehrere aus der Hofgesellschaft hinzu. Ein Herrendomino sprach: „I am Kamly, o yes,“ und redete darauf so laut wie polternd mit der alten Baronin, welche that, als verstehe sie jedes Wort. Und von der englischen Sprache angezogen, erschien ein langer Schotte, die Beine in fleischfarbigem Trikot, übrigens höchst geschmackvoll gekleidet, und mischte sich ungenirt, jedoch mit den besten Formen, in die englische Unterhaltung. Vergebens rieth Mr. Kamly, wer der Unbekannte sei, und da er mit Leuten, die ihm nicht vorgestellt worden, nur in Nothfällen Worte wechselte, so schwieg er und wandte sich ab. Gideon dagegen sprach lustig weiter mit dem Schotten, der jetzt, Kamly's Benehmen sich erklärend, fragte: „Kennen Sie den Herrn?“ Gideon antwortete: „Ich kenne ihn.“ Hierauf klang es aus der Maske: „Ich bin Captain William Walrab. Wollen Sie mich vorstellen?“

„Mr. Kamly! Captain William Walrab.“



Musik ertönte. Ein vornehmer Entrepreneur reichte der Aschdorf die Hand und eröffnete mit ihr die Polonaise, deren eigentlicher Zweck war, inmitten des Saals einen Raum für die erwarteten Aufzüge frei zu machen. Frau von Iden folgte mit dem jungen Eschenbach. Und weil das muthwillige Treiben eines Karnevals nicht recht in Schwung kommen und die alte Baronin nachgerade sehen wollte, wer die Vermummten wären, so nahm sie die Maske ab und lognnettirte rundum. Darauf demaskirten sich Andere und bald die Meisten. Auch Capitän Walrab. Er suchte und fand die Regierungsräthin Urban und schloß sich mit ihr dem Kundgange an. „Mir wurde angst unter der Maske,“ sagte sie, „und ich freue mich, daß Marie's Quadrille unmaskirt ist. Auch so würde ich ihre Theilnahme nicht erlaubt haben, hätte ich dieses Gewühl geahnt. Das Kind im Auge zu behalten, ist ja unmöglich.“

„Auch unnöthig,“ versetzte er. „Marie wird sich, so jung sie ist, lady-like benehmen.“

„Aber sie kann Eindrücke bekommen, die ich nicht wünsche.“ Die Regierungsräthin blickte schüchtern nach den Herren hin, welche noch maskirt zur Seite standen und die vorbeisichreitenden Damen fixirten.

„Ich wüßte nicht, welche,“ tröstete er. „Hier sind nur gentlemen.“

„Warum bleibt Ihr Neffe weg?“ erwiderte sie klagend. „Die thörichte Verabredung! Man sollte dergleichen nicht versprechen.“

„Faithful fellow,“ lachte der Capitän. „Es wird ihm schwer geworden sein, er wird hierher denken.“

Die Polonaise endete. Eine neue, lustige Melodie begann. Weiße, langärmelige Bajazzo's pritschten die Letzten aus dem inneren Kreise weg. Bunte Harlekins und Colombinen sprangen herein und tanzten ihren drolligen Tanz.

Andere Aufzüge folgten. Darauf führte das Orchester mit einer feierlich koketten Weise die Quadrille à la Louis XV. ein und diese präsentirte sich in ihrem Menuett vortrefflich; nicht nur, daß die ungewohnten, schwierigen Pas graziös gemacht wurden, auch Haltung und Mienen waren angemessen. Nur Ella von Iden sah mehr freundlich als vergnügt aus und Ermyntrode Ramly erwiderte die feurigen Blicke George von Iden's, ihres Herrn, gleichgültig. Sie schien etwas zu suchen, was nicht zu der Quadrille gehörte.

Gideon von Eschenbach hatte sich, um die Aufmerksamkeit der Mitwirkenden durch sein übereinstimmendes Costüm nicht zu stören, zwischen den Zuschauern verborgen, die Maske wieder angelegt und trat, als das Menuett beendigt war und den Tänzerinnen und Tänzern von ihren Bekannten schmeichelhaftes Lob ertheilt wurde, zu ihnen. Das war eine lustige Ueberraschung. Man zählte die Herren der unmaskirten Quadrille und sah, weil George von Iden sich unzufrieden entfernt hatte, nur sieben. Der maskirte schien der achte zu sein. Ermyntrode aber glaubte ihn zu erkennen. Sie lauschte in der Nachbarschaft. Da flüsterte die Baronin Nischdorf: „Ella, es ist Gideon.“ Nun schlich sie weg, trat auf den Genannten mit der Frage zu: „Weshalb

haben Sie sich maskirt, Herr von Iden?“ legte ihren Arm in seinen und führte ihn in das Gedränge.

Jetzt hörte man eine heitere, volksthümliche Musik. Hübsche Mädchen und Burschen der Bierlande erschienen, unter ihnen Marie Urban, reizend in dem engen Nieder und haufchigen Rock, den bebänderten Strohhut auf dem blonden Haar, die lieblichen Züge strahlend in kindlicher Fröhlichkeit.

Als die Theilnahme an dem Feste beschlossen war, hatten Urban's und ihre Freunde sich für einen ländlichen Tanz entschieden. Die Wahl des Anzuges war nicht leicht gewesen. Denn man wünschte etwas Vaterländisches; aber die wohl eigenthümlichen, jedoch wenig farbenprächtigen Trachten, welche sich im Kalenberg'schen, in den Alten Landen oder sonst noch erhalten hatten, fanden keinen Beifall. Man mußte deshalb über die Grenzen hinausgreifen, und da ergab sich, daß die hübscheste, die bunte Tracht der Schaumburger schon von Anderen, welche eine Bauernhochzeit darstellen wollten, gewählt war. In dieser Verlegenheit war Bodo Walrab's Hinweisung auf die Bierlande mit Freuden begrüßt worden. Nun hatte die Regierungsräthin Urban, zum Dank dafür, wie sie sagte, ihn eingeladen, am Abend bevor sie in den Wagen stiegen, mit seiner Mutter zu kommen, um Marie im Costüm zu sehen. Er war dagewesen. Viel mehr als er es aussprach, hatte sie ihn entzückt, und traurig, unruhig, weil er an dem Feste nicht theilnahm, war er nach Hause gegangen.

Jetzt führte Gideon Ermytrude, die immer that, als wisse sie nicht, wer er war, mit verstellter Stimme

scherzend, in die vorderste der Reihen, welche die Bierländer Quadrille umstanden. Der ländliche Tanz unterschied sich von dem vorangegangenen Menuett wie frische Natürlichkeit von übertriebener Verfeinerung. Ermyntrude sagte: „O, dies rustic people! Sehr einfach!“ Ohne auf ihre Worte zu achten, sah er den Bierländern zu. Sie sprach weiter: „Unser Tanz war schwieriger.“ Er schwieg, bemerkte auch nicht, daß George von Iden herandrängte. Erst als das junge Mädchen mit einem Ausruf des Erstaunens seinen Arm losließ, blickte er sich um und in Georgens zürnendes Gesicht, machte eine Bewegung, als überweise er die Dame dem sie Suchenden, verbeugte sich und ging nach einem anderen Platze, wo er die Quadrille ungestörter betrachten konnte.

Maria Urban war die Hübscheste, tanzte auch am zierlichsten und sah dabei so vergnügt aus, daß ihr Anblick sogar manch' alten Zuschauer erfrischte. Gerade als sie vor Gideon von Eschenbach war, nahm dieser, wohl unwillkürlich, als könne er dann besser sehen, seine Maske ab. Diese Bewegung lenkte ihre Augen auf ihn; doch richtete sie dieselben gleich wieder auf ihren Tänzer, wie es ihr in den Proben gelehrt war.

Die Aufführung gefiel allgemein. Die Freunde drängten heran, dies auszusprechen. Der Adel gestand es ungern zu. Gideon ging, seinen Bekannten ausweichend, allein durch die Menge.

Jetzt schmetterte der alte Coburger Marsch, und herein zogen die Gestalten des Wallenstein'schen Lagers. Zweimal schritten sie in der Runde durch den Saal.

Capitän Walrab reichte Marie Urban den Arm, er wollte sie beschützen. Sie standen seitwärts der Wallensteiner, als Gideon herantrat und, sich verneigend, den Schotten bat, ihn seiner Dame vorzustellen. „Assessor von Eschenbach,“ setzte er bescheiden hinzu.

„O, all right!“ erwiderte vergnügt der alte Herr. „Marie, Herr Assessor von Eschenbach bittet um die Ehre Deiner Bekanntschaft.“

Sie erröthete. Es war ihr angenehm, daß man nicht weiter sprechen konnte, weil mit laut scheltender Stimme und drohenden Gesten der Kapuziner in der Mitte des Kreises redete. Sie hörte zu, weniger weil dies ihr Vergnügen machte, als weil sie die Aufmerksamkeit für schicklich hielt. Gideon stand wie träumend da, schien nur bei einzelnen Stellen aufzuwachen und dann ärgerlich zu sein. Als die Kapuzinerpredigt zu Ende, sagte Capitän Walrab: „Nicht sehr pikant,“ und er antwortete lachend: „Not at all!“ Aber schon kamen adelige Herren und Damen, ihn mit Complimenten zu überschütten.

„Das ist also der Dichter,“ flüsterte Walrab Marie zu und führte sie weg.

Der Saal war sehr voll geworden. Es kostete Mühe, zwei Plätze frei zu machen, auf welchen nun der allgemeine Tanz begann. Und den Müttern war es unmöglich zu sehen, mit wem die Töchter tanzten.

---

Anderen Tages antwortete Marie Urban auf die Fragen ihrer Brüder: das Fest sei wunderschön gewesen,

und sie erzählte lustig davon. Als Jene gegangen waren, setzte sie sich mit ihrer Arbeit an das Fenster, ließ die Hände im Schooße ruhen und blickte träumend hinaus. Da senkte sie plötzlich erröthend den Kopf; dann sah sie sich um, ob die Mutter auf ihrem Throne sitze. Die war aber nicht da.

Am folgenden Tage wollte sie nicht auf die Straße sehen, konnte es jedoch nicht lassen und erschrak so, daß ihr Herz klopfte. Seitdem mied sie den Platz um diese Zeit.

Die Kunstausstellung war eröffnet, wie alljährlich seit ihrem Bestehen am Geburtstage des Herzogs von Cambridge. Das war immer ein Ereigniß für die Gesellschaft. In Hannover stand die Musik sehr hoch, wogegen die bildenden Künste wenig zur Geltung kamen. Die königlichen Schlösser enthielten einige gute Werke, auch ein paar Privatgalerien recht Werthvolles. Man sah dies aber selten oder nie und benutzte, um sich wenigstens mit den lebenden Meistern bekannt zu machen, die jährliche Ausstellung mit um so größerem Eifer. Detmolds komisch-boshafte Anleitung zur Kunstkenner-schaft hatte großes Gelächter hervorgerufen. Immerhin fanden die Lernbegierigen wirkliche Kenner und bildeten ihr Auge. Die Meisten freilich benutzten die Gelegenheit, um lebende Menschen zu sehen. In jenen Sälen gab man sich Rendez-vous und machte die Cour.

Die Regierungsrätthin und Marie Urban gingen aus wirklicher Kunstfreude oft dahin. Sie suchten sich durch die Kritik zu belehren, das Dargestellte nach dem gehörten oder gelesenen Urtheil zu prüfen; vor Allem

aber, sie erfreuten sich an dem, was ihnen gefiel. Und um nicht gestört zu werden, benutzten sie die Morgenstunden, bevor die Räume sich füllten und die später kommenden Freundinnen und Herren ihrer Bekanntschaft die Aufmerksamkeit theilten.

Als sie in diesem Jahre zum drittenmal da waren und vor einem Bilde standen, welches die Regierungsräthin im Kataloge suchte, kam Gideon von Eschenbach. Marie sah ihn; er grüßte und sie empfand, daß er sich freue. Bescheiden ging er vorbei. Später bemerkte die Regierungsräthin den ihr Unbekannten, der immer in dem Zimmer war, wo sie sich gerade befanden, und ebenfalls nur der Bilder wegen gekommen zu sein schien, denn er blieb allein. Die nächsten Male geschah dasselbe, und die Regierungsräthin wunderte sich nicht, daß der Fremde sie grüßte; war dies bei der wiederholten Begegnung doch natürlich.

Daß er in das Theater kam, wenn sie ihre Logenplätze hatten, bemerkte die Mutter nicht, wohl aber die Tochter.

Sie war jetzt fröhlicher im Hause, fast fleißiger als sonst, nur daß sie sich zuweilen kleiner Vergeßlichkeiten schuldig machte. Und als wieder mit vertheilten Rollen gelesen wurde, überhörte sie mehrere Male das Stichwort, so daß ihr Vater mißbilligend aufblickte und, nachdem die Freunde gegangen waren, sagte: „Du dachtest heute an 'was Anderes.“

Bodo Walrab bemerkte die Veränderung, welche in ihr vorging. Sein Herz führte ihn auf den Irrweg. Sie war ebenso freundlich, wenn nicht freundlicher, und

doch förmlicher gegen ihn. Sie erschien ihm gereifter; ihre Schüchternheit deutete er zu seinen Gunsten. Er sah in ihrem schönen Antlitz einen neuen, schwärmerischen Ausdruck, der ihn noch mehr anzog. Einmal war er nahe daran, ihr seine Neigung anzudeuten. Es war in Urban's Hause, die Regierungsräthin hinausgegangen. Doch gleich sprach Marie von gleichgültigen Dingen, und er schwieg.

Eines Morgens, als sie unten im Haushalte beschäftigt war, klingelte die sich öffnende Hausthür, und Marie hörte Wideon's Stimme. Er fragte das Dienstmädchen, ob der Herr Regierungsrath zu sprechen sei. Sie erschraf heftig, ließ sich nicht sehen und flüchtete, als der Ankommende hinaufgeführt war, in ihre Kammer. Nach kurzer Zeit hörte sie ihn weggehen; bald darauf verließ ihr Vater wie gewöhnlich das Haus, um sich nach seinem Amte zu begeben.

Zitternd fragte Marie sich: Was wollte Herr von Eschenbach? Dachte sie doch so oft und so gern an ihn, ach! eigentlich immer. In jener unvergeßlichen Nacht hatte er sie während eines ganzen Tanzes auf das Angenehmste unterhalten und nachher noch einige Male liebenswürdig angeredet. Und wie oft seitdem sah sie ihn! das konnte nicht Zufall sein; er hatte sie gesucht. — Was wollte er? O, diese langen Stunden, bis der Vater nach Hause kam! Wie sollte sie die ertragen, ohne sich zu verrathen? Es war ein Glück, daß die Mutter sie mit Aufträgen ausschickte. Aber draußen mochte sie nicht aufblicken. Wenn er ihr begegnete und sie anredete! — Wieder fragte sie sich: Ist er deinet-



wegen zu dem Vater gekommen? Jetzt meinte sie gehört zu haben, daß er die Treppe eilig hinuntergegangen war. Ihr wurde sehr angst. Hatte der Vater ihn unfreundlich entlassen? — Und müßte sie nicht dies Alles, was mit noch nie empfundenem Jubel, mit noch nie geahntem Schrecken sie erfüllte, der lieben, guten Mutter anvertrauen? Doch, wenn es nur Träume wären! O nein, nein. — Je mehr sie hierüber dachte, um so tiefer prägte sich des jungen Mannes Bild in ihrem Herzen ein.

Endlich kam der Vater nach Hause. Freundlich wie immer führte er bei Tische die Unterhaltung. Von Herrn von Eschenbach sprach er kein Wort. Marie, die in der größten Spannung darsaß, glaubte, daß er sie zuweilen forschend ansehe. Ach, wenn das nur wäre! Denn der Gedanke, daß der Besuch sich gar nicht auf sie bezogen habe, war qualvoller als alles Andere.

Gegen Abend holte der Regierungsrath Frau und Tochter zum Spaziergange ab. Sie gingen um die Stadt. Auf der Georgstraße kam Gideon ihnen entgegen. Marie sah ihn schon von Weitem und schlug, als er nahe war, die Augen nieder. Sein höflicher Gruß wurde von den Eltern erwidert. Als sie einige Schritte weiter waren, fragte die Regierungsräthin ihren Mann: „Kennst Du den Herrn?“

Marie zuckte zusammen. Sie hörte Alles.

„Ein Herr von Eschenbach,“ antwortete der Vater. „Heute Morgen machte er mir seine Aufwartung. Er wird als Supernumerair-Amtsaffessor bei unserer Behörde arbeiten, bis man ihm sobald wie möglich eine Stelle

gibt; denn er hat einen Onkel in der Ritterschaft.“ Das Letzte klang etwas bitter.

„Wir haben ihn oft in der Ausstellung gesehen,“ sprach die Regierungsräthin. „Er scheint ein Kunstfreund zu sein.“

„Wahrscheinlich,“ meinte ihr Mann. „Er soll Talente besitzen und schon viel gesehen haben.“

Wie pochte Marie's Herz! Welche Aussichten eröffneten sich ihr, unerwartet! Aber durfte sie länger verschweigen, was sie das erste Mal in der Ausstellung nicht über die Lippen bringen konnte? „Der Herr hat auf dem Maskenball mit mir getanzt,“ sagte sie so gleichgültig sie konnte.

„O! Das hast Du ja nicht erzählt,“ versetzte die Mutter.

„Onkel William stellte ihn mir vor.“

„So?“ sagte Jene, und sie sprachen von dem neuen Theater, an dessen Bau sie vorbeigingen. —

Als der Frühling in's Land kam, richteten Urban's ihre Promenaden nach der Sommerwohnung, welche für die Uebersiedelung eingerichtet wurde. Eines Nachmittags war der Regierungsrath bei den Arbeitern hinten im Garten, während die Regierungsräthin und Marie im Hause zu thun hatten, dessen Fenster offen standen. Ein warmer Erd- und Pflanzenhauch drang herein; das neue Grün der Gebüsch wollte sich entfalten, und die Vögel verkündeten durch lustiges Gezwitzcher, wie sehr sie sich über die bessere Jahreszeit freuten. Wieder warf die Regierungsräthin einen Blick aus dem Fenster, und diesmal sagte sie überrascht: „Da kommt Bodo!

Was mag sein? Er geht so schnell und vergnügt. Geh' zu ihm, ich komme nach."

Diese Ankündigung des bedächtigen, ernstesten Freundes war auffallend. Die Tochter gehorchte zögernd. Als er sie im Hofe erblickte, rief er ihr zu: „Ich bin Hilfsarbeiter bei der Landdrostei geworden!"

„O, ich gratulire!" antwortete sie, eilte ihm entgegen und gab ihm die Hand. Ihre Züge drückten nun herzliche Freude aus. Sie wußte, daß die Veränderung eine Auszeichnung, eine frühe Beförderung war.

„Ihnen mußte ich es gleich sagen," fuhr er lebhaft fort. Sie zog die Hand aus der seinigen, wandte sich dem Hause zu und rief hinein: „Mama, Bodo bringt eine gute Nachricht!"

„Ich komme," klang es heraus. Nun sprach er schnell: „Hannover muß ich verlassen," und sah fragend in ihr sich verdunkelndes Antlitz. Sie sah zur Erde und sagte: „Hannover verlassen?" Es klang traurig, denn sie dachte an seine Eltern, die ihn missen sollten. Da trat ihre Mutter aus dem Hause, blickte ihn, blickte ihre Tochter bedeutsam an und wiederholte dies, während er sprach, mehrere Male, besonders als der Abschied von Hannover zur Sprache kam. Marie wurde ganz verlegen. Nachdem die gute Regierungsräthin mit warmer Theilnahme Alles gehört, verließ sie das Paar mit der Weisung: „Führe Bodo zu Papa. Ich habe noch zu thun."

Erstrocken eilte Marie an den Bosketts, an dem großen Rasenplatze vorbei, ängstlich ihren Vater mit den Augen suchend; Bodo neben ihr, unschlüssig schweigend.

„Papa muß im Obstgarten sein,“ äußerte sie jetzt und wollte in den Weg einbiegen, der zwischen Rabatten dorthin führt. Da ergriff er ihre Hand. „Marie!“

„Nein, nein!“ sagte sie und lief, vor ihm flüchtend.

Er blieb schmerzlich betroffen stehen, sah dem anmuthigen, dem geliebten Mädchen nach, einen Augenblick. Dann raffte er sich zusammen und ging weiter. Der Regierungsrath kam ihm vergnügt entgegen. Marie folgte betrübt. Ersterer war von dem Glücke seines jungen Freundes so erfüllt, daß er weder dessen gezwungenes Benehmen, noch der Tochter Traurigkeit bemerkte. Bodo sprach für die Theilnahme seinen Dank aus und wollte sich entfernen, um, wie er sagte, noch andere Pflichten dieses Abends zu erfüllen. Da trat Marie mit innigem Ausdruck auf ihn zu, als begehre sie seine Verzeihung. Freundlich nahm er Abschied, ging schnell den Weg allein zurück und empfahl sich im Hause der Regierungsräthin mit wenig Worten, die heiter lauteten.

Auf der einsamen Straße stürmte er dem Stadthore zu. Sein Traum war zerronnen, Marie wies sein Herz zurück. Oder irrte er? Ließ nur die jungfräuliche Schüchternheit sie so kalt erscheinen? Wie gern hätte er sich dieser Hoffnung hingegeben! Doch wollte er nicht blind sein. Sie liebte ihn nicht. — Er nahm seinen Stolz zu Hilfe. Wenigstens den Eltern sollte dieser Freudentag nicht getrübt, die nahe Trennung nicht erschwert werden.

Marie weinte, als sie allein war. Sie hatte den vortrefflichen Freund gekränkt. Wie unglücklich sah er

aus! Und was ihre Mutter, ihr Vater wünschten, in ihrer Hand lag es und sie verweigerte es. Aber sie konnte nicht anders. Ach, Gideon, Gideon! —

Bodo machte sich den Umstand, daß man ihn in seinem neuen Bestimmungsorte erwartete, zu Nutzen, um seine Abreise zu beschleunigen. Auch seines Onkels William wohlgemeinten Vorschlag, das Frühlingsfest, welches dieser jedes Jahr in der Blüthenzeit gab, zu des Neffen Ehre schon jetzt zu veranstalten, lehnte er ab. Nach wenig Tagen sagte er den Freunden Lebewohl und verließ die Residenz.

---

Gideon von Eschenbach unterschied sich in mancher Hinsicht vortheilhaft von seinen Standesgenossen. Von der Natur mit guten Anlagen beschenkt, in dem einfachen Hause seiner Eltern aufgewachsen und, nicht wie andere adelige Jünglinge in der Ritterakademie zu Lüneburg, sondern in dem Lyceum zu Hannover für die Universität vorbereitet, hatte er, nach dem Tode seines Vaters noch weniger bemittelt, die Unterstützung seines kinderlosen Onkels zu der Vollendung seiner Studien, zu der Ausbildung für den Staatsdienst gewissenhaft benutzt. Die zweijährige Reise erweiterte seinen Gesichtskreis, streifte manches Vorurtheil von ihm ab und gab ihm Gelegenheit, wahrzunehmen, daß die Tugenden der Menschen von Rang und Stand unabhängig sind. Ein paar bittere Erfahrungen, die seinem nachgiebigen Wesen nicht erspart blieben, waren die Schuld vornehmer junger

Leute gewesen, und die edelsten Genüsse hatte ihm der Umgang mit Männern niederer Herkunft, aber höheren Geistes verschafft.

Nach seiner Rückkehr waren die Reiseerinnerungen noch so lebhaft, daß ihm die Heimath klein vorkam. So wohl es seinem Herzen that, die Freunde wiederzusehen, nahm er an ihrem Thun und Treiben nur äußerlich Theil. Ella von Iden war ihm ein schönes Mädchen, nicht mehr. Auch die etwas vielseitigere Ermytrude Kamly konnte er den Damen von Welt, die er in Rom, in Paris gesehen, nicht gleichstellen.

Erst in Poppenshausen, wo er nichts Anderes als die einfachsten Zustände erwartete, fühlte er sich behaglich wie ehemals. Geistige Ansprüche drängte er hier gewissermaßen von selbst zurück. Der wenig mittheilende Dunkel stellte den dünnen Boden, den er verständig und thätig bewirthschafte, über alle fernen Länder, von denen er keins kannte, und forderte so wenig mündliche Reiseberichte, wie er schriftliche verlangt hatte. Er hatte den Neffen, den Einzigen, welchen er von den Eschenbach's der jüngeren Generation leiden mochte, reisen lassen, weil das jetzt dazu gehörte, und er wollte, daß derselbe nunmehr in den königlichen Dienst trete, weil dies ebenfalls dazu gehörte; wie sich von selbst verstand in der Residenz, um den höchsten Personen bekannt zu werden. „Und es wird Zeit, daß Du Dich nach einer Braut umsiehst, aber keiner armen,“ sagte er. Gideon legte hierauf nicht mehr Werth als auf ähnliche der spärlichen Aeußerungen des alten Herrn, den er, weil in Poppenshausen bis auf einzelne Tagesstunden

Jeder seinen Weg für sich ging, eigentlich nicht kannte.

So erquicklich dieses Leben anfänglich war, kehrte der junge Mann doch mit der Sehnsucht nach Menschen, die ihm geistig näher ständen, in die Hauptstadt zurück und hier wurde Marie Urban der frische Born, der ihn labte. Ihre anmuthsvolle Natürlichkeit, ihre unschuldigen klugen Augen, ihr um den lieblichen Mund spielender Frohsinn erschienen ihm schöner als alle Kunst, die er gesehen, ihre Stimme klang ihm melodischer als die entzückendste Musik. Und dieser Eindruck war kein flüchtiger, sondern begleitete ihn auf jedem Schritte. Er mußte Marie suchen, grüßen, sie bewundernd ansehen. Ueberall dachte er an sie.

Bei solchem Empfinden war er um so weniger geneigt, ausschließlich mit dem Adel zu verkehren. Wie auf der Reise wollte er die Gesellschaft wählen, welche ihm gefiel. Daß er sich nicht nur im adeligen Club, sondern auch im Museum aufnehmen ließ, daß er zwischen gebildeten Männern verschiedener Stände bei Robby saß, war nichts Ungewöhnliches; wohl aber, daß er nach seiner Anstellung auch in den Familien der bürgerlichen Staatsdiener, welche seiner Behörde angehörten oder vorgefetzt waren, Visite machte. Das fiel auf, wurde von den Bürgerlichen gelobt, von den Adelligen getadelt. Letztere erfuhren, was er that, schnell; denn er selbst erzählte es offenherzig. Sogar der taube Herr von der Moorburg hörte es und klagte der Aschdorf: „Der junge Eschenbach ist in Paris demokratisirt.“ Die freilich lachte: „Das gibt sich. Er amüsirt sich.“

Auf Ella von Iden und Ermynttrude Kamly machte Gideon's Benehmen einen verschiedenen Eindruck. Erstere erkannte zwar gern als richtig an, was ihre Eltern meinten, und merkte wohl, daß ihnen sein Abweichen vom Herkommen mißfiel. Da er jedoch ihr Haus treu besuchte, Ella's Beschäftigungen freundliche Aufmerksamkeit schenkte, ihr halb oder guten Rath ertheilte, so überwogen in ihrem Urtheile seine liebenswürdigen Eigenschaften und sie ergriff recht lebhaft seine Partei, wenn tadelnde Rede ihn traf.

Ermynttrude war eifersüchtig auf die Unbekannten, denen Gideon in dem anderen Kreise vielleicht den Hof machte, und obgleich sie mit ihm coquettirte, wo sich Gelegenheit fand, ohne indeß George von Iden aus ihren Banden loszulassen, machte sie zuweilen spöttische Bemerkungen über den volksfreundlichen Herrn von Eschenbach, welche Ella's Unwillen erregten und die nach und nach entstandene Abneigung dieses guten Mädchens gegen die unwahre Engländerin steigerten.

Der Assessor von Eschenbach war bei den älteren bürgerlichen Herren schnell beliebt geworden, besonders bei seinem Vorgesetzten, dem Regierungsrath Urban, auch bei den Brüdern Walrab. Er begegnete ihnen oft im Museum, dem Geheime-Canzley-Rath und dem Regierungsrath gewöhnlich in den Conversationszimmern, wo sie dem höflich grüßenden jungen Manne wohlwollend zunickten; dem Capitän Walrab im Lesezimmer, wo derselbe ihm jedesmal ein paar Finger reichte.

Jetzt war die rechte Zeit für William Walrab's Frühlingsfest. Die Hübsamensfelder standen im leuch-



tenden Gelb, an den Chaussees blühten die Apfelbäume, der Wald war neu belaubt. Daß der Capitän den Assessor von Eschenbach einlade, verstand sich von selbst, weil dieser die Artigkeit gehabt, ihm eine Visite zu machen. Zweifelhaft konnte er hinsichtlich Kamly's sein. Mr. Kamly hatte es für passend erachtet, den alten Legionsofficier, nachdem er dessen persönliche Bekanntschaft gemacht, aufzusuchen und ihn, als derselbe seinen Gegenbesuch abstatten wollte, in Mrs. Kamly's Zimmer zu empfangen. William Walrab entschloß sich kurz und gut, schrieb ein höfliches Billet und erhielt zu seiner Freude die Antwort, daß Mr., Mrs. und Ms. Kamly der Einladung mit dem größten Vergnügen Folge leisten würden.

Die Vorbereitungen beschäftigten ihn und er sprach viel davon. Urban's hörten die Namen seiner Gäste. Marie hatte Mühe, ihre Aufregung zu verbergen. Gesehen hatte sie Eschenbach ja mehrere Male, gesprochen noch nicht einmal wieder; denn gerade als er ihre Eltern besuchte, war sie nicht zu Hause. Nun zählte sie die Stunden, mit Freude, mit Furcht.

Das Rendez-vous war am Waterlooplatze. Dort hielten die mit grünen Kränzen geschmückten Bankwagen. Die Sonne schien noch hoch vom Himmel. Der Festgeber erwartete im Schatten der Promenadenbäume seine Gäste. Gideon war einer der ersten. Seine Begrüßung mit Marie's Eltern war von beiden Seiten verbindlich, an Marie richtete er einige Worte über die Maskerade. Daß Kamly's Theil nahmen, überraschte ihn. Die gegenseitige Vorstellung der Geladenen, die nicht Alle sich

kannten, half über die Zeit des Wartens hinweg. Noch fehlten Einige.

„Der König!“ rief Jemand.

Ernst August kam, wie gewöhnlich die Hände in den Bordertaschen des Attila's, mit einem Flügeladjutanten von feinem Spaziergange.

Eine Bewegung, nicht ohne Schrecken, entstand. Man ordnete sich einigermassen. Mr. Ramly drängte, obgleich es noch keine Eile hatte, in die vorderste Reihe und stellte sich dem herankommenden Könige zunächst. Die jungen Herren und Damen hielten sich zurück. Ermynthrude stellte sich hinter ihren Vater. Zufällig gerieth Gideon neben sie. Die Damen machten die Sonnenschirme zu.

Jetzt hörte man Ernst August's hohe Stimme. Er fragte den Flügeladjutanten: „Was eine Partie ist das?“ Mit Deutschen sprach er immer deutsch. Es klang fremdartig und war oft nicht richtig.

Der Flügeladjutant antwortete: „Ich erkenne Mr. Ramly“ — der König stieß einen hohen unartikulirten Laut aus —, „auch den jungen Eschenbach.“

„Ich sehe die Walrab von die Regierung.“

„Am anderen Ende kommt eben sein Bruder hervor, der Capitän außer Dienst.“

„O, Captain Walrab. Ein guter Officier. Baring preiſte ihn.“

Sie waren bei der Gesellschaft. Ernst August machte erst als er an Mr. Ramly, den er nicht zu sehen schien, vorbei war, mit der rechten Hand eine kurze grüßende Bewegung, nahm als er neben William Walrab

war, auch die linke Hand aus der Tasche und sprach, mit ihr seitwärts zeigend und den militärisch gerichteten Capitän anblickend: „Da soll Alten's Monument stehen.“ Er meinte das Denkmal, welches aus gesammelten Beiträgen dem vor einigen Jahren gestorbenen General und Minister Grafen von Alten errichtet werden sollte.

„Der beste Platz, Euere Majestät,“ antwortete mit Ehrerbietung der Angeredete. Der König ging weiter und sagte gleich darauf: „Das junge Lady am Anfange kenne ich.“

Der Flügeladjutant erklärte: „Mr. Kamly's Tochter.“ Da Seine Majestät so gesprächig und guter Laune war, setzte er hinzu: „Der Assessor von Eschenbach macht ihr wohl die Cour. Das würde den ältesten Lieutenant von Iden eifersüchtig machen.“

„Die Lieutenant? Heirathen?“ lautete der scharfe Bescheid und das Gespräch hatte ein Ende.

Ernst August wollte nicht, daß die Officiere heiratheten. Er verschärfte die Consensbedingungen in außerordentlichem Maße und gab den neuen Festsetzungen zum schweren Herzeleid schon verlobter Paare sogar rückwirkende Kraft. Kaum die Begütertesten vermochten ihnen zu genügen und selbst wenn es geschehen war, kamen die Harrenden nicht sicher an's Ziel. Gegen diese allerhöchste Abneigung half keine Fürsprache. Einzelne Heirathsconsense, welche ertheilt wurden, erfolgten aus des Königs eigenem Antriebe. —

Die gut verlaufene Begegnung mit Seiner Majestät hatte die Fröhlichkeit der Gesellschaft noch gesteigert. Capitän Walrab, mehr geschmeichelt als er merken ließ,

forderte nunmehr seine Gäste zum Besteigen der Wagen auf. Marie, Ermyntlude und zwei andere Mädchen fuhren mit Gideon und noch drei jungen Herren zusammen. Ermyntlude war Anfangs zurückhaltend; Gideon, der Einzige, welchen sie bis dahin gekannt, mußte sich ihrer etwas annehmen. Er war sehr lustig und belebte den kleinen Kreis alsbald durch ansprechende Bemerkungen. Auch die anderen Herren trugen zu einer munteren Unterhaltung bei und da einer derselben Ermyntlude seine Aufmerksamkeit widmete, so wurde Gideon allmählich der Rücksicht auf sie enthoben und Marie war glücklich.

Man fuhr zwischen den fruchtbaren Feldern nach dem Benther Berge, wo auf halber Höhe am Rande des Waldes im Schatten alter Buchen der Kaffeetisch stand. Die Geheime-Canzley-Rätthin Walrab machte die Wirthin und Marie Urban half ihr. Die alten Herrschaften nahmen auf den hölzernen Bänken Platz, die Jugend lagerte im Grase. Alle genossen die Aussicht nach den Deisterbergen und dem Leinethal, welche den Meisten so lieb und wohl bekannt war. Capitän Walrab nannte Mr. Kamly die Ortschaften, rühmte das Kalenberger Land und vertiefte sich mit ihm in ein Gespräch über deutsche Bauern und englische Pächter, wobei trotz seiner Vorliebe für England das deutsche Gemüth zum lebhaften Ausdruck kam. Hannovers Marktthurm streckte seine Spitze wie einen Finger in die Höhe, als rief er: Hier bin ich! Und alle Hannoveraner freuten sich, ihn zu sehen.

Nun stieg man in den Wald hinauf. Gideon ge-

stellte sich zu Marie, welche seitwärts des Weges Blumen pflückte. „Darf ich Ihnen helfen, Fräulein Urban?“ fing er an und beugte sich auch zur Erde. So gingen sie, emsig sammelnd, eine Weile schweigend weiter, bis er sagte: „Wie reich blüht es unter dem dichten Laubdach, als bedürften die wilden Pflanzen der Sonne nicht. Da sieht man, daß der Schein es nicht thut.“

„Aber das Licht, welches auch hier ist,“ erwiderte sie, indem sie sich aufrichtete und ringsum sich wendend auf den Boden wies. „Wie hübsch die leuchtenden Scheiben überall!“

„Bilder der Sonne,“ erklärte er, „die nur entstehen, wenn die Strahlen durch die kleinste Lücke dringen. Kommt das Lieblichste doch oft auf dem schwierigsten Wege.“

„Oder wir zu dem Lieblichsten,“ meinte sie, lächelnd nach oben zeigend. „Um die Sternblumen zu erreichen, müssen wir uns anstrengen.“

Er wollte ihr die Hand reichen, sie eilte vorauf und er sah ihr nach, wie gewandt sie an niedrigen Zweigen sich in die Höhe zog. Auf der kleinen baumleeren Fläche holte er sie ein und da sie sich nun umfahen, erblickten sie jenseits vor dem Gebüsch an der Wegschlucht Ermyntlude. „Wir sind zurückgeblieben!“ sprach Marie etwas erschrocken. „Ja,“ antwortete Gideon und reichte ihr die Blumen, welche er gepflückt hatte; „auch Miß Kamly; sie ist allein.“ Die Gesellschaft sah man nicht, aber man hörte ihre fröhlichen Stimmen.

„Wie schön!“ rief Ermyntlude, als Jene zu ihr

kamen, und betrachtete das Bouquet. „Wir wollen dem Dichter einen Kranz winden.“

„Welchem Dichter?“ fragten Beide.

„Welchem Dichter! Diesem Herrn, der für die Masquerade so hübsche Verse gemacht hat.“

Marie fühlte, wie das Blut in ihre Wangen schoß und sah zu Boden. Gideon rief lachend: „Die Lust ist groß, die Kunst ist klein. Verdient wohl kaum ein Kränzelein.“

„D!“ entgegnete Ermyntrode. „Major Holmann hat mir das hübsche Gedicht so oft gesagt, daß ich es auch sagen kann.“ Sie nahm eine theatralische Stellung an und declamirte, Holmann's Betonung und Armbewegungen nachahmend:

„Heisa, Fuchheia! Dudeldumdei!  
Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!  
Ist das hier ein Völkergewirre!  
Bin zu Haus und werde doch irre.  
Wie sich meine liebe Stadt  
Mitteidvoll geeinigt hat!  
Freude will sie, duldet nichts Hartes.  
Didicisse fideliter artes —“

Sie fand keinen Anklang, brach ab und sagte mit einem herausfordernden Blick auf Marie: „Ihnen hat die Rede nicht gefallen.“ Dieser war nicht nur das Possenhafte der Darstellung unangenehm gewesen. Jetzt sah sie Gideon treuherzig bescheiden an und sprach: „Was bis jetzt vorkam, wohl; auch das Uebrige größtentheils. — aber einige Stellen mochte ich nicht.“

„Welche?“ fragte er gespannt.

„Wo Schiller's Wortspiele nachgemacht find, Leinström — Weinström, ich habe es nicht behalten.“

Und wieder declamirte Ermyntrude:

„In dem gesegneten Kalenberg  
Häuft sich die Noth zum Dualenberg,  
Und nicht allein am Knappenort,  
In vielen Straßen ist knapper Ort.“

Er unterbrach sie, indem er sich mit einem Ausdruck, worin Freude und Unwillen gemischt waren, an Marie wandte: „Sie haben ganz Recht, Fräulein Urban —“

Da hörten sie ein Geräusch, das Gebüsch wurde aus einander gebogen und hindurch stieg aus der Wegschlucht ein kleiner, buckeliger Mann, vor dem Ermyntrude erschraf. Gideon rief überrascht: „Herr Detmold!“ — „Guten Abend, Herr von Eschenbach! Guten Abend, Fräulein Urban!“ sagte der plötzlich Erschienene, nahm den Hut von dem dunklen Haar und richtete seine leuchtenden Augen auf die Andere. „Miß Kamly, Herr Advocat Detmold,“ sprach Gideon. „Hier haben wir einen Dichter für unseren Kranz!“

„Den Boshafsten mit Blumen schmücken?“ fiel der Kleine abwehrend ein, wobei sein Mund sich zu einem Lächeln verzog. „Ich pflege zu horchen und habe Alles gehört. Herr von Eschenbach hat Mephisto's Worte niedlich versetzt und auch sonst gute Reime gemacht. Aber Ehre, dem Ehre gebührt! Herr Major von Holmann hat mir das Gedicht vorgetragen und da ich die Stellen, welche Fräulein Urban eben tadelte, am meisten lobte, gestanden, daß er sie hinzu gedichtet hat.“

„Ach, das freut mich!“ rief Marie unwillkürlich und erröthete gleich darauf, während Gideon sie glücklich ansah. Ermyntrude, die sich ärgerte, lachte niedlich. Detmold sprach ernsthaft weiter: „Einen Poeten habe ich kennen gelernt, ohne von ihm jemals Etwas gehört oder gesehen zu haben: den Menschen, welcher hier unter uns in der Einbiegung des Abhangs eine Ruhebank aufstellen ließ. Das ist ein Platz zum Dichten und Denken! In dem überhängenden Gebüsch voll Wohlgeruch ein Nest, worin die Alten liebenswürdig von der Zukunft ihrer Kinder schwäzen. Davor die Straße, so ausgefahren, daß Niemand sie benutzt. Sie verbindet den einsam Träumenden mit der Welt und erinnert ihn an die Gebrechlichkeit alles Geschaffenen.“

„Da ist ja gar keine Aussicht, gegenüber die andere Wand,“ sagte Marie, die sich inzwischen gefaßt hatte.

„Gerade die andere Wand!“ entgegnete er. „Belauschen Sie dort einmal die kleine Welt, die auf der Erde kriecht, an den Halmen klettert, sich auf den Blättern wiegt. Ich glaube, sie ist besser als unsere.“

„So schön sie ist — wie können Sie das sagen?“ äußerte Marie.

„Mord und Todtschlag, Raub und Diebstahl kennt sie wohl auch,“ antwortete er; „aber die feinen Unterschiede nicht, an denen wir leiden. Ich zweifle, daß es liebenswürdige und unliebenswürdige Käfer gibt, oder Vögel, die, wie sogenannte liebenswürdige Menschen leider oft, charakter schwach sind.“

„Wer das ist, kann nicht liebenswürdig sein,“ entgegnete Marie, die lebhaft geworden. Er blickte sie an,



ohne mehr zu sagen. Nach einer kurzen Pause sprach er: „Aber ich muß mich rechtfertigen. Kurz ehe ich Sie hörte, ging hier oben Ihre Gesellschaft und vor der versteckte ich mich, um nicht festgehalten zu werden; denn ich lasse mich so gern verführen. Ich muß nach Leveste und habe meinen Wagen auf der Chaussee um den Berg herumgeschickt. Ihr Vergnügen zöge ich vor. Ich empfehle mich!“ Er stieg, wo er gekommen, hinunter, kreuzte die Straße und ging auf der anderen Seite in den Wald.

Und viel Vergnügen brachte der Abend noch. Man kehrte nach dem ersten Bläze zurück und setzte sich um die reichlich ausgestatteten Tafeln. Dorfmusikanten, von Bauernkindern begleitet, stellten sich ein. Nach Tisch versuchte die Jugend auf dem unebenen, abschüssigen Ager manchen Tanz. Erst beim Sternenglanz fuhr die Gesellschaft nach Hause, etwas anders in den Wagen vertheilt, als auf der Hinfahrt. Marie saß bei ihren Eltern, aber Gideon war mit dabei.

---

Die Veränderung in Marie's Gemüth entging ihren Eltern nicht. Sie vergegenwärtigten sich Bodo Walrab's Abschied, einige Aeußerungen seiner Mutter, die Begegnungen mit dem Assessor von Eschenbach. Sie stimmten in der Vermuthung überein, daß dieser auf Marie's Herz Eindruck gemacht, waren jedoch lange verschiedener Meinung hinsichtlich dessen, was geschehen müsse. Erst scherzte der Vater über die Sache. Als die Mutter sie

ernst nahm, wollte er das Kind fortschicken. Nun wandte sie ein, daß hierzu noch kein Grund sei. Er kam auf die Verbindung mit Bodo Walrab zurück. Sie erklärte, daß jede Ueberredung unrecht, jede Ehe ohne Herzensneigung unglücklich sei. Er war überzeugt, daß Herr von Eschenbach keine Bürgerliche heirathen werde. Sie widersprach lebhaft: Urban's und ihre eigene Familie gehörten zu den angesehensten des Landes und einmal müsse die thörichte Absonderung des Adels aufhören. Endlich vereinigten sie sich, Nichts zu übereilen. Die Zeit der Gesellschaften war vorüber; ohne unhöflich zu sein, brauchten sie den Assessor noch nicht einzuladen und da sie die Gartenwohnung bezogen hatten, würde Marie ihn lange nicht sehen. So vergehe wohl die flüchtige Reigung.

Marie gab sich mit fast noch kindlicher Wonne dem Glauben hin, daß sie geliebt werde. Kein Mißklang störte die Träume ihres Herzens. Wenn sie Gideon zufällig begegnete, war sie glücklich. Oft, wenn die treuen Augen der Mutter auf ihr ruhten, hätte sie gern sich ausgesprochen, wären die Worte für so Heiliges nur zu finden gewesen. Und dereinst mußte ja Alles klar werden. Wie oder wann, darüber dachte sie nicht nach. Sonnig war es in ihr, sie genoß die Erinnerung. Als solle ihre große Liebe die Ihrigen mit beglücken, war sie heiter thätig im Hause, fröhlich mit den Geschwistern.

Auch Gideon lebte in dem erhebenden Gefühle, das Schönste für das Leben gewonnen zu haben. Hatte er doch Zeichen genug von der Zuneigung Marie's. Nach ihrem köstlichen Besitze wollte er streben. Nun erschien ihm Alles in einem reizenden Lichte. Was wollten gegen

die Seligkeit, von einem so reinen Wesen geliebt zu werden, die Neckereien bedeuten, woran es in den adeligen Familien nicht fehlte, nachdem Ermyntrude von Capitän Walrab's Partie mit allerlei Uebertreibungen geschwaßt hatte? Nur daß Herr und Frau von Iden kühler waren, fiel Gideon unangenehm auf. Er hatte ja aber nichts Unrechtes gethan. Sollte er seinen freien Willen opfern?

Als er da war, ließ Ella sich nicht sehen. Eben hatte Ermyntrude seine Flirtation mit Fräulein Urban so lebhaft geschildert, daß sie kaum den Zorn bekämpfte, der in ihr aufwallte. Dann mußte sie weinen. — Das nächste Mal aber empfing sie ihn freundlich. Es that ihm wohl, er blickte sie dankbar an. Sie sah blaß aus. Daß er hieran Schuld war, ahnte er nicht.

Allen, die Theil an ihm nahmen, fiel sein zerstreutes, träumerisches Wesen auf. Und man erklärte es sich richtig. Einige hatten ihn auf dem einsamen, nach Urban's Garten führenden Wege gesehen.

Die Baronin Aschdorf sprach ebenfalls von seinem Courmachen, aber in lustiger Weise; sie fand es natürlich. Als der taube Herr von der Moorburg ihr ärgerlich anvertraute, was er über den jungen Eschenbach gehört, und sie um Rath fragte, ob er es dem Onkel nach Poppenshausen schreiben solle, lachte sie ihn aus. „Jeder hat seine Liebchaften,“ meinte sie. „Ich habe das Mädchen gesehen, es ist eine hübsche Person. Mischen Sie sich nicht ein, sprechen Sie auch in Poppenshausen nicht davon. Es ist keine Gefahr, Gideon ist ein schwankendes Rohr.“

Das war eine ihrer leichtfertigen Aeußerungen.

Gideon's Charakter mochte zu nachgiebig sein, unedel war er nicht und niedrige Leidenschaften verabscheute er. Auch bewirkten die Schwägerinnen über ihn das Gegentheil von dem, was sie vielleicht beabsichtigten; sie bestärkten ihn in den besten Vorsätzen. Er hielt seine Selbstständigkeit, wohl gar seine Ehrenhaftigkeit für bezweifelt und hiergegen trat die Frage, ob der Adel Marie Urban freundlich aufnehmen würde, zurück. Hatte der Onkel doch gesagt, er müsse sich nach einer Braut umsehen, nur dürfe sie nicht arm sein. Und das war sie nicht — und wenn auch. Es regte sich ein gewisser Eigensinn in ihm; als Mann wollte er sich zeigen. Und jede Verdrießlichkeit schwand vor der Geliebten strahlendem Bilde.

Uebrigens hörten jene Neckereien bald auf, weil die Gesellschaft sich trennte. Seine Majestät hatte die Residenz aus dem Palais an der Leinstraße nach dem Sommerschlosse Monbrillant verlegt. Der Adel reiste auf die Güter, in die Bäder. Der Kammerherr von Jden war zum persönlichen Dienste nach Monbrillant befohlen. Seiner Tochter wurde eine Brunnencur verordnet; sie war verändert, unlustig, still. Die Mutter sollte mit ihr nach Pyrmont. Als Gideon von ihnen Abschied nahm, wollte sie vergnügt scheinen, aber ihre Fröhlichkeit war einem schwermüthigen Ausdrücke gewichen, der auch ihn besorgt machte.

Der Onkel lud ihn nach Poppenhausen ein; er bat bei den Geschäften, worin er noch ein Neuling sei, bleiben zu dürfen. Nun fühlte er sich in der leer gewordenen Stadt verlassen. Urban's erwartete Einladung kam nicht und er glaubte zu bemerken, daß der Regierungsrath

gegen ihn allzu gemessen sei. Darüber dachte er nach. Trauten Marie's Eltern ihm nicht? Litt sie darunter? Seine Sehnsucht wurde größer.

Ueberall suchte er das geliebte Mädchen, Sonntags sogar in der Kirche. Daß er nicht des Gottesdienstes wegen dahin gehe, warf er sich selbst vor. Und als er endlich die Regierungsräthin mit der Tochter in der Kreuzkirche fand, wo ein Pastor predigte, von dessen strenger Richtung er weit entfernt war, schämte er sich so, daß er sich verbarg. Aber er sah Marie, er sah die Inbrunst, mit der sie betete, sang, die Predigt hörte. Ergriffen, im Herzen demüthig, verließ er das Gotteshaus. Bescheiden grüßte er draußen die Damen. Marie erröthete, als sie an ihm vorbeiging; die Regierungsräthin blickte ihn, wie er glaubte, prüfend an.

Seine Unruhe wurde größer, je länger er an den Abenden die Vergnügungsorte der Gesellschaft vergeblich durchstreifte. Als er sich in dem öffentlichen Garten, wo die beliebteste Militärcapelle ein Concert gab, dessen Programm wohl geeignet war, gebildete Musikfreunde anzuziehen, durch das zahlreiche Publicum suchend fortbewegte, rief ihm aus einer Gruppe älterer Herren eine bekannte Stimme: „Herr Assessor von Eschenbach!“ nach. Es war Capitän Walrab, der sich jetzt von den Andern trennte und seinem jungen Bekannten, den Hut lüftend, von der Rechten, welche den Spazierstock hielt, zwei Finger reichte. „Happy to see you. Immer mehr finden sich ein. Darf ich Sie hinführen?“

Gideon, welcher den Gruß so erfreut wie höflich erwidert hatte, sah ihn unsicher an.

„Ich meine die Gesellschaft vom Benthler Berge. Das erste Mal, daß so Viele beisammen sind.“

„Mit dem größten Vergnügen!“

„Kommen Sie!“ Der Capitän zeigte den Weg. Um einen großen Tisch saßen die Familien Walrab, Urban und andere. „Noch Einer!“ sprach William Walrab vergnügt, indem er Gideon heranzuführte. Dieser war zu aufgereggt, um den Eindruck zu beachten, welchen sein Erscheinen machte. Marie wagte kaum den Gruß des Ersehnten zu erwidern, ihre Eltern waren etwas verlegen, auch Walrab's nur so höflich, wie sich ziemte, während die Uebrigen den angenehmen jungen Mann sehr freundlich empfingen. Man lud ihn ein zu bleiben. Er setzte sich zwischen die Geheime-Canzley-Räthin und Regierungsräthin, weit ab von Marie, und fand einen heiteren Ton um so schneller wieder, als der Capitän sich ihm gegenüber niederließ und lustig plauderte. Auch veranlaßte der Wiederbeginn der Musik, die man ungestört zu genießen wünschte, bald eine Unterbrechung des Gesprächs.

In der folgenden Pause fragte die Dame, welche bei dem Capitän saß, ob Gideon die Engländer wieder-gesehen habe, die an der schönen Partie nach dem Benthler Berge Theil nahmen. William Walrab runzelte die Stirn und kratzte mit seinem Stocke im Sande. Der Gefragte glaubte, daß Ermytrude's Geschwätz bis in diesen Kreis gedrungen sei und antwortete verdrießlich, Ramly's wären verreis't, er wisse nicht wohin. „Sie werden irgendwo zu Gast sein,“ rief der Geheime-Canzley-Rath mit einem komischen Blick auf den Bruder, der nur

deshalb über jene Frage sich ärgerte, weil man ihn in der Familie mit Kamly's neckte. Schon mehrere Male hatte ihn seine anständige Denkungsweise in unerquickliche Verbindungen gebracht und man wußte jetzt, daß Mr. Kamly sehr geizig sei, eine Eigenschaft, die William Walrab verachtete. Die Geheime-Canzley-Räthin lenkte das Gespräch auf andere Dinge und brachte ihren Schwager, von Gideon, der seinen Irrthum begriffen hatte, unterstützt, wieder in gute Laune. Man lachte über Dieses und Jenes, die Regierungsräthin Urban war vergnügter geworden und als Einige wünschten, im Garten zu promeniren, erhob sie sich zuerst. Die nicht mitgingen, wechselten die Plätze und Gideon kam an Marie's Seite.

Noch einmal versammelte man sich um den großen Tisch, man freute sich an der Musik, an der schönen Sommernacht. Erst als die letzten Töne verklungen waren, brach man auf. Gideon begleitete Urban's auf dem ganzen Wege bis an ihre Wohnung.

Dieser Abend bestärkte Marie's Eltern in der Vermuthung, daß die beiden jungen Menschen sich liebten; aber während die Mutter im Stillen damit ausgeföhnt war, sah es jetzt der Vater sehr ernst an. Er beschloß, Marie wegzuschicken. Eine der befreundeten Beamtenfamilien auf dem Lande würde sie zu sich nehmen. Dem jungen Mädchen wäre es nützlich, einmal in andere Verhältnisse zu kommen. Jeder müsse das billigen. Die Trennung sei rathsam, die Sache möge liegen, wie sie wolle. — Hiergegen konnte die verständige Mutter, so sehr ihr Herz sich sträubte, Nichts einwenden. Aber auch der Vater trennte sich schwer von dem Kinde und ver-

steckte seinen Wunsch, daß Marie noch einige Wochen, bis nach seinem Geburtstage, zu Hause bleibe, gern hinter dem Vorwande, daß größere Eile auffallen würde. Eine Begegnung mit Eschenbach sollte vermieden werden.

Nun schickte die Regierungsräthin ihre Tochter nicht mehr mit Aufträgen in die Stadt, sie verließen den Garten nur am Sonntag Morgen und gingen in eine fremde Kirche. Daß dieses um Gideon geschehe, bezweifelte Marie keinen Augenblick; denn zu ihm führte jeder ihrer Gedanken. Aber was hatte eine längere oder kürzere Trennung zu bedeuten? Wenn es Zeit sei, werde er kommen. Sie gehörten einander. Geduldig wollte Marie warten. —

Auf den Tisch in der Boskettlaube stellte sie den Korb mit Johannistrauben, welche sie eben gepflückt. Sie hing ihren Strohhut an die Lehne der Bank, setzte sich, ließ die Hände auf der weißen Schürze ruhen und sah nach der Hofthür, als könne Gideon eintreten. Der Postbote kam, ging in's Haus und wieder weg. Sie nahm die vorher bereit gestellte Schale in den Schoß, griff in den Korb und löste mit den zarten Fingern von einer Traube nach der anderen die rothen Beeren. Wie war es anders geworden seit dem vorigen Sommer! Lustiger war sie damals wohl bei dieser Arbeit; glücklicher war sie jetzt, denn sie hatte Ihn! Wieder vergegenwärtigte sie sich Alles; jedes seiner Worte wußte sie, seine Stimme hörte sie.

Die Regierungsräthin kam und sagte: „Reimann's lassen Dich grüßen.“ — „Danke! Geht es ihnen gut?“ erwiderte sie, ihre Arbeit fortsetzend. — „Gut! Der Amt-



mann, die Amtmannin, die Mädchen, Alle wollen Dich haben.“ Sie legte die Hände auf den Rand der Schale und richtete ihre offenen, großen Augen auf die Mutter, die nun schnell weiter sprach: „Nach des Vaters Geburtstage bringe ich Dich hin. Du kannst nirgends angenehmer als dort einen Landhaushalt kennen lernen.“

Marie hatte während dieser Erklärung die Schale auf den Tisch gestellt. Als wolle sie verbergen, daß die blühende Farbe aus ihren Wangen schwand, so blickte sie vor sich nieder. Plötzlich stand sie auf, eilte vorwärts und warf sich in die Arme der Mutter.

„Was hast Du, mein Kind?“ fragte diese und küßte sie. „Deine Eltern wollen das Beste. Sag', was quält Dich?“

Einige Augenblicke noch schwieg Marie. Dann machte sie sich los. Ein Lächeln lag auf ihrem lieblich erröthenden Antlitz. „Warum überraschest Du mich so?“ sagte sie. Die Mutter versuchte eine Erklärung, weshalb von diesem Plane nicht früher gesprochen sei. Marie fuhr fort: „Ich werde bei Reimann's gern sein,“ wandte sich wieder der Bank zu, fragte nicht weiter, klagte auch nicht, daß sie Eltern und Geschwister verlassen solle. Sie ließ sich aus dem Briefe der Amtmannin mehr erzählen und freute sich, die Mädchen, mit denen sie erzogen war, wiederzusehen.

Anscheinend zufrieden, innerlich bewegt ging die Regierungsräthin in das Haus. Wie kindlich, wie rührend war dieser Tochter Gehorsam, wie schön ihr jungfräulicher Stolz! War es nicht grausam, nicht ganz verkehrt, sie von dem Manne, dessen Ruf der beste war und den

ihr Vater selbst oft gelobt, gewaltsam zu trennen? Vielleicht zerstörten die Eltern das Glück ihres geliebten, guten Kindes, wenn sie Eschenbach verletzend von sich wiesen und seine Liebe auf die schwere Probe stellten, sich größer zu zeigen, als sein Stolz. Einmal wenigstens sollte er Marie noch sehen, zu der bevorstehenden Geburtstagsfeier sollte auch er eingeladen werden.

Als die Regierungsräthin dies ihrem Manne sagte, staunte er und versetzte betroffen, ärgerlich, das sei gegen die Verabredung. Sie aber behauptete, es gehe nicht anders. Er werde in der Behörde von den Collegen beglückwünscht, Eschenbach erfahre mithin den Geburtstag und da wäre es geradezu auffallend, ja kränkend, ihn allein auszuschließen und sogar bei dieser Gelegenheit noch immer nicht einzuladen. Der Regierungsrath gab nach.

Marie hatte sich jetzt sehr unglücklich gefühlt. Nicht daß sie fürchtete, Gideon werde sie vergessen; sie glaubte an ihn. Aber daß sie ohne Abschied von ihm scheiden, ihm kein Zeichen ihrer Liebe geben sollte, bekümmerte sie. Nunmehr von Sehnsucht gequält, that sie still, tief betrübt, was ihr oblag. Bis sie von der Mutter erfuhr, daß zu der Gesellschaft an des Vaters Geburtstage auch der Assessor von Eschenbach kommen werde. Da leuchteten ihre Augen hell auf und sie verbarg ihre Freude nicht, sang wieder ihre Lieblingslieder bei der Arbeit, scherzte mit den Brüdern und war zärtlich gegen die Eltern, besonders gegen den Vater an dem schönen Morgen seines Geburtstages.

Den Gästen, welche Mittags kamen, bereitete der Anblick der schönen Tochter des Hauses den lieblichsten Empfang. Kein künstlicher Schmuck zierte sie, die vollen goldenen Locken bedurften dessen am wenigsten, das helle Sommerkleid, so einfach es war, hob ihre Gestalt am herrlichsten. Nur eine Rose hatte sie an die Brust gesteckt. Als Gideon da war, mochte sie ihn kaum ansehen und doch las sie so gern in seinen Zügen, daß ihre Nähe ihn beglückte. Nur wenige Worte konnten sie mit einander wechseln, auch war sein Platz bei Tische nicht neben ihr. Aber seine Gegenwart war ihr genug, und die ihrige entzückte ihn. Zuweilen hörte sie, wie heiter er sprach. Bis in einer Pause Capitän William Walrab, Allen hörbar, fragte: „Verläßt Du uns denn wirklich übermorgen, Marie?“ Da erschrak Gideon und wurde still, und sie fand auch hierin einen Beweis seiner Liebe.

Nach Tisch im Garten suchte er ihre Nähe, aber nie war sie allein. Gleich Anfangs sagte er: „Sie verreisen, Fräulein Urban?“ Der Klang dieser Worte und ein Blick auf ihn zeigten, wie traurig er war, und in der Freude, in der Angst ihres Herzens antwortete sie nicht mehr als: „Zu Freunden auf das Land.“ In der fröhlichen Stimmung nach dem Geburtstagsmahle ahnte die Gesellschaft die Dualen nicht, welche er, welche sie empfand. Außer den Eltern beobachteten nur der Geheime-Canzley-Rath Walrab und seine Frau, ihres Sohnes gedenkend, was in dem jungen Mädchen vorging.

Der Tag neigte sich zu Ende, die neue Mondfichel schimmerte weiß im Abendleuchten. Man trennte sich.

Ach, wie wurde Marie das Herz schwer! Nun kam der Abschied! Auf wie lange? Stark wollte sie sein. Den Freunden sagte sie herzlich Lebewohl, nur Walrab's könnte sie morgen noch einmal besuchen. „Da finde ich mich ein!“ rief lustig Onkel William. „Ich glaube, ich halte es ohne Dich hier nicht aus.“ Als Gideon, der eigentlich nicht wußte, was er that und den nur die angewöhnten hübschen Formen davor schützten, daß er aufiel, sich empfahl, sah Marie vor sich nieder. Nur einen Hauch wie „Adieu!“ bekam er von ihr.

Der Regierungsrath und seine Frau waren sehr zufrieden mit dem Verlaufe des Festes. Daß sie Eschenbach eingeladen, war auch ihm jetzt angenehm. Von seiner und ihres Kindes Neigung waren sie allerdings noch fester überzeugt; aber wie angemessen hatten Beide sich benommen, wie tactvoll sie, wie bescheiden er! Die Trennung werde am besten zeigen, ob das Band ein flüchtiges oder dauerhaftes sei.

Marie versteckte ihre Unruhe unter den kleinen Beschäftigungen, welche sie sich noch im Haushalte machte. Die Mutter begab sich, etwas müde, bald in ihr Zimmer. Der Vater saß schon bei seinen Büchern. Als Alles besorgt war, ging sie noch einmal in den Garten. Es war eine köstliche, sommerhelle Nacht. Sie setzte sich in die Boskettlaube, rief jede Einzelheit der letzten Begegnung zurück, klagte sich großer Kälte gegen den Geliebten an und dachte sich ihn leidend, wie sie litt.

Da wurde die Hofthür geöffnet, ein Mann trat ein. Herr Gott, er ist's! Sie stand auf, konnte nicht den Platz verlassen, mußte sich an dem Tische stützen,

die Augen auf ihn heften, auch als er, nahe vor ihr, leidenschaftlich sprach: „Ich mußte Sie noch einmal sehen, Marie! Ich kann nicht ohne Sie leben. Wollen Sie die Meine werden?“ — Er sah, wie sie zitterte, zog sie an sich und sie duldete, daß er sie küßte. Dann legte sie ihren Kopf an seine Brust. „Willst Du mein werden?“ fragte er. Einen Augenblick war es ganz still. Dann hörte er: „Ja!“ Und wieder fanden sich ihre Lippen zu einem langen Kusse, bis sie sich aufraffte und seiner Umarmung entwand. Sie hob die zusammengelegten Hände vor die Brust und sprach: „O Gott, wie bin ich glücklich!“ Sie legte die Hände auf seine Schultern und blickte ihn innig an: „Aber nun gehen Sie! Bitte, bitte, gehen Sie!“ und eilte in das Haus.

„Morgen früh komme ich,“ hörte sie noch.

Sie lief in das Zimmer der Mutter und warf sich ihr in die Arme. „O Mutter, Mutter, er liebt mich! Er hat es mir eben gesagt.“ —

Die Nacht schlich dahin. Die Eltern dachten an ihre Tochter, die Liebenden an einander.

Der Morgen war nicht vergangen, als Gideon den Ort wieder betrat, wo er die unvergeßlichsten Minuten erlebt hatte. Die Laube war leer, im Garten sah er Niemand, im Hause nur eine Magd, die ihn auf sein Begehren anmeldete. Er wurde sogleich vorgelassen. Der Hausherr, allein im Zimmer, stand am Schreibtische und erwartete mit freundlich ernstem Ausdruck die Anrede seines Besuchers. Der junge Mann, welcher sich den Gedanken an das geliebte Mädchen gar zu sehr überlassen und das, was er hier sagen wollte, nicht weiter bedacht

hatte, fing etwas verlegen, doch, seines Glückes sicher, treuherzig an: „Ich komme mit einer Bitte, Herr Regierungsrath, mit der innigsten: um die Hand Ihrer Tochter. Marie's Wort habe ich und sie hat meins.“

Hierauf erwiderte Jener milde, aber im Tone des Vorwurfs: „Sie haben gestern Abend mit meiner Tochter allein gesprochen. Das wäre besser unterblieben.“ Der also Getadelte erblaßte und empfand es als einen großen Trost, daß ihm jetzt die Hand gereicht, ein Stuhl angewiesen wurde. Sie setzten sich. Dann fuhr der Regierungsrath fort: „Ich glaube gern, daß Sie ihr ein treuer Führer durch das Leben sein wollen,“ — Gideon sah ihn mit der gespanntesten Erwartung dankbar an — „aber willigt Ihre Familie in diese Verbindung?“

„Ich habe ja außer den Vettern nur einen Onkel,“ antwortete er, noch mehr beruhigt.

„Ihr Herr Onkel ist, soviel ich weiß, ein zweiter Vater für Sie gewesen. Deshalb scheint mir die Rücksicht des Herzens zu fordern, daß Sie ihn fragen.“

„O gewiß! Ich will ihm gleich schreiben.“

„Wäre es nicht besser, Sie führen hin?“

„Noch heute, wenn Sie mir Urlaub geben.“

Der Regierungsrath nickte wohlwollend und sprach sehr freundlich: „Ich erwarte nichts als die Zustimmung. Ich habe Sie als einen fleißigen, gewissenhaften Arbeiter kennen gelernt, der seinen Weg machen wird. Marie's Entscheidung haben Sie, an meinem letzten Worte soll es demnächst nicht fehlen.“ Er reichte ihm wie zur Verabschiedung die Hand.

„Soll ich Marie nicht sehen?“ fragte Gideon zu=traulich, indem er aufstand.

„Sie ist mit der Mutter in der Stadt und wird auch nicht hier sein, wenn Sie von Poppenhausen zurück=kommen. Diese Trennung müssen Sie sich gefallen lassen; aber ich sorge dann für das Wiedersehen.“

Glücklich, wenn auch nicht ganz befriedigt, eilte Gideon seiner Wohnung zu. —

Marie war erst sehr betrübt gewesen, weil sie von dem Geliebten getrennt werden sollte; sie brauchte sich aber nur zu sagen, daß sie ihn besitze, um wieder froh zu sein. Nach des Vaters Willen durfte von der Ver=lobung noch nicht die Rede sein. Jedoch nur ihre Lippen konnte sie beherrschen, den Jubel ihres Herzens konnte sie nicht verbergen. Er lachte um ihren Mund, glänzte in ihren Augen, drückte sich in jeder ihrer Bewegungen aus und Alle, von denen sie Abschied nahm, sahen ihn.

Am anderen Morgen reiste die Regierungsräthin mit ihr ab. Der Vater blickte ihnen zuversichtlich nach, denn er dachte, in kurzer Zeit des theueren Kindes Glück zu verkünden. Seit er den Assessor von Eschenbach mit größerer Aufmerksamkeit beobachtet, sein offenes, vor=urtheilfreies Wesen erkannt hatte, war er mehr und mehr zu der Meinung seiner Frau gelangt, daß Gideon ein unhaltbar gewordenes Herkommen des eingeseffenen Adels brechen, durch die Verbindung mit einer hochange=sehenen bürgerlichen Familie ein gutes Beispiel geben werde. Den Onkel kannte er persönlich nicht; aber was konnte derselbe, so hoffärtig er sein mochte, einwenden? Zumal der Nefse seine Sache mündlich vertreten und

Marie's und ihrer Familie Eigenschaften lebhaft genug schildern würde. Ueberdies stand dem alten Eschenbach eigentliches Recht, mitzusprechen, nicht zu. Daß Poppenhausen demnächst einer Seitenlinie zufallen müsse und daß man Gideon für den künftigen Erben hielt, wußte der Regierungsrath. Die Möglichkeit, daß der alte Herr aus gekränktem Familienstolze den Besitz einem anderen Neffen zuwende, sah er gleichgiltig an. Poppenhausen gehörte zu den kleinen ritterschaftlichen Gütern, aus deren Eigenthümern die Deputirten zur Ersten Kammer der Allgemeinen Ständeversammlung gewählt wurden, und Urban wünschte nicht, daß sein Schwiegersohn das werde; denn so konservativ er war, die verfassungsmäßige Herrschaft des Landadels hielt er für eine Schädigung der Staatsinteressen. Gideon hatte die besten Aussichten im königlichen Dienste, dem sollte er sich ganz widmen. Und würden die gesellschaftlichen Schwierigkeiten in der Residenz zu lästig, so gäbe es in der Provinz Aemter genug, wo das junge Paar angenehm leben könnte.

Nun erwartete der Regierungsrath die Rückkehr des Verlobten. Statt seiner kam ein Brief aus jener Gegend, aber nicht von Gideon's Hand. Hastig erbrach Urban das Schreiben. Es war aus Poppenhausen, trug die Unterschrift des alten Eschenbach und lautete:

„Euer Hochwohlgeboren bin ich genöthigt mitzutheilen, daß ich der Verlobung meines Neffen Gideon mit Ihrer Demoiselle Tochter niemals zustimmen werde. Seit jeher sind in meinem Hause nur standesmäßige Ehen geschlossen worden und ich halte an dieser Ordnung fest. Sollte mein Neffe auf der Verbindung



mit Ihrer Familie beharren, so würde ich ihn nicht länger unterstützen, vielmehr in jeglicher Beziehung von meinen Angehörigen ausschließen. Ich habe die Ehre hochachtungsvoll zu zeichnen

Caspar von Eschenbach.“

---

Gideon hatte in dem letzten an der Eisenbahn liegenden Städtchen übernachten müssen, weil kein schnelleres Beförderungsmittel als die Post zu bekommen war, die am Morgen früh abging und deren einziger Passagier er wurde. Er hatte Zeit genug, seine Lage zu bedenken. Als die Kutsche von der Chaussee, an deren Bäumen die Beeren sich rötheten, abbog und in dem ausgefahrenen Heidewege, auf dessen Seiten die großen Findlingssteine seit Jahrzehnten unverändert lagen, hin und her stieß; als er die weiten Moore sah, über denen in der Tageswärme die Luft zitterte, empfand er die ganz verblaßten Eindrücke früherer Zeit und, wie jetzt am Horizonte der Wald und ein Kirchthurm, tauchten in seiner Erinnerung die Ferien auf, welche er in diesem von der Welt abgelegenen Lande so oft still, aber vergnügt zugebracht hatte.

Endlich war die gepflasterte Straße erreicht und der Wagen fuhr kaum minder unbequem als auf dem Sandwege rasselnd und polternd dem Kirchdorfe Esche zu. Die Gegend wurde freundlich. Das Flüsschen Esche und der hügelige Boden waren ihre Wohlthäter geworden;

denn das mittelst kleiner Windmühlen gehobene Wasser brachte, auf den kunstgerecht geebneten Abhängen hinabrieselnd, kräftigen Wieswuchs hervor. Nun konnte auch das dürre Land befruchtet werden. Oben dehnten sich zu beiden Seiten der Straße die neuen Aecker aus. Hier schien kein Grund zu den Klagen, die wieder über eine Mißernte laut wurden. Die Stoppeln der Roggenschläge standen dicht und der Hafer, welchen die Schnitter zu mähen begannen, sah reich aus. Der Reisende betrachtete dies mit Interesse und dachte an die lustige Zeit der Feldjagd, die nahe war.

Jetzt kam die Postkutsche in den Poppenhäuser Wald. Der Schwager ließ das Lied: „Schier dreißig Jahre bist du alt“ ertönen und blies bis in das Dorf, vor dessen Krüge er hielt. Der Bauernwirth sah verwundert den jungen Herrn aussteigen, bot zur Weiterfahrt sein Fuhrwerk an und nahm, da dieses abgelehnt wurde, den Koffer zur Nachsendung in Empfang. Gideon schlug den Waldpfad ein, den Bach entlang, der zur Esche fließt und von dem sich vor Zeiten ein Geschlecht benannte, dessen Nachkommen die Besitzer von Poppenhäuser zu sein glaubten.

Der Förster kam, die Büchse über der Schulter, daher. Auch er verwunderte sich, den jungen Herrn zu sehen, der nicht angemeldet war. Die Hand am Hute, gab er Auskunft: „Der gnädige Herr sind zu Hause. Sie gingen eben in den Garten zu dem Besuch.“

„Besuch?“

„Seine Excellenz Herr von der Moorbürg und Ihre Excellenz Frau Baronin von Aschdorf.“

Daß er den gastfreien alten Herrn in dieser Jahreszeit nicht allein finden würde, hätte der Nefse vermuthen können; dennoch berührte die Nachricht ihn unangenehm. Er grüßte mit einer Handbewegung und ging weiter.

Der hochstämmige Wald lichtete sich, der Pfad endete in einem breiteren festen Wege, der linker Hand am Saume hin, rechts zu einer Brücke mit weiß bemaltem Geländer führte. Ueber die Büsche jenseits der Grasfläche ragte das rothe Dach und die weiße Wand des großen Hauses hervor. — Es wäre doch wohl besser gewesen, dachte Gideon, zu schreiben, als so unerwartet zu kommen. Wann fand sich nun der rechte Augenblick für die Mittheilung? Die beiden Gäste waren nicht nur ein Hinderniß, sondern, falls der Onkel schwankte, eine Gefahr; denn wie er hoffte, daß bei diesem die Freude, den geliebten Nefsen glücklich zu wissen, die Standesrückficht überwiege, so fürchtete er, daß Jene solcher Duldung widersprechen möchten.

Jetzt hörte er die Arbeit in den Fruchtgärten. Jetzt, bei der moosbedeckten Sonnenuhr, bog er in den Weg ein, welcher, den Blumengarten durchschneidend, gerade auf das Haus zuführte. Vor letzterem auf dem gewöhnlichen Platze saßen die Herrschaften. Er beschleunigte seine Schritte. Sie erblickten, sie erkannten ihn; der Onkel, noch im Vormittagsanzuge, kurzen Rock, die Reithose in den Stiefeln, stand auf und rief mit seiner starken Stimme: „Ho Gido!“ Er streckte dem Heraneilenden die kräftige Hand entgegen und sah ihn aus seinem breiten, gebräunten Gesichte vergnügt an.

Es war ein fröhlicher Empfang. Herr Caspar von  
Hartmann, Wandel der Zeiten. 13

Eschenbach wie seine alten Gäste freuten sich über die Vergrößerung der Gesellschaft. Daß den Ankommenden eine besondere Veranlassung herführe, dachten sie wohl; sie glaubten Geldmangel und fragten nicht, verlangten dagegen Neues aus der Residenz zu erfahren und Gideon wußte nicht viel, sogar von Seiner Majestät wenig und von Herrn von der Moorburg's Schwiegersohn Idengar nichts. Das machte keinen guten Eindruck. „Was sind denn jetzt für viele Geschäfte?“ sagte Herr Caspar und kratzte sich unter dem Strohhut die weißen Haare. Die Aschdorf aber meinte: „Na, na, Gideon wird auch wohl seine Plaisirs haben.“

Auf den Steinplatten zwischen dem Gemüsegarten und dem Seiteneingange des Hauses klapperten die Holzschuhe eines flachsköpfigen Burschen. „Krischan,“ unterbrach der Gutsherr das Gespräch der Anderen, „segg de Wenzeln, dat se kümmt.“ Nach einiger Zeit erschien an jener Hausecke eine dicke Frauensperson. Er wies auf Gideon und dieser nickte einen Gruß dahin. Sie knigte und rief: „Ick weet all. De Kuffer is oof all da.“ — „Dann wird es wohl Zeit,“ sprach er hierauf. Man erhob sich, um Toilette zu dem Diner zu machen, welches nach englischer Sitte spät stattfand.

Caspar von Eschenbach war mit einer von Buren von der Linie Burgbüttel nicht glücklich, aber auch nicht lange verheirathet gewesen und schon kinderloser Wittwer, als der Vater starb. Nun richtete er sich in Poppenhausen anders ein. Das obere Geschloß mochte er nicht länger bewohnen, bezog das untere, für ihn und seine Gäste hinreichend geräumige und ließ es schöner ein-

richten, nach seinen Angaben, denn er hatte an Jerome's Hofe gelebt und wußte, was dazu gehörte. Das größte Zimmer wurde als Fest- und Ahnensaal am prächtigsten ausgestattet. Die Balken der Decke erhielten vergoldetes Schnitzwerk. Statt der gewöhnlichen wurde eine Flügelthür angebracht und darüber das Eschenbach'sche Wappen, Alles reich verziert. Was an Familienporträts und ausgezeichneten Geweißen vorhanden, schmückte die Wände, und in den Ecken standen und hingen Ritterrüstungen und Waffen, die für Erbstücke aus der ältesten Zeit des Geschlechts galten.

Dieser Raum, gewöhnlich verhängt und verschlossen, wurde nur für Gäste, denen besondere Ehre zukam, geöffnet. Seit die Baronin Aschdorf und Herr von der Moorburg da waren, wurde darin das Diner eingenommen, mit einem gewissen Ceremoniell, der Hausherr im blauen Frack mit goldenen Knöpfen.

Heute war er sehr vergnügt. Die Verwandtschaft und die Freundschaft wurde durchgesprochen, die Burgbütteler und die Siebenhöfener Buren, Claus von der Recke auf Hudeborstel, Eberhard, Detleff und Borries von der Recke, und wie sie Alle hießen in der Provinz. Die Aschdorf sprach, wenn sie etwas sagen wollte, was für die Lafaien deutsch zu unzweideutig geklungen hätte, französisch. Dann schüttelte der Wirth sich vor Lachen, hob das Glas und trank ihr zu: „Your health!“ Ja, er vergaß sich heute ein paarmal und gebrauchte bei Tafel plattdeutsche Wörter. „De Dufend!“ rief er bei einer Geschichte des Freundes Moorburg, und „Drink doch!“ um den schweigsamen Neffen aufzumuntern.

Daß dieser etwas auf dem Herzen hatte, war unverkennbar, dem Alten unleidlich. Der Junge war in Geldsachen nie leichtsinnig gewesen, die Summe konnte nicht groß sein, die Sache sollte zu Ende. „Gido, komm mit,“ sagte er, als sie aufgestanden waren.

Im Zimmer des Onkels kam Gideon endlich mit der Sprache heraus, aber nicht weit. Als er den Namen Urban aussprach, stuzte der gespannt Zuhörende und nach der Erklärung: „die Tochter des Regierungsraths“ röthete sich sein Gesicht noch mehr. Er stemmte die geballten Fäuste auf den Tisch, glogzte den Unglücklichen an und rief: „Mein Geschlecht verderben? — Das gibst Du auf oder ich habe mit Dir nichts mehr zu thun. Gar nichts! Hörst Du?“ Und als Gideon sprechen wollte, unterbrach er ihn. „Kein Wort mehr. Geh’ hinaus. Unerhört! — Up miene olen Dage! — Ist das der Lohn? — Geh’ hinaus, sage ich.“

Auf das Schmerzlichste überrascht, ganz bestürzt eilte der also Gescholtene in seine Stube. Eine solche Behandlung brauchte er sich nicht gefallen zu lassen, er wollte gleich abreisen. — Aber was dann? War nach dem abweisenden Bescheide die Einwilligung des Regierungsraths zu erwarten? O Marie! — Die Eröffnung hatte zu einer ganz unpassenden Zeit stattgefunden, die Abendstunden nach Tisch waren dazu am wenigsten geeignet, am Morgen würde sie ruhiger aufgenommen sein. „Ist das der Lohn?“ Die Worte schmerzten Gideon. Der Onkel war wirklich, wie der Regierungsrath gesagt, sein zweiter Vater gewesen, bis auf den heutigen Tag; immer gütig, hart nur in diesem unglücklichen Augenblicke.

Nein, so durfte er nicht abreisen; das wäre eine zu auffallende, undankbare Rücksichtslosigkeit gegen seinen Wohlthäter. Und wenn die Aufregung dem alten Manne schadete!

Er hörte dessen Stubenthür aufgehen und heftig zuschlagen, den schweren Schritt des Dnkels, der jetzt an die Thür des Herrn von der Moorburg klopfte und eintrat. Zu dem Tauben? Richtig! Das laute Sprechen schallte über den Corridor. Nun erfuhr das ganze Haus, daß Etwas vorgefallen, und bald wußten es wohl alle Verwandte und Bekannte. Gideon gerieth außer sich, wollte hingehen, überlegte, daß er damit die Sache wahrscheinlich verschlimmere, besann sich auf einen Entschluß. Jetzt hörte er die alten Herren herauskommen und weiter gehen, das konnte nur zu der Baronin Aschdorf sein. Es dauerte lange, bis sie wiederkamen und sich gute Nacht sagten. Der Dnfel ging in sein Zimmer. Dem Tone und der Bewegung nach war er ruhiger geworden.

Gideon beschloß, am anderen Morgen, wenn der Sturm sich ganz gelegt haben werde, den Versuch zu wiederholen. Er vergegenwärtigte sich Marie's Bild. Aber andere Vorstellungen drängten herbei, belästigten, beschäftigten, lockten den Grübelnden. Im Hause war es still geworden; nur hörte er noch einmal die Glocke des Dnkels und den Bedienten, der kam und ging.

Eine wunderliche Nacht! Er schlief nicht und doch tauchte wie in einem Traume Marie vor ihm auf, so unschuldig, so liebe- und vertrauensvoll. Und verschwand vor den älteren Erinnerungen, welche ihn umspielten, wie die frische Landluft, die zum offenen Fenster eindrang.

Der gute Onkel erschien und die ganze Sippe, die verstorbenen Eltern fanden sich ein, die Familienbilder aus dem Ahnensaale schlossen sich an. — Ein Hahn krächte, andere antworteten. Das hatte er auch lange nicht gehört. Unaufhörlich schienen die eifrigen Weckrufe.

Darüber schließ er ein und erwachte, als die Frühstunde lange vorbei, nicht sehr erfrischt, nicht klarer über das, was er thun sollte. Ein Bedienter kam, von der Baronin Aschdorf geschickt, Ihre Excellenz lasse den jungen Herrn bitten, den Kaffee bei ihr zu trinken.

„Bei Frau von Aschdorf?“

„Die gnädigen Herren sind weggefahren.“

„Schon weggefahren? Weiß er, wohin?“

„Nach Burgbüttel.“

Diese Fahrt mußte der gestrige Streit veranlaßt haben, bei Tisch war davon noch nicht die Rede gewesen und Herr Caspar von Eschenbach verließ Poppenshausen nur aus gewichtigen Gründen. Nun beschloß Gideon abzureisen, ohne dem Onkel, der frühestens am Abend zurück sein konnte, Lebewohl zu sagen. Er wollte sich mit der Kürze seines Urlaubs entschuldigen, dann ausführlich schreiben. Mit diesem Vorsatze ging er zu der Aschdorf.

„Sie empfing ihn auf das Freundlichste, ihr „Guten Morgen, lieber Gideon“ klang so traulich wie möglich. Sie schickte das Mädchen weg und schenkte selbst ein. „Sie haben wohl schon gehört, daß wir uns heute allein amüsiren müssen.“

„Sehr gütig, daß ich so früh zu Ihnen kommen durfte,“ erwiderte er. „Auch ich muß fort.“



„Thorheit!“ versetzte sie kopfschüttelnd. „Das geht nicht.“

„Ich kann nicht länger bleiben —“

„Ich weiß Alles,“ fiel sie ihm in's Wort. „Ihr Onkel hat dem Regierungsrath schon geschrieben, daß er seine Einwilligung niemals geben werde.“

Gideon sprang auf. „Ich kann thun, was ich will.“

„Ja,“ sagte sie mit gütig beruhigendem Tone. „Aber das Resultat würde sein, daß Sie unglücklich werden. Jugendpassionen verfliegen. Der Vorwurf schwärzesten Undanks bliebe und von den Blutsverwandten und alten Freunden wären Sie für immer getrennt.“

„Ich habe mein Wort gegeben.“

„Der Hauch der Verliebten. Das Mädchen würde nicht minder unglücklich, wenn es daran festhielte.“

„O, sie wird, wie ich.“

„Seien Sie nicht so unbequem, setzen Sie sich wieder und lassen Sie uns ruhig überlegen. Ich vertrete heute Ihre selige Mutter, die erfahrenste, treueste Rathgeberin. Lebten Ihre Eltern, Sie wären nicht in die Lage gekommen, aus der ich Sie befreien will.“ Sie streifte ihn mit einem Blicke. Er griff nach seiner Tasse und leerte dieselbe in einem Zuge. Sie schwieg, bis er fragte:

„Hat Onkel in Burgbüttel zu thun?“

„Nichts,“ antwortete sie. „Ich rieth, daß er wegfahre, damit er sich zerstreut. Es hat den alten Mann sehr angegriffen, Gideon.“

Er sah sie erschrocken an. „Soll ich noch einschicken?“ fragte sie.

Er verbeugte sich. „Ich danke.“

„Dann lassen Sie uns spazieren gehen, der Tag ist schön.“ Er widersprach nicht; hatte er doch viel Zeit, ob er mit der Fahrpost reisen oder auch nur an den Regierungsrath Urban schreiben würde, um sich wegen des Briefes seines Onkels zu rechtfertigen. Daß diese unglückliche Aeußerung früher nach Hannover kam, war, da sie mit der reitenden Post befördert worden, nicht mehr zu verhindern.

Die Aschdorf übernahm trotz ihrer sechzig Jahre rüstig die Führung über den Deconomiehof, wo Gideon neue Gebäude entstehen sah. „Gestern waren wir auch hier,“ sagte sie. „Ihr Onkel freute sich über die Verbesserungen. Wie hat er das Gut gehoben! Wir gaben eine Maskerade für die Armen, er gibt ihnen Arbeit und Brod und hat Nutzen davon. — Aber für wen jetzt?“ Gideon antwortete nicht.

Sie gingen den Weg am Bache hinunter, an dem Anger vorbei, auf dem die Kühe grasen. „Charmant,“ nahm sie wieder das Wort. „Reizend, die Landwirthschaft!“ Das fand er auch, beachtete nur in der Unklarheit seines Gemüths nicht, daß die Aschdorf dieses Interesse früher niemals gezeigt hatte. Da sie aber hinzusetzte: „Der schönste Beruf!“ besann er sich und entgegnete: „Der Staatsdiener wirkt für das Ganze.“

„Der Staatsdiener!“ versetzte sie. „Der Diener! Meinen Sie den Beamten in den subalternen Behörden?“ Sie sah ihn herausfordernd an. Er ärgerte sich und es entspann sich ein Streit über den Staatsdienst, in welchem sie bei der Behauptung blieb, daß der König und die Ritterschaften das Land regierten. Zuletzt sagte sie: „Als

Affessor, als Regierungsrath, sogar als Landdrost sind Sie abhängig, essen fremdes Brod, müssen sich stoßen lassen. Als Besitzer von Poppenhausen sind Sie ein selbständiger Herr, der ein Wort mitredet.“ Sie wichen der wärmer scheinenden Sonne aus, wechselten nur dann und wann noch ein Wort und kehrten durch den Wald, welchen Herr Caspar hegte und pflegte, — „für wen?“ fragte die Baronin wieder — nach Hause zurück.

Jetzt wollte Gideon dem Regierungsrath Urban schreiben. Er fing an, brachte aber die Hauptsache, einen Satz des Inhalts, daß seine Liebe zu Marie alle Hindernisse überwinden werde, nicht zu Stande. Noch einmal raffte er sich auf. Nicht ein Brief, er selbst mußte die Erklärung geben. Er wollte weg und beauftragte den Bedienten, seinen Koffer nach dem Dorfe zu schicken.

Gleich darauf wurde angeklopft. Die Baronin trat ein, ihre hohe Gestalt gebieterisch aufgerichtet, Zorn im alten Gesichte. „Sie bleiben!“ sagte sie. „Bringen Sie nicht auch mich zur Verzweiflung, ich trüge einen Theil der Schuld, denn Ihr Onkel — Sie haben ihn gestern Abend, heute früh nicht mehr gesehen — seine letztwilligen Verfügungen über den Haufen geworfen, alle seine Hoffnungen vernichtet, gebrochen! Sagen Sie ihm wenigstens Lebewohl, er überlebt es nicht. Sie Leichtsinniger, Undankbarer!“ Sie stützte sich an den Tisch.

Er fand keine Worte gegen diese heftige Rede und sie sprach, ihn schmerzlich ansehend, mit herbem Tone leise weiter: „Auch der gute Moorburg wird den Kummer nicht ertragen. Ich darf es nicht verschweigen. Noch

ein Wesen bringen Sie um, die liebe, liebliche Elfa.“ —  
Sie warf sich erschöpft in den Sofa.

Er starrte sie an, ging auf und ab. Endlich sagte er: „Ich will Dnkels Rückkehr abwarten.“ —

Der Brief aus Poppenhausen hatte dem Regierungsrath Urban das Blut in den Kopf getrieben. Einige Minuten saß er, die Lehne seines Schreibtuhls krampfhaft umfassend, regungslos; dann kam die Ueberlegung. Er machte sich Vorwürfe, von seiner ersten Meinung abgewichen, der Auffassung seiner Frau zu weit gefolgt zu sein, der väterlichen Liebe zu viel nachgegeben zu haben. Am meisten quälte ihn der Gedanke an die gute Tochter. Er wollte an der Hoffnung festhalten, daß Gideon's Charakter sich bewähren möge; dann sollte Marie ihn heirathen gegen den Willen des dünkelfhaften Dnkels, der ihn beleidigt, in seinem Familienstolze, in seiner Standesehre gekränkt hatte. Er sprang auf, lief durch den Garten, besann sich, was zunächst geschehen müsse, kehrte in sein Zimmer zurück und schrieb an Herrn Caspar von Eschenbach:

„Euer Hochwohlgeboren Schreiben habe ich zu meiner Ueberraschung gelesen. Meine und meiner Frau Familien sind mindestens ebenso verdienstreich wie Ihre. Ich sehe von meinem Stande mit Bedauern auf Ihre Ansicht hinab. Was meine Tochter anbetrifft, so erwarte ich die Entscheidung des Assessors von Eschenbach. Mit der schuldigen Achtung

Urban.“

Dieser Brief floß ihm schnell aus der Feder. Der andere, worin er seine Frau, die übermorgen wiederkommen wollte, bat, vorläufig bei Marie zu bleiben, wurde ihm schwer; denn er mochte die Wahrheit weder verletzen, noch schreiben.

Man sah ihm an, daß er Sorgen hatte, besonders am folgenden Tage, als aus Pöppenhausen an ihn kein Brief, wohl aber an die Behörde ein Gesuch des Assessors von Eschenbach um längeren Urlaub gekommen war. Gern hätte er sich eingebildet, daß Gideon noch hoffe, des Onkels Ansicht zu ändern.

Erst am anderen Morgen erhielt er den Brief, welcher lautete:

„Hochzuverehrender Herr Regierungsrath, ich bin kaum im Stande an Sie zu schreiben! Ich bin sehr unglücklich, von Liebe und Schuld gequält. Ich muß um mein, Ihrer Tochter gegebenes Wort zurückbitten, ich kann es nicht einlösen, ohne noch schwerere Vorwürfe auf mich zu laden. Ich bin schuldig, ich habe mich hinreißen lassen ohne Ueberlegung und sehe jetzt die Unmöglichkeit, das Vorurtheil meines alten Onkels zu besiegen. Er ist mein Wohlthäter gewesen, seit ich meinen Vater verlor, und so aufgereggt, daß ich es nicht verantworten kann, auf meinem Willen zu bestehen. Ich komme nicht wieder nach Hannover und werde um meine Entlassung aus dem Staatsdienste bitten. Ach, hätte ich Ihre, Ihrer Frau Gemahlin, Ihrer Tochter Verzeihung! Ich bin und bleibe unglücklich. Mit unveränderlicher Hochachtung und Dankbarkeit Ihr gebeugter

Gideon von Eschenbach.“

Der Regierungsrath las dies mit einer Mischung von bitterer und tröstlicher Empfindung. „Meine arme Tochter!“ seufzte er. Aber er verdamnte den jungen Menschen nicht gleich, den Verliebten, der träumend dahin gestürmt, bis der Stoß an dem harten Vorurtheil — Gideon selbst gebrauchte dieses Wort — ihn weckte, doch nicht scheitern ließ, noch nicht. Es klang eine gewisse Rechtschaffenheit aus dem Briefe und der Dnfel war alt. Der Regierungsrath hatte diesem dumm-hochmüthigen Manne, dessen Schreiben er — wenn nöthig — nicht verheimlichen wollte, herb und derb geantwortet, überhaupt in der Sache richtig gehandelt, auch den Affessor nicht falsch beurtheilt. So dachte er zu seinem Trost. Aber sein Gesicht verfinsterte sich wieder und traurig klagte er: „Marie, Marie!“

Als er sich gesammelt hatte, schrieb er ausführlich an seine Frau. Gideon's Brief legte er ein.

Hierauf bekam er folgende Antwort:

„Unerhört, lieber Leberecht! Aber Gott sei Dank! Marie ist gefaßt. Sie las Eschenbach's Brief Anfangs ziemlich ruhig, dann erblaßte sie, las die Stelle: „Ich komme nicht wieder nach Hannover,“ laut und brach in Thränen aus. Aber sie faßte sich wieder und nun weint sie, wenn wir allein sind; nicht über den eigenen Schmerz, sondern weil er so unglücklich ist, oder weil sie ihn dafür hält. „Unser Glück wäre zu groß gewesen,“ sagte sie, „wir sollen es durch Geduld verdienen.“ Sein Wort gab sie mir gleich zurück. „Ich weiß nicht, daß er es mir gegeben hat. Was ist ein Wort?“ — Nun schreibe ihm, wie Du beabsichtigst. Ich sehe das

Verhältniß für abgebrochen an. Marie glaubt an ihn und darin störe ich sie noch nicht, obgleich mein Vertrauen geknickt ist. Ich bereue jetzt schmerzlich, Dir nicht von Anfang an gefolgt zu sein. Da war auch etwas Hochmuth im Spiel. Aber der des alten Eschenbach ist empörend! Ob er seinem Namen ein größeres Alter nachweisen kann, als wir unseren, weiß ich nicht; aber was hat er dem Staate geleistet im Vergleich mit Dir? Unsere Väter waren namhafte Leute, von seinen weiß man nichts. Jetzt bleibe ich noch ein paar Tage bei unserem armen Kinde, dann komme ich. Wie ist unsere Tochter gut, wie willensstark! Sie will sich gegen Reimann's nichts merken lassen, aber natürlich merken sie es. So 'was wird ja immer bekannt. Das kommt hinzu, ich bin sehr betrübt. Marie ist zu kindlich, zu unbekannt mit der Welt. Cilia, damit der Bote diesen Brief mitnimmt. Wäre ich doch bei Dir, Du armer Mann! Ich komme, sobald die ersten Tage vorüber. Grüße die Söhne von  
Deiner Charlotte.“

Die Regierungsrätthin hatte recht. Nicht lange nachher wurde der Vorfall in Stadt und Land besprochen, in den bürgerlichen Kreisen mit Spott und Bitterkeit, von den Einsichtigen des Adels mißbilligend. Letzterer nahm im Königreich Hannover eine Bedeutung in Anspruch, die seinen geistigen Werth und materiellen Besitz derartig überstieg, daß bei ein paar Tropfen der öffentlichen Unzufriedenheit mehr das Maß überfließen mochte. Hatte doch bereits der König Ernst August, obgleich er

als high Tory die Geburtsaristokratie gern begünstigte, bürgerlich geborenen Frauen einzelner, in seinem Dienste stehender adeliger Männer sogar die Courfähigkeit beigelegt.

Traf auch der schlimmste Tadel den alten Eschenbach, der junge wurde kaum weniger ungünstig beurtheilt. Als ihn Einige am Tische des Advocaten Detmold vertheidigen wollten, sprach dieser in seiner scharfen Weise kurz wegwerfend: „Dankbarkeit? Auspuß, der die Blöße nicht deckt. Mag der künftige Junker von Poppenhausen sie als Helmszier tragen, ein Schwächling bleibt er.“

Einen tiefen Eindruck machte die Begebenheit auf den alten Capitän Walrab, der in seinem Zorn den Assessor von Eschenbach fordern wollte und das, von der ersten Aufregung fortgerissen, sogar im Museum herausstieß, von wo man es sich dann weiter erzählte. Von dieser Hestigkeit und gar zu ritterlichen Absicht brachte ihn sein Bruder zwar zurück, aber dessen und der Geheime-Canzley-Räthin Vorstellungen, daß die Verbindung Marie's mit Gideon für die Zukunft ja noch nicht ausgeschlossen sei, gab ihm weder den Glauben an Letzteren, noch seine Gemüthsruhe zurück. Er hatte Marie wirklich lieb und klagte sich der Mitschuld an ihrem Unglücke an. Denn Alles fiel ihm wieder ein: wie er die Regierungsräthin zum Besuche des Maskenfestes beredet, wie er dort Gideon mit dem jungen Mädchen bekannt gemacht, nachher ihn eingeladen, wiederholt in Marie's Nähe gebracht, in ihrer Anwesenheit gerühmt hatte, Alles arglos, aber unvorsichtig, sehr unvorsichtig! Seine gute Laune verließ ihn, er wurde schweigsam und mürrisch.



Der König erfuhr die Verlobung des jungen Eschenbach und daß sie aufgehoben sei, ebenfalls. Die Damen erzählten den Hergang am Theetische. Seine Majestät interessirte nur die Handlungsweise des Onkels und sie ärgerte ihn. „Dummer Brief!“ schalt er und war noch am anderen Morgen verdrießlich. Nicht die Anschauung des Mannes tadelte er, sondern den ungeschickten Ausdruck derselben schwarz auf weiß. Und da er dem Briefschreiber, den er nicht zu sehen bekam, weil keine der königlichen Reisen über das abgelegene Poppenhausen führte, sein Mißfallen nicht aussprechen konnte, so sollten es wenigstens die Mitschuldigen, der von der Moorbürg und die Aschdorf, gelegentlich erfahren.

Als der König an diesem Morgen bei seiner Promenade im Garten von Monbrillant auf den Boskettweg nach dem großen Rasenplatze kam, sah er vor dem Schlosse den Kammerherrn von Iden und winkte. Letzterer eilte, den Hut abnehmend, hin und schritt in ehrerbietiger Haltung an der Seite des weitergehenden Königs. „Iden, ich weiß,“ sagte dieser, „Ihr Sohn macht die Engländerin die Cour.“ Iden drückte sein Staunen, seine Besorgniß durch eine Bewegung aus. „Kamly ist auf das Gut von Steinfeld, da ist auch das Lieutenant oft. Kamly ist shabby, gibt kein Geld. Die Lieutenant kann nicht heirathen.“

„Euere Majestät sind sehr gnädig,“ sprach hierauf der Kammerherr mit beklommener Stimme. „Ich habe wohl bemerkt, daß mein Sohn und Miß Kamly sich gern leiden mögen“ —

„Wann kommt von der Moorbürg nach die Residenz?“ unterbrach Ernst August ihn.

„Das kann ich augenblicklich nicht sagen, Majestät.“

„Ich wollte ihn sprechen. — O, da ist die kleine Prinz!“ Der König blickte so herzlich, wie man von seinem harten, kalten Gesichte nicht erwartet hätte, nach der Terrasse vor dem Schlosse, auf der vor mehreren Damen und Cavalieren sein zweijähriger Enkel im weißen Kleidchen stand. Der eben noch scharfe, spöttische Zug unter dem Schnurrbart wurde zu einem Lächeln und als hätte der Anblick ihn verjüngt, ging der Greis schnell.

Der Prinz, der, wie Ernst August dachte, einst seine Krone tragen sollte, war vielleicht das einzige menschliche Wesen, an dem sein Herz hing. Der kleine Ernst August streckte dem, die Stufen hinaufsteigenden Großpapa die Arme entgegen und dieser ergriff ein Händchen und führte das Kind in den Saal, um auf einem Divan ein paar Minuten mit ihm zu spielen. —

Wenige Tage später — der Kammerherr von Iden hatte seinem Schwiegervater gleich geschrieben, daß Seine Majestät ihn sprechen wolle — wurde dem Könige gemeldet, daß Herr von der Moorbürg nach der Residenz gekommen sei und die allerhöchsten Befehle erwarte. „Morgen bei die Audienz,“ lautete der Bescheid, und zu der bestimmten Stunde fand Herr von der Moorbürg sich in dem Audienzsaale von Monbrillant ein, wo eine Anzahl von Personen bereits war oder noch eintrat. Er hatte nach jener Benachrichtigung seinen Landaufenthalt sofort unterbrochen und jetzt die wichtige Miene angenommen, welche auch dem Staatsdiener außer Dienst in

diesen Räumen gehörte. Er war aber recht vergnügt, denn obgleich Ernst August ihn zu necken pflegte, erschien er doch gern vor der Majestät. Die Versammelten mußten lange warten, standen umher, flüsternten mit einander. Der alte Moorburg ließ sich in einem Fauteuil nieder. Ein Minister, der durch den Saal in des Königs Gemächer ging, nickte ihm zu; so auch später auf demselben Wege der General-Adjutant. Der Kammerherr von Iden kam, seinen Schwiegervater zu begrüßen, nur flüchtig, denn er hatte zu thun, konnte hier auch Familien- oder andere Nachrichten mit dem tauben Herrn nicht austauschen. „Ich denke, wir sehen uns bei Tafel,“ sprach er ihm in's Ohr; dann ging er.

Endlich wurden die Thüren geöffnet. Man ordnete sich. Der König trat ein, ging an dem sich tief verneigenden Moorburg vorbei, hörte die Meldungen der Anderen an, kehrte um, stellte sich vor Moorburg, der wieder sein Haupt, jetzt das beste Ohr nach oben, beugte, hin und sprach so laut, daß Alle jedes Wort der hellen Stimme verstanden: „Ihr habt mit das Brief gemacht von Eschenbach an Urban, das ist nicht gut.“ Hierauf drehte er sich um, als wolle er die Anwesenden verabschieden, und ging in seine Gemächer. Die Thüren dahin schlossen sich. Eine Einladung zur Tafel erfolgte heute für Keinen.

Ernst August hatte wohl nur seine Mißbilligung jenes Schreibens im Publicum verbreiten wollen; an den jungen Eschenbach dachte er dabei nicht. Wohl aber glaubten jetzt Manche, daß Gideon das bürgerliche Mädchen heimführen werde, und diejenigen, welche dies nicht

wollten, mußten bedenken, wie weit sie in ihrem Widerstande gehen durften.

Frau von Jden und ihre Tochter hatten eine Einladung von dem alten Eschenbach erhalten. Der Kammerherr, bestürzt von der ungnädigen Behandlung seines Schwiegervaters und bedacht, die allerhöchste Ungnade von sich und den Seinigen fernzuhalten, mußte nicht, ob er den Aufenthalt in Poppenhausen gestatten dürfe. Zweifelhaft war der brave Mann auch, ob er die Verbindung Ella's mit Gideon noch wünsche. Aber hierum handelte es sich zunächst nicht, diese Ueberlegung konnte er aufschieben. Hinsichtlich des Verkehrs mit Poppenhausen beschloß er, die allerhöchste Meinung bei passender Gelegenheit zu erforschen.

Die Erwartung, daß der junge Eschenbach sich Urban's wieder nähern würde, erfüllte sich nicht, und das verstimzte den Capitän Walrab noch mehr. Er hatte seinen Frohsinn nicht wiedergefunden. Immer mußte er an Marie denken, immer war es ihm, als trüge er eine Schuld, als hätte er den Menschen, der das liebe Mädchen so schmäzlich verlassen, strafen müssen. An einem heiteren, schon etwas herbstlichen Tage wandelte er auf dem einsamen Pfade, der unter alten Weiden am Gehölze der Eilenriede in gerader Richtung entlang führte und, wie man sagte, von Leibniz' Spaziergängen, Philosophengang hieß. Eine Strecke weit war Walrab gekommen, ohne einen Menschen zu sehen, als er vor sich den Advocaten Detmold erblickte, den er eigentlich nicht leiden mochte, hauptsächlich weil es ihm anstößig war, daß derselbe einst von Gendarmen begleitet worden.

Heute aber überfiel ihn eine sonderbare Lust, mit dem klugen Manne zu reden; vielleicht ließ sich das Gespräch so wenden, daß dessen Meinung über Eschenbach herauskäme. Er beschleunigte seine langen Schritte, holte den Kleinen bald ein, hob den Hut etwas und sagte: „Ein schöner Tag.“

Detmold grüßte wieder und entgegnete: „Für mich wird er es jetzt, nun ich mit Ihnen gehe. Ich gehe äußerst selten hier, so viel ich weiß seit zehn Jahren zum drittenmale. Das erste Mal folgten mir der öffentlichen Sicherheit wegen zwei Gendarmen wie Lakaien, das war hübsch. Das zweite Mal, im vorigen Winter, dichtete ich eine Kapuzinerpredigt, das war lustig. Diesmal ging ich bis jetzt recht mißvergnügt.“

„Es ist 'was faul im Staate Dänemark,“ sprach Walrab in einem Tone, der recht zutraulich neckisch klingen sollte.

„Sie meinen wirklich Dänemark, den offenen Brief. Ach ja!“

Dieses Ausweichen brachte den Anderen etwas aus der Fassung. Sie waren am Ende des Philosophenganges und kehrten um. „Wieder eine schlechte Ernte,“ sagte er.

„Nicht überall,“ antwortete Detmold. „Der Herr von Eschenbach auf Boppenhausen hat eine gute Ernte.“

„Wie so?“ rief Jener.

„Alle Früchte gut eingebracht, nur das Nachheu soll etwas gelitten haben.“

„Wissen Sie da so gut Bescheid?“

„Der Major von Holmann sagte es mir.“

„Major Holmann?“

„Er ist mit dem Kammerherrn von Iden befreundet, dessen Damen jetzt in Poppenshausen sind.“

Der Capitän dachte nach, räusperte sich, dann fragte er, als wenn es beiläufig geschehe: „Wo mag der junge Eschenbach sein, der hier Assessor war?“

„Er wird in Poppenshausen erwartet. Noch ist er auf Reisen. Nach Hannover ist er nicht gekommen. Vielleicht bin ich daran schuld.“

„Wie so?“ fragte Walrab sehr neugierig.

„Der Major von Holmann theilt mir Alles mit. Ich habe ihn einmal belogen, seitdem hat er Vertrauen zu mir und dafür vertraute ich ihm meine Ansicht, — kennen Sie das Gedicht? — daß dieser junge Eschenbach Hannover besser meide, denn Mancher hier würd' rufen: Ach, den Degen aus der Scheide!“

„Wie so?“ rief Walrab abermals, jetzt mit einem zornigen Blick auf den Kleinen, der gelassen versetzte: „Die Dummheit ist nur für den ein Glück, der sie besitzt. Für einen schwachen, leidlich gescheiten Neffen kann die Dummheit des Dufels ein Unglück werden. Er ging der Gefahr besser aus dem Wege.“

„Halten Sie ihn für feige?“ rief empört der alte Capitän, der in seinem Gemüthe augenblicklich auf Gideon's Seite stand.

Der Kleine sah verwundert zu ihm hinauf und erwiderte: „Im Gegentheil! Das Todtschießen ist ein größeres Unglück als das Todtgeschossenwerden. Er ist ein guter Pistolenschütze.“

„Ha, ha,“ machte Walrab befriedigt. Dann fragte

er treuherzig: „Wäre nach Ihrer Meinung ein Duell gerechtfertigt?“

„O, Gott bewahre!“ rief Detmold, als ärgere er sich. „Aber Jugend hat keine Tugend, Herr Capitän.“

Dieser räusperte sich wieder und schwieg. Er war nicht klarer geworden und auch nicht ferner von den Gedanken an Eschenbach's Unrecht; mußte aber doch zuhören, als der Advocat nun andere Dinge interessant besprach. Und sie trennten sich demnächst in größerer Vertraulichkeit.

---

Marie Urban äußerte in den Briefen an die Eltern kein Wort über das, was ihr Herz erfüllte, als wäre es ein Heiligthum, welches Andere nicht berühren dürften. Nur einmal, als ihre Mutter einen Zweifel an Gideon's Treue vorsichtig angedeutet hatte, nannte sie seinen Namen, jedoch in einer Weise, als stehe seine Liebe so fest wie die ihrige. Auch die Briefe der Amtmannin Reimann an die Regierungsräthin klagten, Marie sei still und zu verschlossen; behüte, was sie am innerlichsten beschäftige, sogar vor den Freundinnen. Es liege ein Druck wie Heimweh auf ihr.

„Wir müssen sie wiederhaben,“ war des Regierungsraths Meinung, der seine Frau gern zustimmte. „Nur bei uns spricht sie sich aus. Für alle Fälle, besonders für den schlimmsten, soll sie bei uns sein.“

Als die Bäume kahl, die Tage kurz und rauh wurden und Urban's sich in der Stadtwohnung wieder

eingerrichtet hatten, holte die Regierungsräthin sie in das Elternhaus zurück. Die Brüder liefen ihr jubelnd entgegen, der kleine Karl sprang wild an ihr hinauf, so groß war die Freude, die Schwester wieder zu besitzen. Sie warf sich an die Brust des Vaters. „Meine liebe, liebe Marie!“ sagte er, küßte sie auf die Stirn und richtete sie zärtlich auf. Sie blickte in sein Gesicht. Ach, darin war ein Gram, den sie früher nicht gesehen! Auch die Mutter war ihr verändert erschienen und während der Fahrt so ernst, so schweigsam gewesen. O Gott, o Gott! Sie wollte mit den Brüdern scherzen, aber sie konnte es nicht; sie mußte hinausgehen, damit Keiner ihre Thränen sehe. Die Mutter ging ihr nach. Und nun hatte sie keine Gewalt mehr über sich. „O Mutter, Mutter! Verschweig mir etwas von Gideon?“

„Nichts, mein Kind. Wir wissen gar nichts von ihm.“

„Die Angst um ihn überfiel mich.“ Sie legte ihren Kopf an der Mutter Schultern und flüsterte: „Nun ist es gut. Ich will Euch keinen Kummer machen.“

„Meine geliebte Tochter!“ sprach ebenfalls leise die Regierungsräthin. „Schütte Alles, was Dich bewegt, in das treue Herz Deiner Eltern.“

Marie richtete sich auf und sagte: „Gewiß, gewiß habe ich das vollste, dankbarste Vertrauen zu Euch. Nur dies laßt mich allein tragen.“ —

Sie strengte sich an, freundlich zu sein. Sie übernahm die häuslichen Pflichten wieder und wollte denselben wie früher genügen. Aber die Erinnerung erschwerte ihr Alles. Von jenem Fenster hatte sie Gideon gesehen,



in diesem Hause war er gewesen; sie begriff kaum, daß er nicht mehr in der Stadt sein sollte. Zuweilen zwar beruhigten sie die Gedanken an die schönen Tage; dann aber glaubte sie plötzlich die grausamen Worte, die er geschrieben hatte, zu hören: „Ich komme nicht wieder nach Hannover.“ Und immer deutlicher wurde es ihr, daß die Mutter, daß der Vater an seine Treue nicht mehr glaubten. Wie ist das möglich! So dachte sie wohl und preßte doch die Hand auf das gemarterte Herz. O, welch' fürchterliche Unsicherheit!

Die Liebe, welche die Freunde ihr bewiesen, schmerzte sie ebenfalls; denn so zart dieselbe sich äußerte, sie empfand, daß es Theilnahme, schmerzliche Theilnahme war. Rührend war das Benehmen des alten Capitäns gegen das liebe Mädchen. Als er Marie zum erstenmale wieder sah, wußte er nicht, was er thun, was er sprechen sollte, sah sie zärtlich bedauernd an, räusperte sich, fand kein Wort. Allerlei Zerstreuung wollte er ihr machen, sie lehnte Jedes ab. Verließ sie doch ungern das Haus, denn sie scheute sich vor Menschen und ach! dem Geliebten konnte sie nicht mehr begegnen. Nur wenn Onkel William in schönen Mittagsstunden kam, sie zu einem Spaziergange abzuholen, und die Regierungsräthin bat: „Geh' doch mit,“ begleitete sie ihn.

Auch er wählte am liebsten einsame Wege. Heute führte er seine junge Freundin in die Anlagen an der Friedrichsstraße, die gewöhnlich menschenleer waren. Da kamen Mr. und Miß Kamly mit dem Major von Holmann, der jetzt Civilkleidung trug, offenbar in einer interessanten Unterhaltung begriffen, auf sie zu, stützten,

gingen grüßend schnell vorbei, Ermytrude mit einem höhnischen Blick auf Marie. Diese mußte des Capitäns Arm nehmen; er fühlte, daß sie zitterte. War es der Blick der unangenehmen Engländerin, war es die Erinnerung an die glücklichen Stunden, deren Zeugin sie gewesen? William Walrab wurde ganz bestürzt. Um nur zu sprechen, sagte er: „Das war der Kapuziner auf der Masquerade. Weißt Du noch?“

Ihr Arm zuckte in seinem. Gerade das Verkehrteste hatte er geredet! — Wäre doch die Masquerade nicht gewesen! Heftiger quälten ihn die Vorwürfe, die er sich oft gemacht. „Liebe Marie!“ sprach er und hätte sie gern um Verzeihung gebeten.

„Ich erkannte den Herrn nicht wieder,“ sagte sie.

„Of course!“ entgegnete er etwas leichter. „Er ist abgegangen. Nach dem letzten Manöver ging es nicht mehr. Da ist es wohl nur zum Klappen gekommen. Kein Verstand, keine Disciplin! Und die ist bei den Hannoveranern immer gut gewesen. Das sagte sogar der eiserne Herzog. Als unser Bataillon die schwere Cavallerie-Attaque abschlug, stand es in Linie. Kein Quarré formirt! Kein Mann rührt sich. Die braune Beß an der Backe, bis auf zehn Schritt. Feuer! Krumm, da lagen sie.“ Marie fühlte, daß er sich gerader aufrichtete. Sie hörte eigentlich nicht zu und das merkte er wohl; aber er unterhielt sie doch angenehm. —

An diesem Tage war der Regierungsrath Urban beim Mittagessen ungewöhnlich ernst, nicht wie sonst mittheilend; seine Frau und Tochter sahen ihm an, daß er Sorgen hatte. Kein Gespräch, was Erstere anknüpfte,

führte er weiter. Sogar die Knaben wurden still. Nach Tisch ging die Regierungsräthin mit ihm. Marie war allein in der Wohnstube. Sie setzte sich an den Tisch, auf dem ihre Arbeit lag und die Lampe brannte. Sie legte die gefalteten Hände in den Schoß und dachte an Gideon, ach! nicht mit Freude; mit Angst, mit schlimmen, schlimmen Ahnungen. Und sie erblaßte noch mehr, als die Mutter mit dem Vater eintrat; denn er pflegte in dieser Stunde nicht zu kommen. Sie stand auf. Er sprach mit wehmüthigem Tone: „Mein theueres Kind! Wir müssen Dir Etwas mittheilen, was uns Alle sehr betrübt. Du mußt es tragen. Ich weiß, ich habe eine starke, stolze Tochter.“ Sie ergriff die Lehne des Stuhls, um sich zu stützen. „Der Kammerherr von Iden hat die Verlobung seiner Tochter mit Herrn Gideon von Eschenbach publicirt.“ Ein Schrei, sie preßte die Hände auf die Brust und sank auf den Stuhl. Die Mutter umarmte sie. „Sei auch jetzt stark, Marie.“ Und der Vater sagte: „Bergiß den erbärmlichen Menschen.“ Da sprang sie auf und stürzte hinaus.

Die Regierungsräthin fand sie in ihrer Kammer am Bette knieend, das Gesicht in den Armen verbergend. Sie beugte sich über sie und küßte sie auf das Haupt. Nun sprach das unglückliche Mädchen, nicht schluchzend, sondern schreckhaft tonlos: „Ihr könnt nicht trösten, nicht helfen. Laßt mich allein, ganz allein.“

Der folgende Tag brachte keine Aenderung in diese Betäubung eines fast zerschmetterten Herzens. Marie saß, ohne sich zu beschäftigen, meistens ohne sich zu regen, im Nebenzimmer der Wohnstube. Im Hause hieß es,

sie sei krank. Die Brüder sollten nicht zu ihr. Trotzdem schlich der kleine Karl hinein, streichelte sie und fragte mit seiner zärtlichen Stimme: „Was fehlt Dir?“ Sie antwortete nicht, sie rührte sich nicht, so daß der Knabe erschrocken zu der Mutter lief.

Langsam wandelten sich Marie's beängstigend starre Schmerzen in trauriges Nachdenken. Ist der Verlorene schlecht? Ist er verführt? Das höchste Glück hatte er ihr genommen, aber sie besaß es von ihm. Sie konnte ihm nicht verzeihen, sie konnte ihn nicht vergessen.

Eine neue Erschütterung sollte hinzukommen.

Am nächstfolgenden Morgen hörte die Regierungsräthin unten im Hause die Geheime=Canzley=Räthin Walrab hastig mit den Dienstboten sprechen: „Ist euer Herr zu Hause? — Auch schon weg?“ Sie ging die Treppe halb hinunter, bis Jene, mit Hut und Mantel eilig bekleidet, sie erblickte und „Ach!“ rufend ihr entgegenkam. „Unsere Männer sind schon weg!“ Sie war beinah erschöpft und sprach, kaum in der Wohnstube angekommen: „Eben ist Bodo gekommen, ganz unerwartet, und mein Schwager ist schon bei ihm.“ Besorgt schloß die Regierungsräthin die Thür des Nebenzimmers, in welchem Marie sich befand; aber diese war aufmerksam geworden und verstand das Folgende: „Ich bin überzeugt, sie wollen sich mit Eschenbach schießen, sie dürfen nicht abreisen. Was ist zu thun?“ —

Den Capitän Walrab hatte die Verlobungsanzeige in eine unbeschreibliche Aufregung versetzt. Um für sich zu überlegen, was er thun müsse, blieb er zu Hause; denn alle Welt sprach von der Sache und fremde

Meinungen sollten ihn nicht irre machen. Der Einzige, den er gern zu Rathe gezogen hätte, sein Bruder, hatte ein Duell mit Eschenbach absurd genannt und seine Schwägerin ihm, dem alten Soldaten, sogar Gottlosigkeit vorgeworfen. Ihnen fehlte also das Verständniß. Poor Mary! Wer sollte den Treubruchigen strafen? Erwachsene Brüder hatte sie nicht, ihr Vater durfte es nicht. Er, William Walrab, war ein freier Mann, noch dazu ein altes Brack, an dem nichts gelegen. — Aber einen Secundanten mußte er haben. Bodo Walrab war der Nächste, ein Thorough-gentleman, der als Student mehrere Duelle ehrenvoll bestanden. All right! Er schrieb an ihn, nur ein paar Worte, er müsse sofort kommen, seines Onkels Ehre stehe auf dem Spiele.

Den jungen Walrab hatte die Versetzung in eine andere Stadt aus der peinlichen Lage befreit. Er wollte Marie Urban vergessen. Den Arbeiten seiner neuen Stellung widmete er den größten Fleiß. Die freien Stunden füllten seine Lieblingsbeschäftigungen mit der Literatur, mit der Politik aus, obgleich letztere den nach einem Umschwunge der deutschen Zustände Verlangenden am wenigsten befriedigen konnte. Aber die Gedanken an das liebliche Mädchen, mit dessen Seele sein eigenes Wesen sich verwandt fühlte, ließen sich nicht fern halten. Die Nachrichten, daß der Assessor von Eschenbach um Marie werbe, machten ihn unruhig; was er von ihrer Verlobung erfuhr, fast trostlos. Die Mittheilung, daß Eschenbach dieses Band gelöst, schmerzte und empörte ihn. Mehr denn je empfand er, nun Marie unglücklich war, wie lieb er sie habe. Und die Ueber-

hebung des Adels, welche so traurig zur Geltung kam, vergrößerte seine politische Bitterkeit.

Als er den Brief des Onkels mit Verwunderung gelesen, mußte er von Eschenbach's neuer Verlobung noch nichts; aber auch wenn er sie gekannt hätte, würde er das Räthsel, welches vor seinen Augen lag, nicht gelöst haben. Daß die Ehre dieses alten, würdigen Mannes auf dem Spiele stehe, war ja kaum möglich. Dennoch schrieb er umgehend, wann er kommen werde, und reiste in der Nacht ab. Er wollte dem Onkel den geforderten Dienst leisten, dann aber sogleich Hannover wieder verlassen, ohne Marie gesehen zu haben.

Den Fragen seiner, von der Ankunft des Sohnes ebenso erfreuten wie überraschten Mutter wich er aus und ihre hieraus entstehende Sorge steigerte sich zum Schrecken, als sie bald darauf ihren Schwager in's Haus kommen und unangemeldet nach Bodo's Zimmer gehen sah.

Der Capitän Walrab klopfte an, trat ein, gab dem Neffen die volle Hand und fragte: „Nun, was sagst Du zu dem rascal?“

„Wen meinst Du? Bitte, nimm Platz.“

„Ho ho! Du weißt noch nicht, daß der Eschenbach sich mit der Tochter des Kammerherrn von Jden verlobt hat.“

„Was?“ rief Bodo und sah den Alten betroffen an. Allerlei Gedanken flogen ihm durch den Kopf.

„Ich will ihn fordern und Du sollst mein Secundant sein.“

„Onkel!“ sprach der junge Mann im Tone des Staunens und Vorwurfs.

„Du willst nicht?“ versetzte der Capitän und stand empört auf. Bodo ergriff beruhigend seine Hände, zog ihn in den Sofa nieder, setzte sich zu ihm und fragte gelassen: „Was berechtigt Dich zu dieser Absicht?“

„Marie's verletzte Ehre,“ brummte der Alte.

„Die ist nicht verletzt, sondern Eschenbach's Ehre, und die geht uns nichts an.“

„Ich schieße ihn nieder.“

Bodo unterdrückte das Lächeln, welches trotz seiner ernstern Stimmung in seine Züge kommen wollte, und erwiderte ruhig: „Wenn Einem von uns das obläge, so tauschten wir wohl besser die Rollen.“

„Ich habe den Gedanken zuerst gehabt.“

„Ich gar nicht, Onkel. Werde nicht zornig. Laß uns den Fall besprechen. Vielleicht könnten wir mit mehr Recht sagen, unsere Standesehre sei gekränkt. Aus diesem Grunde müßten aber viele Bürgerliche die Eschenbach's fordern.“

„Kein Mann außer dem Regierungsrath steht Marie so nahe wie ich,“ entgegnete William Walrab mit überlegener Miene.

Der Nefse machte eine heftige Bewegung, schwieg eine Weile, dann sprach er: „Das arme Mädchen ist sehr zu beklagen. Möge die Zeit ihren Schmerz mildern! Ich bin so fest wie von meinem Dasein überzeugt, daß sie nicht der kleinste Tadel trifft.“

„Nicht der allergeringste! Schändlich hat er sie umgarnt. Und, Bodo, unter uns, ich habe dazu geholfen.“

Ich habe sie zusammengebracht, auf mir lastet die Schuld. Mein Vertrauen hat er mißbraucht, mich hat er beleidigt. Frage Deine Eltern, ob ich ihn nicht schon damals fordern wollte. Ich that es nicht, weil ich glaubte, sie würden sich doch noch heirathen. Mit einer Anderen soll er nicht glücklich werden.“

„Das überlaß dem lieben Gott!“ sprach hierauf der Jüngere traurig und milde und, wieder nach einigem Besinnen: „Die Vorwürfe, welche Du Dir machst, sind übertrieben. Sei nicht böse, lieber Onkel. Ich halte sie für unbegründet. Es hing doch Alles nur davon ab, ob Marie ihn liebte“ — ein Unbefangener hätte das Zaudernde dieser Worte nicht überhört — „und darauf hattest Du keinen Einfluß.“

„Ich habe sie zusammengebracht.“

„Mag sein, ein- oder zweimal; indeß auch ohne Dein Zuthun hätten sie sich gefunden.“

„Ich habe ihn vor ihren Ohren gerühmt.“

„Ohne Zweifel gibt sie auf Dein Urtheil viel. Hier brauchte sie aber Deine Empfehlung nicht. Das Herz wählt ohne Bedenken.“

Der Capitän beugte sich bis auf den Knopf seines Spazierstocks vornüber und schwieg längere Zeit. Dann machte er sich gerade, ergriff seinen Hut, stand auf und sprach mit Entschiedenheit: „Du willst mir also nicht beistehen.“

„In solchem Duell nicht, Onkel,“ antwortete Bodo, indem er sich ebenfalls erhob. „Ich will nicht dazu beitragen, daß Fräulein Urban noch mehr in's Gerede kommt.“



Jetzt blickte der alte Herr ihn verlegen an, legte Hut und Stock auf den Tisch und schritt, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer hin und her, bis Sener sagte: „Das bleibe in keinem Falle aus. Wahrscheinlich lüden wir eine schwerere Schuld auf uns. Fiele Herr von Eschenbach oder Einer von uns, so wäre Marie ganz unglücklich, wohl auf Lebenszeit. Und über mehrere Familien hätten wir große Trübsal gebracht.“ William Walrab war stehen geblieben, hatte gespannt zugehört und besann sich.

Diese Stille wurde durch ein leises, doch eiliges Klopfen an der Thür unterbrochen. Bodo öffnete und rief: „Marie!“

Sie trat athemlos ein, ihre Wangen glühten, der Busen wogte. „Bodo,“ sagte sie ganz leise und ging schnell an ihm vorbei. „Onkel William!“ sprach sie lauter, schritt auf diesen zu, legte ihre Hände auf seine Schultern und sagte: „Was wollt Ihr thun? — O Gott! Ich weiß nicht, was ich sagen soll.“ Der alte Mann blickte erschrocken in ihr Gesicht und fragte: „Was ist denn nun geschehen?“

Sie ließ die Arme sinken, wandte sich halb nach Bodo um, doch ohne ihn anzusehen: „Ihre Mutter kam eben in Angst zu uns.“

Der Capitän runzelte die Stirn. Durch sein unklares Gemüth flog der Gedanke, daß der Schwägerin seine Absicht von dem Neffen verrathen sei. Dieser äußerte, von Marie's Erscheinen noch in großer Aufregung, von ihrer in der augenblicklichen Angst besonders ergreifenden Schönheit wieder auf's Tiefste bewegt, mit

zitternder Stimme: „Beruhigen Sie sich, Fräulein Marie. Mutter ist leicht ängstlich.“ Das junge Mädchen aber fiel ihm in's Wort: „Onkel William, Du hast mich lieb. Und Sie, Bodo. Wenn Sie den tödtlichen Vorfaß haben, den Ihre Mutter fürchtet — ich gehe nicht von hier — ich flehe Sie an — versprechen Sie mir —“

„Man hat Dich beleidigt,“ unterbrach sie der Capitän, unruhig, verlegen.

Marie hob ihre Gestalt zu stolzer Höhe. „Beleidigt?“ fragte sie. „Und darum sollte viel größeres Unglück geschehen? Wäre ich daran schuld, o Gott!“ Sie faltete die Hände und neigte das Haupt. „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern.“

„Marie!“ rief Bodo gerührt. Er wollte auf sie zustürzen, besann sich, blieb stehen.

„Der ist ja gar nicht schuld!“ stieß jetzt der Onkel heraus. „Ich wollte den — fordern. Er hat ja Alles versucht, mich davon abzubringen.“ Der erste Freude-schimmer leuchtete auf ihren Zügen und dankbar richtete sie ihre Augen auf den jungen Mann. „Aber Du hast gesiegt,“ fuhr Jener, von dem ganzen Hergange überwältigt, fort. „Meine Hand, Kind. Ich verspreche Dir. — Nun ist's gut. Ich will Dich nach Hause bringen. — Ich hörte, Du wär'st krank.“

„Ich bin es nicht mehr,“ sprach sie und lehnte sich an ihn, „ich habe meine Kräfte wieder. Aber zu Hause ängstigen sie sich; Mutter weiß nicht, wo ich bin.“ Sie ging der Thür zu. Ohne aufzublicken, reichte sie Bodo die Hand. „Ich bin Ihnen von Herzen dankbar,“ sagte sie und ihre Stimme schwankte. „Leben Sie wohl!“

---

Herr Caspar von Eschenbach hatte sich mit seinem Neffen vollständig ausgeföhnt und in Verbindung mit der Mchdorf, welche in Poppenhausen blieb, ihn zu einer kleinen Reise beredet. Die Baronin übernahm es, die mecklenburgischen befreundeten und entfernt verwandten Familien, welche der junge Mann auf ihren Gütern besuchen sollte, mit der nöthigen Anweisung zu versehen, und ihn selbst durch ihre Briefe zu leiten, damit er von den Vorwürfen, die er sich machte, befreit und einer anderen Verlobung geneigt werde. Der Onkel traf bereits Anstalten, das obere Geschloß für seinen Erben einrichten zu lassen; gab, da er ihn bald verheirathet zu sehen wünschte, sogar seine Absicht, daß die künftige Gutsfrau Vermögen in das Haus bringe, auf und stimmte der von Frau von Mchdorf empfohlenen Wahl zu. Um neuen Uebereilungen des flatterhaften Gideon vorzubeugen, wollte man den Plan so schnell wie möglich ausführen. Frau von Iden und ihre Tochter wurden nach Poppenhausen eingeladen.

Die Leidenschaft, welche Ella an Gideon fesselte, war der Mutter während des nahen Zusammenlebens in Pyrmont von Tag zu Tag deutlicher geworden. In der vornehmen Badegesellschaft bildete der hannoversche Landadel einen besonderen Kreis, dem Frau von Iden sich anschloß und dessen Zierde ihre Tochter war. Fanden sich darin auch wenig belebende Elemente, so fehlte es doch nicht an Vergnügen und Zerstreuungen, und diese änderten in Ella's schwermüthigem Wesen, so freundlich theilnehmend sie sich zeigte, nichts; von den Herren, welche ihr den Hof machten, ermunterte, bevorzugte sie

feinen. Lebhaft wurde sie, wenn die Mutter mit ihr von Hannover, von dem letzten Winter und Frühling sprach, schwieg aber, wenn Jene Gideon nannte.

Als die Beiden eines Morgens, von ihrer Promenade zurückkehrend, die Hauptallee entlang gingen, kam die geschwätige Frau von der Recke, geborene von Buren, einen Brief in der Hand, aus ihrer Wohnung und eilig auf sie zu. Aufgeregt rief sie ihnen „Guten Morgen!“ entgegen und fragte: „Haben Sie meine Cousine gesehen?“

„Eben war sie an der Trinkquelle.“

„Wissen Sie schon? Gideon von Eschenbach will sich mesalliren!“ Ella trat zur Seite, und Frau von der Recke sprach, ohne auf sie zu achten, weiter: „Mein Bruder schreibt es mir aus Burgbüttel, Ihr Vater ist mit Caspar von Eschenbach dagewesen und hat es ihm erzählt.“

Frau von Iden sah, wie schmerzlich ihre Tochter berührt war, und strengte sich an, gleichgültig zu bemerken: „Vater hat mir nichts geschrieben.“

„Das kann noch nicht hier sein. Mein Bruder hat gleich geschrieben. — Da ist Malwine.“ Sie wollte zu der Cousine gehen, die in der Allee erschien.

„Wie soll denn die Braut heißen?“ fragte beflommen die Kammerherrin.

Schnell schlug die Recke den Brief auseinander. „Urban, Schnurrbart oder ähnlich, schreibt Conrad. Adieu! Nachher mehr.“

„Adieu!“ sagte die Iden, und Ella, die sich abgewandt hatte, drehte sich zu einer raschen Verbeugung

um. Dann gingen Mutter und Tochter schweigend nach Hause. In ihrem Zimmer brach Letztere in Thränen aus. Erstere, von dem Scheitern ihres Wunsches selbst betrübt, wußte nicht gleich mehr zu sagen als „Armes Kind!“ Und Ella sprach in ihr Tuch hinein: „Ich glaubte es nicht, nun ist es doch geschehen.“ Die Mutter wollte beruhigen: „Noch wissen wir nicht, wie es sich eigentlich verhält. Großpapa und Dein Vater werden schreiben. Du mußt Dich zusammennehmen, denn hier wird viel davon gesprochen werden.“

„Ach, Mama, Mama! Ja, ich muß mich zusammennehmen.“

Und es gelang ihr, den großen Schmerz vor fremden Blicken zu verbergen. Eine Linderung hatte die plötzliche Zerstörung der bis dahin festgehaltenen süßen Hoffnung ihr gebracht: sie hatte das Geheimniß ihres Herzens der guten Mutter offenbart und konnte mit dieser von Gideon sprechen. Aber schwer waren die nächsten Tage; denn um kein Aufsehen zu machen, wollten sie die Gesellschaft nicht ganz vermeiden, und da nahm das Gespräch über die unglaubliche Mezalliance kein Ende. Nur gut, daß die Spottreden sich gegen eine Andere richteten, gegen Malwine von der Recke, die, obwohl schon bei Jahren und häßlich, nach den Aeußerungen der Frau von der Recke als eine Partie für den jungen Eschenbach gegolten hatte.

Wenn Frau von Iden mit Ella allein war, redete sie diese und sich selbst nur mehr in die Trübsal hinein. „Wären wir in Hannover geblieben, es wäre nicht geschehen.“ Oder „Er war ganz allein und ennuyirte sich.“

Oder „Ich sagte gleich, er würde in der bürgerlichen Gesellschaft verzogen.“ Das waren schlechte Trostgründe. Zum Glück brachten bald viele Briefe andere Nachrichten. Die einen meldeten, Gideon's Verlobung mit Fräulein Urban sei aufgelöst; der Kammerherr von Iden wollte wissen, sie habe eigentlich gar nicht stattgefunden. Herr von der Moorburg erzählte von dem Schreiben seines Freundes Caspar von Eschenbach an den Regierungsrath; Frau von Mischdorf, daß Gideon mit seinem Onkel verjöhnt sei und demnächst in die Verwaltung von Poppenhausen, welches er erben solle, eintreten werde. Bitter schrieb nur Ermyntrode Kamly an Ella: „Ihr schöner liebenswürdiger Freund hatte sich bethören lassen. Wie gut, daß man ihn auf den rechten Weg zurückgebracht hat!“

„Ermyntrode ist falsch!“ rief Ella, als sie dieses gelesen hatte, ihrer Mutter zu. „Jetzt sage ich es. Hüte George vor ihr.“

Viel wurde nun in der Gesellschaft, wohin ebenfalls mancher Brief die neue Kunde gebracht, über die eigenthümliche Wendung des schon viel besprochenen Falles geredet. Frau von der Necke war überzeugt, daß der unerfahrene Gideon dem bürgerlichen Mädchen nur ein bißchen die Cour gemacht und die ihm gestellten Neze nicht gesehen habe, und ihre Cousine fand es reizend, rührend, daß er dem Onkel gleich nachgegeben. Doch fiel auch manch' scharfes Wort über die Eschenbach's, über das ungeschickte Verfahren des alten, die Schwäche des jungen. Das härmte wohl die Iden's; aber Mutter und Tochter waren zu geneigt, das Beste von Gideon zu glauben, und ihre Hoffnung blühte neu

auf, als die Einladung aus Pöppelhausen kam und die Einwilligung des Kammerherrn, dieselbe anzunehmen.

Sie wurden dort auf das Freundlichste empfangen; von dem Gutsherrn, der das schöne Mädchen, welches Gideon's Frau werden sollte, vergnügt ansah, mit derbem Handschlag. Frau von Aschdorf küßte Ella. Diesen Gästen waren Zimmer im oberen Geschoß bereitet. Das hatte Herr Caspar sich selbst ausgedacht. „Das junge Ding soll sich gleich an sein Logis gewöhnen,“ hatte er der Baronin erklärt. Da er so guter Laune blieb und die Aschdorf alles klug leitete, so schwand in Ella's Gedächtniß der schmerzliche Vorfall, von dem man nicht sprach, immer mehr und was sie hoffte, trat ihr nahe.

Gideon war, als er der Unnachgiebigkeit des Onkels sich gebeugt, in einen Zustand willenloser Betäubung gerathen. Wie in einem Traume kämpfte er mit den quälenden Gedanken, die, für einen Augenblick gewichen, ihn plötzlich wieder überfielen. Sein eigenes Ich stand vor ihm, ein jämmerlicher Mensch, der alles Vertrauen zu sich selbst eingebüßt hat. Die liebevolle, die unschuldige Marie, die ihm so kindlich vertraut, hatte er betrogen. Nein, das nicht! Verlassen? Ja, weil er sich von ihr trennen mußte. Weshalb? Wahrhaftig, er hatte nicht unrecht handeln wollen, nicht an ihr, nicht an dem alten Manne, dem er so viel verdankte und künftig noch mehr verdanken sollte. Marie würde ihn vergessen; hatte sie ihn doch nicht lange, ach! zu wenig gekannt. — War dann seine Schuld gebüßt? — Konnte er sie vergessen? Er mußte. Die Herzensqual, dahin zu gelangen, sollte die Strafe für sein unüberlegtes Handeln

sein. — Der Dnfel, der ein althrwürdiges Herkommen aufrecht erhalten wollte, hatte recht, wenigstens nicht unrecht. Lag doch viel an diesem Fürsichbleiben des Adels. Eine Ausnahme würde andere nach sich ziehen, Heirathen nach Geld, Heirathen in Folge eines leichtsinnigen Jugendrausches. So aber blieb Alles ehrbar. Freilich, neues Leben kam nicht in die geschlossenen Familien, die fast sämmtlich schon mit einander verwandt waren. Und was besaßen sie? Reichthum? Das konnte man nicht sagen. Geist? Nein. Kenntnisse? Weniger als der Bürgerstand. Verdienste? Da waren nicht viele Namen zu nennen, und, merkwürdig, die bedeutenden Männer hatten ihren Ruhm außerhalb der Landesgrenzen, unter größeren deutschen Fürsten erworben. Und der geängstigte Gideon meinte, die Engigkeit seiner Heimath sei auch sein Verhängniß. In der Fremde an freiere Bewegung gewöhnt, hatte er die kleinlichen Regeln seiner Sippe nicht respectirt. Gudemüthigt, in seiner Seele krank, schleppte sie ihn zurück in ihren Bann. — Oder überschätzte er die fremden Zustände? Hatte er vergessen, in welche Gährung die italienischen Liberalen ihr schönes Land, das Bourgeois-Regiment Frankreich gebracht? Friedlich dagegen war ihm die Heimath erschienen. Und ruhiger noch fand er jetzt den Nachbarstaat Mecklenburg, dessen Adel sogar mehr bedeutete als der hannoversche.

Wohlthuend empfand er hier, wie seine Standesgenossen zusammenhielten; denn auch diejenigen, die ihm nicht verwandt, nie begegnet waren, nahmen ihn als Angehörigen auf, während Nichtadelige für sie als Glieder der Gesellschaft überhaupt nicht existirten. In die



Luft, welche man hier athmete, drang kein bürgerlicher Hauch. Gideon's Verirrung würde man, wäre davon gesprochen worden, wie eine der Bagatellen belächelt haben, die oft vorkommen, aber niemals ernst genommen werden. Man führte ihn von Gut zu Gut, von Zerstreung zu Zerstreung. Die freien Stunden brachte er in den Deconomien zu; denn nun sein künftiger Beruf entschieden war, interessirte ihn die Landwirthschaft noch mehr als ehemals. An jedem Abend legte er sich müde zu einem tiefen Schlafe. So verschleierte ihm eine sorglose Gegenwart die Vergangenheit, und kaum hätte es noch der heiteren Brieße bedurft, worin Frau von Ashdorf ihm erzählte, wie verjüngt sein alter Onkel jetzt sei. Ja, als sie Ella's Ankunft meldete und deren Lieblichkeit pries, legte sich wohl ein Schatten der Erinnerung vor seine Zukunftsbilder; aber reizend blieb der Gedanke, daß dieses schöne Mädchen ihn erwartete.

Hatten nun die so verlebten Wochen seinen Lebensmuth erneuert, so überfielen ihn auf der Heimreise um so schreckhafter die Vorwürfe, die er überwunden zu haben glaubte. Wie Geister schienen sie dem hannotschen Boden zu entwachsen; sie umschwebten ihn, häuften sich vor ihm, je weiter er kam, als wollten sie den Weg sperren zu Denen, die ihn zum Treubruch verleiteten. So kam er weniger frei, als er sich eingebildet, an. Wohl freute ihn das fröhliche „Willkommen!“ des Onkels, Frau von Iden's herzliche, der Baronin muntere Begrüßung. Er reichte Allen, auch Ella, die Hand; aber er mochte nicht aufblicken und sah nicht, wie schön das junge Mädchen in seiner Zaghaftheit

da stand. Ueber die Verlegenheit der ersten Stunden mußte die Reiseerzählung hinweghelfen, die von ihm verlangt wurde. Am Abend trennte man sich nicht, wie nach einem glücklichen Wiedersehen, leichten Herzens. Ella fühlte sich in Gideon's Nähe noch inniger zu ihm hingezogen; sie empfand, daß er litt und quälte sich mit den Fragen: wie denkt er über mich, über sich selbst? — Ihre Mutter sah besorgt neue Schwierigkeiten, und Herr Caspar von Eschenbach hatte sich die Sache ganz anders gedacht: Gideon sollte lustig, gleich in Ella verliebt, bald mit ihr verlobt sein. Ihm dauerte die Spannung, nachgerade auch der Damenbesuch zu lange. Nicht gern unterwarf er sich länger Frau von Mischdorf's Rathschlägen.

Diese hatte die Hindernisse, welche die Anderen erst jetzt bemerkten, vorausgesehen. Es geschah auf ihre Veranlassung, daß am anderen Morgen Borries von der Mecke kam, der Poppenhausen in der letzten Zeit oft besucht hatte, um Ella den Hof zu machen. Er war drei oder vier Jahre jünger als Gideon und trotz zweier großer Studentenschmarren nicht häßlich; zwar kein Gutserbe, aber künftiger Staatsminister, wenn es nach seinem Namen und nicht nach seinem Verstande ging. Heute kam er Herrn Caspar ungelegen, weil er dessen Absicht, mit dem Neffen die Winterpläne auf dem Felde zu berathen, störte. Die Beiden wollten vom Hofe reiten, als er auf einem schönen Pferde herangaloppirte. „Du mußt hier bliewen,“ brummte der Alte. Borries von der Mecke gebrauchte diesmal den Vorwand, daß er Gideon begrüßen wolle. „Papperlapapp,“ sprach der

Onkel dazwischen, „er schneidet dem Mädchen die Cour,“ und ritt verdrießlich allein weg.

Auch ohne diese Bemerkung hätte Gideon wahrnehmen müssen, wie beflissen der Gast um Ella war, die sehr kühl blieb; und das gefiel ihm. Gegen ihn war sie ebenfalls zurückhaltend, doch in ganz anderer Art. Oft, mit helleren Augen als gestern, sah er sie an und wurde verstimmt, als am Nachmittage Frau von Aschdorf rief, er möge Borries begleiten, um gleich der Nachbarschaft die schuldigen Visiten abzustatten. Schon verließ er Ella ungern, und vor diesen Besuchen, bei denen er sich gerechten, schmerzlichen Urtheilen aussetzte, hatte er eine große Scheu. Da aber sein Onkel der Baronin mit der Erklärung beipflichtete, daß Gideon sich nachher dem ihm zugedachten Zweige der Gutsverwaltung ununterbrochener widmen könne, nahm er wieder Abschied. „Nur für ein paar Tage,“ sagte er Ella.

Es dauerte freilich länger. Ueberall wurde er festgehalten. Hier war eine Jagd, dort eine, die er mitmachen mußte. Abends beim Diner pflegte es dann recht lustig zuzugehen; doch brachte kein Tag eine Verdrießlichkeit. Zum Glück war Frau von der Recke mit ihrer Cousine Malwine von Pyrmont erst weiter gereist und noch nicht wieder in der Provinz. Jetzt wurde in allen Häusern der Wunsch respectirt, welchen Frau von Aschdorf, die hier eine Autorität war, früher vorsorglich ausgesprochen hatte: nichts zu sagen, was Gideon an seinen Fehltritt erinnern könnte. Auf Hannover wurde er so wenig angedet, als wäre er nie dort gewesen. Hatte er doch von seiner großen Reise und von Medlen-

burg genug zu erzählen. Einige machten scherzhafte Anspielungen auf seinen künftigen Haushalt, Andere sprachen bewundernd von Ella, was er gern hörte. Daß Borries von der Recke mit ihr geneckt wurde, härmte ihn nicht.

So war auch diese Klippe glücklich umschifft. Leichteren Sinnes kam er diesmal nach Poppenhausen zurück; muthiger blickte er in Ella's schönes Antlitz, und es zog etwas wie Glück durch sein Herz, als er ihr Erröthen sah und ihre Hand lange festhielt.

Dann aber hinderte ihn eine neue Zaghaftigkeit an dem Worte, das er sprechen wollte. Vor dem Entschlusse schreckte er zurück. O Marie! Wie von selbst war an jenem Abend die Frage: Willst Du mein werden? über seine Lippen gekommen. Ihr inniges Ja, ihr unschuldiger Kuß hatten ihn beseligt. Damals war er selbst unschuldig gewesen. Sollte er jetzt seine Schuld vollenden? —

Trübe vergingen die nächsten Tage. Sturm und Regen kündeten den Winter an, und auch im Hause wurde es ungemüthlich, weil Herr Caspar's Laune schlechter und schlechter wurde. Nichts war ihm recht zu machen. Seine Beamten sahen ihn verwundert schweigend an, wenn er, ohne daß es paßte, rief: „Et fall ein Enne hebban!“ Und noch schlimmer wurde es, als die Baronin von Aschdorf und Frau von Iden ihre Rückkehr nach der Residenz, die er eigentlich wünschte, in baldige Aussicht stellten. Gideon kämpfte mit sich. Hätte er den Schritt nur gethan, so wäre die Dual vorüber, für ihn, für den Dnfel. Und Ella wäre, das fühlte er, glücklich.

Aber es kamen auch wieder gute Stunden, in welchen die Sonne übermächtig die Wolken durchbrach, eilig die Wege trocknete und die goldenen Eichen und grünen Tannen wie zu einem Feste schmückte. Da gingen die Damen hinaus. Gideon folgte ihnen und holte sie ein, als Ella an der Sonnenuhr die Tageszeit ablas. Während die Aelteren dem Walde zuingen, erklärte er ihr, weshalb der Zeiger immer das Richtige angebe. Freilich müsse die Sonne scheinen, wie man ja auch in mancher Lebenslage nicht immer erkenne, ob der rechte Augenblick gekommen sei. Betroffen sah sie zu Boden. Er faßte ihre Hand.

„Seid Ihr endlich klar?“ rief der Dunkel von Weitem. Erschrocken wandten Beide sich um, und sie wollte ihre Hand wegziehen. „Laß sie nicht los!“ rief Herr Caspar und ging schnell, damit er herankomme. „Seid Ihr noch nicht klar?“

„Ist jetzt der rechte Augenblick, Ella?“ fragte Gideon.

„Ach Gott, ja!“ antwortete sie glücklich.

---

Das Weihnachtsfest verlief den Familien nicht so fröhlich, wie es hätte sein können. Iden's erwarteten Eschenbach's vergeblich. Nach langer Ueberredung war Herr Caspar dahin gebracht, Gideon begleiten zu wollen, als ein Unwetter eintrat, welches die Wege so verschneite, daß es zweifelhaft war, ob man durchkomme. Da gaben sie die Reise auf, Gideon nicht widerstrebend; heute er

sich doch vor der Stadt, worin Marie lebte. Ja, ihrem Vater hatte er damals geschrieben: „Ich komme nicht wieder nach Hannover.“ Herr Caspar freute sich des Vorwandes, zu Hause zu bleiben, und wollte den Neffen trösten: „Wozu auch schon das Wiedersehen?“ sagte er behaglich. „Wenn die Wohnung fertig ist, so holst Du die Frau, und bleiben wir hier, so geht die Arbeit schneller.“

Daß Videon ausblieb, schmälerte Ella die Weihnachtsfreude. Glückselig war sie mit ihm gewesen während der letzten Zeit in Poppenhausen. Er war so aufmerksam, so gut und zartfühlend. Und seitdem hatten seine langen, schönen Briefe sie entzückt, wenn es auch hier und da Mühe machte, dieselben zu verstehen. Daß er jetzt nicht kommen konnte, war ein Mißgeschick, welches die Fröhlichkeit der Braut weniger getrübt hätte, wäre Ermyntrude mit ihren zärtlich klingenden, anders gemeinten Redensarten nicht dagewesen. Frau von Iden hatte Kamly's zum heiligen Abend eingeladen, einladen müssen, weil sie den deutschen Weihnachten so sehr liebten, so gern noch einmal den geschmückten, lichtstrahlenden Tannenbaum sehen wollten.. Der Kammerherr war sehr erzürnt, daß seine Frau sich hatte bereden lassen. Die gnädig warnende Aeußerung Seiner Majestät über George hatte er ihr und diesem nicht vorenthalten. Der Sohn begriff die Gefahr, worin er schwebte, und wollte das verführerische Mädchen wirklich meiden. Bei der außerordentlichen Abneigung des Königs gegen das Heirathen der Officiere würde er den Consens niemals erhalten. Aber Ermyntrude ließ sich weder durch sein vorsichtigeres,

noch durch der Seinigen kühles Betrages abschrecken. So kam hier eine Verstimmung in die Feier des schönen Festes.

Urban's hätte nichts am Glücke gefehlt, wäre die Tochter noch so munter, so allerliebft lebhaft wie im vorigen Jahre gewesen; aber sie war sehr verändert. Ohne bitter zu sein, fürchtete sie, daß ihr Stolz allein den großen Herzenskummer nicht verbergen könne. Ihre Worte glaubte sie bedenken zu müssen, und das hatte sie schweigamer gemacht. Liebenswürdige wollte sie an den der Freude geweihten Stunden theilnehmen; aber selbst die Brüder empfanden, daß die liebe, gute Marie nicht war wie sonst.

Bodo Walrab hatte nach einer, durch den Schneefall erschwerten Fahrt die Eisenbahn erreicht, auf der ebenfalls mehrfacher Aufenthalt eintrat. Jedoch kam er früh genug an, um seinen Eltern die Feier des heiligen Abends zu verschönern. Dennoch fehlte derselben seit Jahren zum erstenmal der unbefangene Frohsinn. Denn Capitän William Walrab freute sich eigentlich nicht, den Neffen wiederzusehen. Er war noch immer mit sich uneins, ob es richtiger gewesen wäre, Eschenbach zu fordern. Andererseits freilich war er in seinem Gemüthe dem jungen Menschen, dessen Liberalismus, dessen Raisonniren über das Adelsregiment ihm früher mißfielen, näher gekommen. Nachdem Marie Urban so gekränkt worden, hatte er seine Gewohnheit eines loyalen Schweigens gänzlich aufgegeben und an der table d'hôte, im Museum, überall auf den hannoverschen Adel gescholten. Dies war so weit gegangen, daß der Geheime-Canzley-Rath

ihm Vorwürfe machte und sich beinah mit dem Bruder überworfen hätte, was, soviel Beide sich erinnerten, noch nie geschehen war. Aber man konnte William nicht böse sein, denn man sah ihm die Trübsal an. Seine Haltung war ein wenig gebeugt, sein Gang etwas schleppend geworden und kein herzliches Gelächter mehr kam aus seinem Munde. Sonst hatte er durch lustige Ueberraschungen die Weihnachtsfreude vergrößert; diesmal trugen seine Geschenke kein scherzhaftes, sondern nur ein kostbareres Gepräge. Und früher waren am heiligen Abend die Familien Walrab und Urban zusammengekommen; auch das sollte heute nicht geschehen. Als der Capitän dieses erfahren, hatte er seine Schwägerin überrascht gefragt: „Weshalb nicht?“ Sie antwortete ausweichend: „Die Regierungsräthin vermied jede Aufforderung.“ — „Poor Mary!“ klagte er. Nun mußte er seine, für jenes Haus bestimmten Geschenke, jedes mit einem schön geschriebenen Namenszettel sorgfältig versehen, dorthin schicken.

So saßen Walrab's allein an dem Tische, welchen die Geheime-Canzley-Räthin auf das Einladendste hatte decken lassen, und wie die Wirthin gaben die Männer sich Mühe, die Mahlzeit in heiterem Gespräche zu genießen. Bodo unterhielt den Vater mit Erzählungen aus seiner amtlichen Thätigkeit und der Geheime-Canzley-Rath, ebenso bewandert in den Geschäften, wie stolz auf die hannoversche Verwaltung, freute sich über den Sohn, der mit Auszeichnung den Weg betreten hatte, auf dem er selbst zu einer hohen Stellung gelangt war. Er ließ sich in lange Explicationen der hannoverschen Verfassungsgeschichte ein, aus denen eine Anhänglichkeit an die ge-



wordenen Zustände hervorleuchtete, welche der Sohn nicht theilte. Und er sagte, um des Letzteren deutsch-liberale Wünsche zu berichtigen, daß eine größere Einigung der deutschen Staaten von dem Schicksale abhängt, welches über den Völkern walte. Schon mache das vorgeschrittene Alter des noch immer unverheiratheten Herzogs von Braunschweig („Königlich hannoverscher Feldmarschall,“ unterbrach ihn sein Bruder) es wahrscheinlich, daß dieses Land mit Hannover wieder vereinigt werde. Und da dem Könige allernächstens, so Gott wolle, das zweite gesunde Großkind geschenkt werde („Many in sight,“ unterbrach wieder der Capitän), so biete sich in einer Zukunft, welche Bodo erleben werde, die Möglichkeit großer Verschwägerungen, die dem Königreiche eine hervorragende Bedeutung verschaffen könnten.

„Hoffentlich dauert es nicht so lange,“ sagte Bodo lächelnd, „bis wenigstens die Zollgrenzen zwischen deutschen Staaten wegfallen.“

„Theorie!“ versetzte der Vater, weniger zufrieden, jedoch in der Absicht, auch zu scherzen. „Wir leben so besser. Würden wir Austern essen und Chablis trinken?“

„Aber die Censur muß wegfallen,“ rief William Walrab. „Das sagt Detmold auch.“

„Wie kommst Du darauf?“ fragte erstaunt der Geheime-Canzley-Rath.

Gutmüthig antwortete der ehrliche Capitän: „In diesem Punkte bin ich anderer Meinung als Du. Deshalb habe ich Dir den Artikel nicht gezeigt, den ich über den Eschenbach geschrieben habe; aber Detmold,

und der rieth mir von jedem Versuch, ihn drucken zu lassen, ab.“

„Sehr richtig!“ versetzte der Bruder, ohne mehr zu sagen. Aber Jener sprach weiter: „Lange genug hatte ich gewartet, ob der Adel den Menschen in Coventry erkläre. Das war doch das Mindeste! Und da es nicht geschah, so erzählte ich die Geschichte — ohne Namen, of course — und verlangte, daß er in Coventry erklärt werde.“ Nachdenklich ließ er den Kopf sinken.

„Hm,“ machte der Bruder. Die Geheime-Canzley-Räthin sah ängstlich ihren Sohn an, der mit großer Unlust zugehört hatte, jetzt aber fragte: „Wie ist der Ausdruck eigentlich zu erklären?“

Der Onkel antwortete zerstreut: „In Coventry erklären? Aus der Gesellschaft ausstoßen.“

„Das wissen wir,“ sagte sein Bruder, „aber wo kommt er her?“

„Bon Coventry. Kleines Nest in England.“

Der Geheime-Canzlei-Räthin schien der Augenblick günstig, aufzustehen. „Du bist müde, Mutter,“ sagte Bodo. „Etwas,“ erwiderte sie und lehnte sich an ihn. „Es ist Schlafenszeit,“ äußerte der Vater, der ebenfalls wünschte, daß es bei den letzten Erklärungen sein Bewenden habe; und nach wiederholter Dankagung trennte man sich. —

Schweren Herzens ging Bodo an einem der folgenden Tage nach Urban's Hause. Begrüßen mußte er diese nächsten Freunde seiner Eltern, soviel Ueberwindung es ihn kostete, Marie wiederzusehen. Denn noch immer hatten, auch in der Ferne, die Gedanken an sie ihn nicht

losgelassen, obgleich er den Wunsch, das geliebte Mädchen zu besitzen, stolz von sich wies. Und heute sollte seine Kraft auf das Schwerste geprüft werden. Als er in das Haus trat, stand Marie da. Sie wurde roth, faßte seine Hand und sagte: „O, kommen Sie herauf.“ Ihre früher so weiche Stimme zitterte in herbem Klange, und er sah jetzt, wie schön, aber wie starr ihr schon wieder blaßes Gesicht war. Während sie die Treppe hinauf= lief, hörte er: „Die Eltern sind ausgegangen.“ Er folgte mit der Ahnung, daß sie Besonderes vorhabe. In der Wohnstube sagte sie: „Es ist gut, daß wir allein sind,“ wies ihm einen Stuhl an, setzte sich an die andere Seite des Tisches und begann mit Wärme: „Ich bin Ihnen großen Dank schuldig, und doch habe ich eine Bitte.“ Als er sagte: „Wie gern helfe ich Ihnen!“ wandte sie die Augen, die bis dahin auf ihn gerichtet waren, ab und sprach mit schwankendem Tone weiter: „Ihr Onkel ist gealtert. Sie haben mehr Einfluß auf ihn als unsere Eltern“ — sie zögerte, hielt die Hände vor die Augen — „und Sie wissen Alles. Richten Sie ihn auf.“

„Er hat Sie lieb,“ sagte Bode, um Etwas zu sagen.

„Ach, könnte ich es vergelten!“

„Und sehr empfindliche Begriffe von Ehre.“

Marie zwang sich, ihren Entschluß durchzuführen, und sprach schnell: „Er quält sich um meinerwillen. Bodo, Sie sind der Einzige, dem ich es sage. Ich habe immer zu Ihnen hinaufgesehen, Ihrem Urtheile vertraue ich. Dulden Sie, was ich sage. Onkel William glaubt noch, mich rächen zu müssen. O Gott, ich fühle, daß

ich es schon bin. Eschenbach ist nicht glücklich. Er ist verleitet, er kann nicht glücklich sein. Gestern erzählte Vater, was er gehört hat. Er ist nicht zu Weihnachten gekommen —“

Bodo unterbrach sie. „Der tiefe Schnee wird es verhindert haben.“

„Nein, nein! Sie sind doch gekommen, und wenn es dort auch schwerer war, und wenn er auch später kam —.“ Sie hörten die Hausglocke. „Das ist, glaube ich, Mutter. Trösten Sie Ihren Onkel. Machen Sie ihm begreiflich, wie dringend es mir am Herzen liegen muß, daß er die Sache vergesse.“ Das sagte sie so rührend und sah dabei so treu, so liebevoll aus, daß Bodo ihr unverwandt in's Antlig schauen mußte. Sie las den Schmerz in seinem Gesichte und faltete traurig die Hände. Beide schwiegen, bis sich Jemand der Thür näherte; dann rafften sie sich zu gleichgültiger Haltung auf.

Die Regierungsräthin war freudig überrascht, als sie den Besuch erblickte; aber ihre in diesem Augenblicke wieder auflebende Hoffnung schwand vor dem Ausdruck und Benehmen derer, welche sie verbunden zu sehen wünschte.

Was Marie in dem Zwiegespräche gesagt, beschäftigte Bodo sehr ernst. Es half ihm bei seinem Bemühen, den Onkel zu beruhigen. Es lenkte sein Nachdenken auf den Nebenbuhler. Er wünschte, dessen Seelenzustand kennen zu lernen, und sann darüber nach, wie das zu erreichen wäre. Aus Hannover trieb es ihn doch fort. Er hatte nur einen kurzen Urlaub genommen und reiste

früher ab, als nöthig gewesen wäre, hätte er nicht den Umweg machen wollen. —

Nachdem die Baronin von Aschdorf mit Frau von Iden und Ella Poppenhausen verlassen hatte, trat dort eine Stille ein, an die Gideon gar nicht gewöhnt war. Der Onkel, der das Heft nicht aus der Hand ließ, gab ihm wohl einige Beschäftigung, welcher er sich emsig widmete, die aber seine Zeit nicht ausfüllte. Nahm er dann zu seinen Büchern Zuflucht, so störte ihn Herr Caspar, der solche Unterhaltung nicht begriff und oft um nichtiger Fragen willen oder aus Langeweile in des Neffen Zimmer kam. Den Briefwechsel mit der Braut ließ er gelten, und Gideon schrieb oft und gehaltvoll; aber ach! Ella's Briefe entsprachen dem nicht. Eine schwärmerische Liebe zeigten sie, jedoch wenig mehr. Er wollte die Verlobte durch ausführliche Mittheilungen, durch Betrachtungen, die nicht ohne Geist waren, anregen und hatte bis jetzt wenig Erfolg.

Hierüber nachzusinnen, scheute er sich. Als das ihm befreundete, anziehende und gute Mädchen hier war, bestand sein Gemüth sich in einer nach Trost dürstenden Rathlosigkeit. Daß Ella ihn liebe, war der erste Lichtschein gewesen, der in seine umdüsterte Seele fiel. Als er sie wieder sah, als ihre sichtbare Zuneigung ihn schmeichelnd belebte, glaubte er, mit ihr den Frieden zu finden. Aber nicht sein Herz, sondern die Absicht Anderer hatte die Verbindung geschlossen. — Das waren Gedanken, die ihn zur Verzweiflung treiben konnten. Er ließ die Sache gehen.

Nun hatte auch die Zurückhaltung aufgehört, welche

die Bettertschaft über seine erste Verlobung Anfangs beobachtete. Manche Andeutungen bekam er zu hören, die schmerzten, obgleich sie nicht böse gemeint waren. Ueberhaupt bot ihm der Verkehr in der Umgegend keinen Genuß; oft wurde er durch plumpe Aeußerungen verletzt. Zu Hause mußte er auf jedes erfrischende Gespräch verzichten, denn Herr Caspar sagte, auch bei den langen Mahlzeiten, wenig und nur das Alltägliche. Gern unterhielt er sich deshalb mit Menschen, die ihm nicht so nahe standen. Die Pastorenfamilie im Kirchdorfe hatte er besucht. Auf die Sonntage, an denen der Pastor zu Tische nach Boppenhausen kam, freute er sich. Dieser kluge und gebildete Mann, dessen Verwandte in Hannover lebten, war so rücksichtsvoll, von dieser Stadt nie zu sprechen. Auch Leute niederen Standes redete Gideon gelegentlich an; bei ihnen wurde der junge Herr beliebt.

An einem naßkalten Morgen kam er von einem Birschgange, der seine Kleidung arg beschmutzt hatte, nach Esche und ging, um sich zu wärmen, nach dem Krüge. Nicht lange hatte er im Gespräche mit dem Wirth am Stubenofen gestanden, als eine Extrapoßt vorfuhr, aus der zwei Herren stiegen. Der Wirth ging hinaus, die Reisenden kamen in die Stube. Sie mochten den Anwesenden für einen Förster halten, denn sie grüßten von oben herab. Als sie ihre Oberröcke auszogen, sah er, daß sie einen Trauerflor um den Arm trugen. „Hier sind wir bei Boppenhausen,“ sagte der Eine, und der Andere sprach im Hamburger Dialekt: „Wo zwei edle Ritter hausen.“ Gideon ergriff seine Büchse, zwang sich, gelassen aus der Thür zu schreiten, lief in großer Auf-

regung, wohl abermals eine Stunde lang, im Walde umher, kehrte in's Dorf zurück und ging nach dem Krüge, vor dem die Extrapost nicht mehr, nur der Wirth stand, der ihn erblickend in's Haus gehen wollte. Gideon rief ihn an: „Wißt Ihr, wer die Fremden waren?“

Der Wirth, welcher den jungen Herrn so bald nicht wieder erwartet hatte, nahm seine Pelzmütze ab, sah ihn scheu an, besann sich. „Die Postillons sagen, aus Hamburg.“

„Wohin reisen sie?“

„Noch weit. Sie müssen reich sein. Bloß zu einer Beerdigung. Der Eine ist aus dieser Gegend.“

„Habt Ihr mit ihnen gesprochen?“

„Ich komme in die Stube, Herr —“. Er drehte sich um, „Wer ruft da?“ und ging in's Haus.

„Niemand rief,“ murmelte Gideon, indem er sich entfernte, „Bauernschlauheit. Ich kam dem Menschen zu früh.“ Es wogte in ihm. Die Fremden hatten erfahren, wer er war, dann auf ihn, auf den Dnfel gescholten. Bis Hamburg waren die Eschenbach's rufbar geworden. Die Vorwürfe, die verstummt zu sein schienen, sprachen wieder und lauter. So ging er den Weg nach Poppenshausen, ohne es eigentlich zu wissen. Auf dem Gutshofe rief ihm der Dnfel entgegen: „Wat haste nu? Di is wedder de Petersilje verhagelt.“ Aber weiter grämte Herr Caspar sich nicht; denn er meinte, daß solche Verstimmungen, die oft eintraten, ausbleiben würden, wenn der Neffe die Frau hätte.

Für den einsamen, unbefriedigten jungen Mann hatte der Ort des obigen Vorfalles eine unheimliche An-

ziehung gewonnen. Er ging bald wieder hin, zur Zeit wann die Post durchkam, die am Krüge hielt. Es war doch möglich, daß sie Passagiere brächte, die von jener Sache nicht sprächen, und schon das wäre ihm ein Trost gewesen. Aber es kam keiner. Der unterthänige Wirth that, als sei nichts geschehen.

Nun begann der Winter früh und streng. Eißige Winde segten die tagelang fallenden Schneemassen von den Höhen in den Niederungen zusammen. Der Verkehr mit den Nachbargütern hörte auf. Die Posten trafen verspätet oder gar nicht ein. Um sich zu zerstreuen, um die erwarteten Nachrichten, wenn sie endlich anlangten, so früh wie möglich zu bekommen, machte Gideon den Marsch nach dem Dorfe, ob derselbe noch so beschwerlich war, jetzt oft. Er war anwesend, als die Post einen Reisenden brachte, der am Krüge ausstieg. Es war ein junger Mann mit dunklem Haar in einem Pelzmantel. Gideon glaubte ihn zu kennen und ging hinaus. Jener sagte dem Wirth, der die Dorfstraße entlang wies: „Also dahin“ und wollte gehen, als Eschenbach dazukam. Erstaunt richtete er auf diesen einen tiefen Blick und schritt davon. „Ein Besuch für Herrn Pastor,“ sagte der Wirth, „ein Brief.“ Er war von Ella; Gideon steckte ihn in die Tasche und trat den Heimweg an, weniger an den Brief als an den Gast des Pastors denkend, der auch ihn zu kennen schien und finster, ohne Gruß weggegangen war.

Immer wieder mußte er sich besinnen, wer es sei. Plötzlich, erst Abends, fiel es ihm ein: Der Assessor Walrab, den er im Frühjahre einige Male gesehen hatte



und von dem im Urban'schen Kreise oft gesprochen wurde. Ohne Zweifel, der kam von Hannover, der wußte von Marie. Vielleicht war sie die Veranlassung zu solcher Winterreise. Nun kam ihm in der schlaflosen Nacht diese Begegnung wie eine Fügung vor. Er erinnerte sich, wie beliebt, wie geachtet der junge Walrab war. Er verlangte nach einem Gemüthe, welches ihn verstehe, nach einem Munde, der für ihn spräche. Und jetzt konnte er erfahren, wie ein Mann, der ihm in Alter und Erfahrung glich, über ihn denke. —

Der Pastor war von Bodo's Ankunft ebenfalls überrascht worden. Auch er hatte ihn nur einige Male gesehen; dennoch wäre der Brief, welchen der unerwartete Gast überreichte, nicht nöthig gewesen, um ihm eine freundliche Aufnahme zu sichern. Die langen Abendstunden führten zu gegenseitigem Vertrauen. Sogar über die Vorgänge in Poppenhausen sprach der Pastor sich aus, schonend, doch mißbilligend, und schilderte, als der Gast mit seiner Meinung nicht zurückhielt, die Lage des jungen Eschenbach, und wie dieser unter der Erkenntniß der eigenen Fehler litt, so ergreifend, daß seines Zuhörers Abneigung durch Mitleid gemildert wurde.

Dennoch flammte, als am anderen Morgen der junge Herr von Eschenbach angemeldet wurde, Bodo's Gesicht in Zorn auf. Der Pastor sah es und bat dringend: „Bleiben Sie ruhig! Geschehenes ist nicht ungeschehen zu machen.“ — „Ich will weggehen,“ sagte Bodo. — „Thun Sie das nicht. Ich glaube fast, um Thretwillen ist er gekommen. Kränken Sie den Armen nicht.“

Und Bodo blieb, erwiderte aber, während der Pastor

den Ankommenden herzlich heranzuführen, dessen Gruß kaum durch eine Kopfbewegung. „Wir haben uns in Hannover gesehen,“ sprach Gideon, der blaß ausah, leise. — „Ich erinnere mich,“ erwiderte Bodo kalt. Sie setzten sich, und Jener fuhr mit unsicherer Stimme fort: „Mich nöthigten die Umstände, den Staatsdienst zu verlassen, zu meinem Bedauern, denn er interessirte mich sehr.“ Seine Züge verriethen, wie er litt. „Was führt Sie in unsere Gegend?“ fragte er plötzlich und sah Walrab fest an.

Nun mußte dieser sich einen Augenblick besinnen, dann antwortete er: „Es ist ein Umweg, aber ich kannte die Straße noch nicht und hatte eine Empfehlung an den Herrn Pastor.“

Letzterer sprach, um die Unterhaltung fortzuführen: „Hoffentlich besuchen Sie uns in der guten Jahreszeit wieder, Herr Assessor. Wir haben auch Sehenswürdiges. Die Poppenhäuser Berieselung hat uns schon manchen Besuch gebracht.“

„Und wird viel Nachahmung finden,“ nahm Gideon jetzt etwas erleichtert das Wort. „Eine rationelle Landwirthschaft fördert die Cultur, wenn auch zunächst nur die des Bodens. Wir haben noch große Flächen, welche zur Vermehrung des Nationalwohlstandes beitragen können.“

„Des Volkswohlstandes,“ unterbrach Bodo in einem unbestimmten Gefühle, „denn national sind wir nicht.“

„Leider haben Sie in bedeutendem Sinne recht,“ fiel Gideon ein.

„Und was hilft die Vermehrung des Ertrags von

ein paar Meckern," fuhr der Assessor eifrig fort, „wenn der Verkehr im Ganzen durch Zollgrenzen eingeschnürt wird, die Verfassung jede Entwicklung hemmt, der Bundestag kein anderes Bestreben hat, als Alles beim Alten zu lassen.“

„Hierauf erwidere ich," sagte Gideon, „daß wir doch wohl national sind; denn so viel ich wahrgenommen, geht das Drängen nach einer innigeren Verbindung durch ganz Deutschland.“

„Ganz gewiß!" rief Ersterer, überrascht, sich mit seinem Gegner so in Uebereinstimmung zu finden, während der Pastor, der sie jetzt auf friedlichem Wege glaubte, das Zimmer verließ. Aber als sollten sie, allein gelassen, von etwas sprechen, was schwer zu sagen war, so schwiegen nun Beide. Es wurde Gideon furchtbar schwer, einen Entschluß zu fassen. Endlich stieß er, auf seine zusammgelegten Hände blickend, die Frage heraus: „Wie geht es Ihren Eltern?“

Bodo sah den Kampf, und, so tief ihn selbst der Gedanke an Marie schmerzte, er mußte den Anderen doch mehr als sich beklagen und antwortete in viel milderem Tone: „Ich danke, gut.“

Jener schlug den Kopf zurück, strich die Haare von der Stirn, streckte ihm die Hand entgegen: „Und Urban's?“

Jetzt aber antwortete Ersterer, ohne die dargereichte Hand zu fassen, sehr ernst: „Wenn Marie verzeiht und noch Theilnahme hat, ihre Freunde können nicht verzeihen.“

Gideon sprang auf, stürzte hinaus. Bodo sah ihm durch das Fenster nach, tief erregt. Aus Liebe zu Marie hatte er diesen Schritt gethan. Auch in ihrem Sinne?

---

Frau von Aschdorf hatte abends Gäste. Sie war seit ein paar Monaten weniger gut gelaunt, weil sie die Gnade Seiner Majestät nicht mehr besaß. Man erzählte sich noch immer das drollige Ereigniß, wie Ernst August bei dem ersten Empfange sie, die in einer Ecke stand und ihre hohe, runde Figur in ein weißes, goldgesticktes Kleid gehüllt hatte, für den Ofen zu halten schien; denn er stellte sich nahe vor sie hin, drehte ihr den Rücken zu und legte seine Hände nach hinten. In dieser Gefangenschaft blieb sie, von Vielen betrachtet, lange; denn der König unterhielt sich unbeweglich mit Diesem und Jenem, ohne seinen Irrthum (wenn es einer war) zu bemerken.

Aber ihre Contenance und Lebenslust verlor die Baronin darum nicht. Sie hatte oft Regen und Sonnenschein wechseln sehen und war gewöhnt, sich auch bei schlechtem Wetter zu amüsiren. Heute kamen in die Gesellschaft, welche sie geladen hatte, Frau von Iden und Ella zuerst. Letztere sah bedrückt aus. Wieder hatte sie den erwarteten Brief ihres Verlobten nicht erhalten. Gideon ließ jetzt oft auf seine Briefe warten, schrieb zuweilen recht sonderbar, war selbst noch immer nicht gekommen. Es war zu hoffen, daß dieser unregelmäßige Gemüthszustand nach der Hochzeit verschwinde. Mit dem

Frühling sollte das junge Paar in Poppenthausen einziehen. „Es sind ja nur noch einige Wochen, liebes Kind,“ sagte die Aschdorf.

Anderere Gäste traten ein. Der lange Graf Gödden mit dem hautainen Gesichte, der Legationsrath von Ramsloh, eine Dame des kronprinzlichen Hofes. Sie mußte gleich über das Befinden der im vorigen Monate geborenen, kürzlich getauften Prinzessin berichten, und man sprach von dieser Taufe, auch wieder von der des kleinen Prinzen Ernst August, bei welcher der königliche Großvater, sobald man ihm den Täufling in die Arme gelegt, die kaum begonnene Rede des Hofpredigers mit seinem „Amen!“ unterbrochen und beendet hatte. „Allerliebste!“ sagte die Aschdorf.

Der Kammerherr von Iden kam von einem kleinen Diner aus dem königlichen Palais. Die allerhöchste Laune sei bei der Tafel vortrefflich gewesen, erzählte er; Seine Majestät habe mehrere Male herzlich gelacht. Zum Thee sei heute Keiner befohlen. „Außer der Gräfin Grote,“ bemerkte die Aschdorf.

Kamly's erschienen; in ihrem Gefolge zu des Kammerherrn Leidwesen sein Sohn George. Mr. Kamly sagte ein paar Mal: „Very cold, indeed“, obgleich es weder in diesen angenehmen Räumen, noch heute draußen paßte; aber er hatte es sich während des harten Winters angewöhnt, und in seiner Wohnung fror er wirklich.

Man saß und stand in Gruppen. An dem Tische, woran die Wirthin Platz genommen, unterhielt man sich lustig mit allerlei Anekdoten.

Dann kam der alte Herr von der Moorburg. Die

Patience, die er an jedem Abend zu Hause legte, hatte so lange gedauert.

„Worauf hatten Excellenz gelegt?“ wurde gefragt.

„Sie ist nicht aufgegangen,“ antwortete er. Aber die Frage hatte er verstanden, denn er flüsterte der Wirthin in's Ohr: „Ob unsere kleine Prinzessin Königin wird,“ worauf sie rief: „So weit in die Zukunft spricht das Orakel nicht.“ — „O doch,“ entgegnete er. „Mir ist es schon nach zwanzig Jahren eingetroffen. — Es scheint irgendwo Feuer zu sein, es sind noch so viele Menschen auf der Straße.“ Seine Vermuthung wurde nicht getheilt, weil Niemand den Lärm der Hörner und Trommeln gehört hatte, die bei dem geringsten Brande die ganze Stadt allarmirten. Man wollte von einem anderen Gegenstande sprechen, als sehr schnell Herr von Holmann hereintrat. Er kam aus dem Theater mit einem noch wichtigeren Gesichte als gewöhnlich, grüßte mit einigem Ceremoniell nur die Dame des Hauses und sprach: „Wissen Sie schon das Neueste?“

„Ist doch Feuer?“

„Revolution in Paris!“

Man staunte, man sammelte sich um den Haupttisch. „Was sagt er?“ fragte Herr von der Moorburg.

„In Paris wäre Revolution.“

„Mal wieder?“

„Auf einmal ist es losgegangen, vorgestern,“ erzählte Holmann, mit sich selbst zufrieden, weil er Eindruck machte. „Louis Philipp ist geflohen.“

Die Neuigkeit brachte in diesem Circle die Sensation eines interessanten, nicht eines weit reichenden Ereignisses

hervor. Nur der Legationsrath legte der Nachricht eine größere Wichtigkeit bei, wogegen Herr von der Moorburg kopfschüttelnd sprach: „Die Franzosen verlieren an rage. Was war die Juli-Revolution gegen die erste, wo sie den Adel abschafften und den legitimen König enthaupteten? 1830 wurde der legitime König nur entthront und jetzt dieser —“

„Allerdings viel weniger,“ rief Graf Gödden.

„Aber abscheulich bleibt es,“ so redete Herr von der Moorburg weiter, „und ansteckend. Deshalb befahl 1830 mein Vetter auf Borghof dem Hauslehrer, in dem Geschichtsunterrichte jedesmal, wenn er das Wort Revolution gebrauchen müsse, auszuspuken. Das sollte man allgemein anordnen.“

„Ich habe noch keine Revolution gesehen, ich möchte nach Paris,“ sagte Mr. Kamly. Ermynttrude legte erschrocken ihre Hand auf George's Arm. „Ist zu theuer,“ versetzte die Aschdorf.

„Die Pariser Wellen werden auch diesmal zu uns herüberspülen,“ äußerte der Legationsrath.

„Metternich zieht den Damm vor,“ entgegnete der Graf.

„Bei uns hat es nichts zu sagen,“ meinte der Kammerherr von Iden. „Seiner Majestät Energie schützt uns.“

„Aber in Preußen,“ sprach der Legationsrath. „Wie unser allergnädigster Herr einmal von Friedrich Wilhelm IV. sagte: Er coquettirt mit den Demokraten.“

„Gleich mit Kartätschen dazwischen schießen!“ rief Graf Gödden. —

Auf den Straßen war es noch lebendig um Mitternacht. Man las an den Laternen die Extrablätter laut vor; ja, ob man sich kannte oder nicht, man sagte unbesorgt, was man dachte. Ein Luftzug der Ungebundenheit hatte plötzlich die engen Grenzen, die kleinen Rücksichten weggefegt, die Menschen einander genähert.

Iden's und Kamly's gingen mit Holmann zusammen nach Hause. Herr von Iden und Mr. Kamly hätten gern gehört, was es gebe; mochten aber nicht stehen bleiben, der Kammerherr nicht, weil ihm in seiner Hofstellung ein solcher Fall noch nicht vorgekommen, der Engländer nicht, weil es nicht fashion war. Aber Holmann hatte bald einen Bekannten erspäht, den er anredete. Neue Thatsachen erfuhr er jedoch nicht.

Ermynttrude und George dachten nur an sich. Sie hatte ihren Arm fest in seinen gelegt und geflüstert: „O Gott, Vater sagte, wir reisten weg.“ Auch diese Beiden waren vom Hauche der größeren Freiheit berührt, denn sie blieben weiter zurück, als die gewöhnliche Sitte erlaubte. —

Schnell wuchs an den folgenden Tagen die Aufregung. Aus einem äußerlich ruhigen Zustande brach allerwärts in Deutschland eine revolutionäre Bewegung hervor. Tausend und tausend Funken mußten unter der Asche geglimmt haben, da ein Windstoß den allgemeinen Brand erzeugte.

In Hannover wurden die politischen Anträge, welche die Bürgerschaft der Residenz sofort in einer Petition an den König richtete, von den obersten Schichten kaum der Beachtung werth gehalten. Deputationen aus dem



Landes folgten, und mancher radicale Wortführer in der Provinz glaubte sich zu Größerem bestimmt und fuhr nach der Hauptstadt, wo Volksversammlungen veranstaltet und massenhaft besucht wurden. Diesem Treiben sah die vornehme Welt zum Theil noch spöttisch zu. „Ist die Möglichkeit!“ sagte der lange Graf Gödden. „Warum läßt der König nicht einhauen?“ Aber die Sache wurde bedenklicher, als viele Arbeiter feierten, communistische Reden gehalten wurden, Pöbelhaufen mit dem neuen Liede „Bumsfallera, wir wollen eine Bürgerwehr“ durch die Straßen johlten und vor den Häusern mißliebiger Personen Unfug trieben. Die Gräfin Grote fuhr statt in einer königlichen Equipage in einem unscheinbaren Miethswagen. „Unerhört!“ sagte Graf Gödden. Und die Baronin Aschdorf ließ Trinkgelder vertheilen und das Gerücht verbreiten, daß sie schon lange in der königlichen Ungnade sei.

Viele vom Adel geriethen in große Angst und trugen eine komische Leutseligkeit zur Schau. Der König blieb kaltblütig, lehnte die ersten Forderungen ab, gab nur allmählich, was ihm zweckmäßig dünkte, nach und zeigte sich nicht nur muthig, sondern trotzte offener Gefahr. Wie immer bewegte sich der Zapfenstreich, jetzt täglich von dicht gedrängtem, tumultuirendem Volk begleitet, an dem Palais vorbei. An einem schönen Abend war, als dies geschah, der alte König in seinem Arbeitszimmer zu ebener Erde ganz allein. Er öffnete ein Fenster und blickte, auf die Fensterbank gelehnt, die fast unmittelbar an ihm vorbeiströmenden Menschen an. Sein kahles Haupt, von den Lichtern des Zimmers und den Straßen

laternen hell beleuchtet, wurde von Jedem gesehen, war beinaß mit der Hand zu erreichen. Alle staunten, Viele erschrafen, aber auch die Wildesten gingen schweigend vorbei.

Doch blieb die Gährung nicht in den Grenzen, welche nach Ernst August's Meinung ihr gesteckt waren. Die Nachrichten von dem Aufstande in Berlin und seinem Erfolge, von der Revolution in Wien und dem Sturze Metternich's steigerten sie in hohem Grade. Wenn Eisenbahnzüge aus jenen Richtungen zu erwarten waren, füllte sich der Bahnhof mit einem Publicum, welches die Reisenden ausfragte, nach den eintreffenden Zeitungen verlangte. Wer ein Blatt ergriffen, stieg auf einen Stuhl oder Tisch und las es, von vielen Zurufen unterbrochen, vor. Und dasselbe geschah mit Flugblättern aller Art in den Klubs, den Gasthäusern, auf öffentlichen Plätzen, und gab es nichts Neues, so fanden sich Volksredner, und große Haufen von Nichtsthuern hörten zu.

Auch angesehenere, in der Bürgererschaft geschätzte Männer wurden nicht selten zu Mittheilungen ähnlicher Art genöthigt. Eines Mittags kam der kleine Detmold, ein Papier in der Hand, aus einem Hause am Markte. Gleich war er umringt. Lächelnd wies er die Menge ab, indem er auf die Rathhaustreppe zeigte. Dorthin eilten so viele Leute, daß bald auf den Stufen Kopf an Kopf stand und kein Platz mehr blieb. Nun sollte ein leeres Faß aus dem Rathskeller zur Rednertribüne dienen. Man wollte Detmold hinauf heben; der aber zeigte auf einen langen Mann, welcher des Weges kam. „Der Lange auf die Tonne!“ rief Einer, und hundert schrieen

es nach. Ein böser Geist hatte den Graf Gödden hierher geführt. Er blieb sehr höflich, ließ sich auf das Weinsäß heben, stellte sich zitternd auf die Füße und las mit unsicherer Stimme sehr laut das Blatt, welches ihm gereicht wurde; von einem Anderen als Detmold, dem dieser war verschwunden. Es enthielt gar nichts Neues, brachte aber dem Vorleser kräftige Lebehochs ein.

Wenn auch die Zusammenrottungen oft so gemüthlich verliefen und die Revolution in der Residenz bis dahin mehr harmlos als gefährlich war, so hörte doch die Ruhestörung, die Furcht vor den „Rothcn“ nicht auf, der Zuzug auf den Eisenbahnen vermehrte die aufwiegenden Elemente; die Verwilderung des Pöbels, die Angst der Besitzenden nahm zu. Um auf die im Publicum gewünschte Art die Ordnung zu erhalten, bildete sich eine Bürgerwehr, mit Flinten bewaffnet, einem weißgelben Bande um den Hut, mit schwarz = roth = goldenen Fahnen.

Herr von Holmann übernahm das Commando eines Bataillons. In diesem wurde der Graf Gödden rechter Flügelmann, der Schneidermeister Voges sein Nebenmann. Es wurde eifrig exercirt, die Sache mit gutem Willen ernst genommen; doch vermochte sie den komischen Anstrich nicht abzustreifen. Mancher hielt sich für einen Helden und Mancher wollte zeigen, daß er ein großer Taktiker sei. Eine Excellenz in Reih' und Glied pries es als eine Ehre, die Muskete zu tragen und der Graf, oder wie die Spaßvögel ihn nannten, Citoyen Gödden, schnupfte aus der hörnernen Dose seines Nebenmannes. Es war herrliches Wetter. In die Bivouaks auf den

Straßen und Plätzen spendeten wohlhabende Einwohner reichlich Wein. Hoch und Gering trank aus demselben Glase, wohl gar Brüderschaft.

Der König hatte die bisherigen Minister entlassen und das Ministerium Stüve gebildet. Die Ständeversammlung trat zusammen, die Adelskammer gab Alles nach, man konnte sagen: sie warf die Flinte in's Korn. Die Aufregung des Schreckens wandelte sich in eine hoffnungsreiche Stimmung. Die Schleswig-Holstein'sche Angelegenheit lenkte die Gemüther nach außen. „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ wurde bei jeder Gelegenheit gespielt und gesungen. Nach hartem Winter, nach angstvollen Tagen zog der Frühling lieblich ein. Im erwärmenden Sonnenschein genoß man die bunten Straßensbilder, als lebe man in einer festlichen Zeit. Fremden trat man wie guten Bekannten freundlich entgegen, inniger zog sich an, was sich liebte, Lustiges mischte sich mit Ernstem.

Der alte König hatte das Staatsschiff sicher durch den Sturm gesteuert. In keinem anderen Lande verlief die Revolution so unschädlich. Nur an einem Orte, in der Stadt Hildesheim, kamen, als der einflußreichste Führer der dortigen Demokraten verhaftet worden, gefährliche Rohheiten vor, welche die Anordnung militärischer Maßregeln, dann aber nicht mehr als die Androhung der Waffengewalt nöthig machten. Jener Mann hatte sich nach der Residenz begeben und das neue Ministerium die Bürgerwehr beauftragt, ihn zu arretiren.

Diese Angelegenheit wollte der Commandeur der

Bürgerwehr selbst leiten. Ihre Ausführung übertrug er dem Major a. D. von Holmann.

Es war sehr früh am Morgen, die Meisten schliefen noch. Die kleine Straße war ganz still und menschenleer, bis auf ein Paar, welches darin auf und ab ging: der Lieutenant George von Iden und Miß Ermytrude Kamly. Die Beiden glaubten einen sicheren Ort für ein kurzes Rendez-vous gewählt zu haben. Jetzt aber sahen sie am einen Ende der Straße eine Abtheilung der Bürgerwehr, die heranmarschirte, und als sie sich erschrocken nach der entgegengesetzten Richtung wandten, bog auch an jenem Ende eine Abtheilung Bürgerwehr in die Straße ein. „O Gott!“ sagte das junge Mädchen angstvoll. „Wir kommen nicht heraus.“ Der Lieutenant befand sich in der größten Verlegenheit; er war in Uniform, weil er bald zum Dienst mußte. „Hier ist ein Gasthof!“ sprach er mit leichterem Herzen. Er faßte an den Thürgriff. „Das Haus ist schon offen.“ Sie schlüpfen hinein.

Die Abtheilungen hielten, indem sie die Straße auf beiden Seiten sperreten. Zwischen ihnen vor der Thür des Gasthofes nahm der Commandeur der ganzen Bürgerwehr mit seinem Adjudanten Stellung. Holmann beorderte vier Wehrmänner vom rechten Flügel und betrat mit diesen das Haus. Ein Kellner kam ihm erschrocken oder noch schlaftrunken, jedenfalls in einem auffallenden Zustande entgegen und erst als Jener nach dem Zimmer des Hildesheimer Demokraten fragte, antwortete er vernünftig: „Ich werde es den Herren zeigen.“ Als sie den Corridor entlang gingen, wurde eine Thür von

innen abgeschlossen. „He, Markeur, wer wohnt hier?“ fragte Holmann. Der Bursche wurde verlegen und wußte nicht, was er sagen sollte. „Halt!“ befahl Jener. „Gödden und Voges, Sie stehen Posten vor dieser Thür und lassen Keinen heraus. Es stecken noch mehr Hildesheimer Demokraten in diesem Neste.“ Er ging weiter. Der Gefuchte wurde in seinem Bette angetroffen und zum Arrestanten erklärt. Die zwei Wehrmänner sollten bei ihm bleiben, bis er sich angekleidet habe, und ihn dann hinausführen. Holmann meldete dem Commandeur, was vorgefallen, und sie beriethen, wie mit dem anderen Zimmer zu verfahren sei.

Als es auf dem Corridor still geworden, öffnete George von Jden die Thür und sah hinaus. Er erschrak heftig, als er den Grafen Gödden und den Schneider Voges erblickte, und nicht minder wunderten sich diese. Aber Gödden rief, seiner augenblicklichen Stellung noch rechtzeitig gedenkend: „Zurück!“ — „Warum stehen Sie hier?“ fragte Jden betroffen. — „Zurück!“ wiederholte der Posten. — „Was ist denn, lieber Herr Graf? Bitte, gehen Sie weg. Ich muß hinaus.“ Und zum drittenmale heischte Gödden: „Zurück!“ Voges, welcher den Officier erblaffen sah, sprach jetzt gutmüthig: „Wir thun Sie nichts, Herr Lieutenant, aber gehen Sie man herinn.“ Verzweifelnd folgte Jden diesem Rathe und schloß wieder die Thür.

Die Wehrmänner hörten inwendig flüstern und schluchzen und machten sich allerlei Gedanken, bis die beiden Anderen ihren Arrestanten vorbeiführten. „Ahlborn,“ sprach jetzt Voges, „sieg doch buten, hier wäre

kein Demokrat, sondern mein Kumpel, der Lieutenant von Jden.“ — „S nu slage de Dünwel drinn,“ erwiderte Ahlborn, gab dem Arrestanten einen Schubs und sie gingen weiter.

Draußen beriethen die Commandeure noch und Ahlborn's Meldung kam ihnen sehr gelegen. Während der Oberbefehlshaber den Arrestanten anredete, lief Holmann in's Haus. Eilig rief er schon von Weitem im Tone freundlichen Vorwurfs: „Aber ich bitte Sie, lassen Sie doch Jden heraus! Und dann kommen Sie, wir marschiren ab.“ Der Befehl war den Posten angenehm; Gödden klopfte an und trat, als aufgeschlossen war, in's Zimmer. —

Nach diesem Vorfalle gelobten Ermyntrude und George sich ewige Treue und offenbarten ihren Bund den Eltern, die auf's Aeußerste bestürzt waren, am meisten die Väter; Mr. Kamly, weil der Bräutigam kein Vermögen hatte, und der Kammerherr, weil ihm zu allem Kummer auch des Königs Ungnade bevorstand. Er hielt es für das Klügste, gleich nach dem Palais zu gehen, um eine Audienz zu bitten und Seiner Majestät das Ereigniß selbst vorzutragen.

Aber nicht, was er während des langen Wartens gefürchtet, begab sich. Ernst August unterbrach ihn bald mit dem Ausdruck von Humor, den er bei guter Laune hatte. „Ich weiß von die Polizei. Die Lieutenant soll heirathen. Kamly ist shabby, aber hat Geld. Er soll das Capital in die Regimentskasse zahlen. Ich will es ihm sagen lassen, oder er ist dishonoured. Die

Lieutenant muß die Miß gleich heirathen, denn er soll in ein anderes Regiment nach Holstein.“

Und so geschah es. An der allerhöchsten Entscheidung wurde nicht das Geringste geändert. Die Bitte des Kammerherrn, daß die Hochzeit später, mit der seiner Tochter zusammen stattfinde, wurde abgeschlagen. Der Gesellschaft erklärte man die Eile mit den Zeitumständen. Unmittelbar nach der Trauung mußte George von Iden zu dem marschbereiten Regimente, in welches er versetzt war, abreisen.

Ella war sehr traurig. Nicht daß sie glaubte, der Bruder ziehe in den Krieg. Sagten doch alle Herren, welche sie sprach, man lasse nur, um die Volksmeinung zu befriedigen, Truppen marschiren; es sei nicht ernst gemeint. Aber sie fürchtete, George werde nie glücklich. Ach, sie war es selbst nicht. Wie verlangte sie nach dem Verlobten! Nicht einmal zu dieser Hochzeit war er gekommen und die seinige hatte er zu verschieben gebeten, bis auf bessere Tage! Er habe Poppenhausen noch nicht verlassen mögen. Zwar würden arge Ruhestörungen der dortigen Gegend wohl erspart bleiben, aber man merke die Aufregung des Volkes, welche sich gegen den Adel richte, der in diesen Wochen keine würdige Haltung zeige. Er lebe darob in Zwiespalt mit seinen Standesgenossen, die jeder liberalen Forderung mit dem Hintergedanken nachgäben, sobald wie möglich alle Vorrechte wieder an sich zu reißen. Ella mochte den Eltern nicht einmal erzählen, was er schrieb. Und keine Liebessehnsucht, ein kalter Hauch wehte sie aus Gideon's Zeilen an. Welche Qualen, welche Angst! —



In der oberen bürgerlichen Gesellschaft war man einem politischen Fortschritte auf dem Boden des Königthums und der hannoverschen Interessen nicht abgeneigt. Ueber die Beseitigung des unberechtigten und hemmenden Einflusses der Ritterschaft freute man sich. Auch wäre eine, die Kraft Deutschlands stärkende Aenderung der Bundesverfassung willkommen geheißen, vorausgesetzt, daß die Souveränität des Landes gewahrt bleibe. Weitergehenden liberalen Forderungen stand man sehr kühl gegenüber. Mit Schleswig-Holstein hatte man wohl Sympathie, fürchtete aber in der Erhebung der Elbherzogthümer das demokratische Element. Die Freischärler, welche durch Hannover zogen, um die deutschen Brüder zwischen der Nord- und Ostsee von den Dänen zu befreien, betrachtete man mit Argwohn.

So waren auch die Ansichten des Geheime-Canzley-Raths Walrab und des Regierungsraths Urban. Im Denken und Handeln dieser Männer änderte die Revolution Nichts, wogegen sie zwei Mitglieder ihrer Familien gewissermaßen innerlich befreite. Capitän Walrab empfand die Niederlage des Adels wie eine persönliche Satisfaction. Er wurde gesprächiger, politisirte mit etwas liberalerer Färbung, als seinem Bruder angemessen schien, wäre aber jederzeit bereit gewesen, den König mit seinem Leibe zu beschützen. Dazu brachten die Begebenheiten eine so interessante wie ungewohnte Abwechslung in das Einerlei seines Lebens. Stundenlang konnte er den Uebungen und dem Treiben der Bürgerwehr zusehen, mit äußerst moquantem Gesicht und wieder sehr gerader Haltung. Und als es wirklich zum Kriege mit Dänemark kam,

studirte er die Nachrichten aus Schleswig eifrig in den Zeitungen und auf den Karten. Neue Lebenslust aber gab ihm die glückliche Wandelung, welche er an Marie Urban bemerkte.

Die wichtigen Ereignisse hatten ihre Theilnahme für die Welt außer ihr aufgeweckt. Es war ein Großes, was sie erlebte, und in der Fluth, die über die Länder brauste, ihr eigenes Weh, so herbe es blieb, doch nur ein Tropfen. Der Keim der Freiheitschwärmerei, der in ihr war, schoß auf. Nicht ein Groll, erzeugt aus dem, was sie selbst erlebt, sondern der reine Wunsch, daß den Unterdrückten geholfen, die Menschheit besser werde, begeisterte sie für die neue, wie sie meinte glücklichere Zeit, welche sie oft an Bodo Walrab erinnerte, der gewiß so dachte wie sie. Hatte sich doch bestätigt, was er wiederholt behauptet: daß man in Deutschland mit den öffentlichen Zuständen viel unzufriedener sei, als die Väter zugeben wollten.

Jetzt theilte Marie die Freude, welche ihre Mutter lebhaft äußerte, als die Geheime-Canzley-Räthin Walrab glückstrahlend die Nachricht brachte, daß Bodo nach Hannover versetzt sei. Mußte nicht auch in ihm der persönliche Schmerz verbleichen vor dem Morgenrothe der Freiheit? Nicht an sich, nicht an das unbedeutende Mädchen, welches ihn, den ausgezeichneten Mann, verfehmt, konnte er denken bei den ernstern, das Gemeinwohl fördernden Geschäften, an denen er unter dem neuen Ministerium mitzuarbeiten berufen war.

Bodoehrte, durch die Anerkennung, welche er gefunden, belebt und durch die Aufgaben, welche seiner

warteten, zu erhöhtem Eifer angespornt, in das Haus seiner auf ihn stolzen Eltern zurück. Daß er keine Muße hatte, mit Marie lange oder gar allein zu sprechen, war ihm eine Erleichterung. Unbefangener konnte er das geliebte Mädchen begrüßen. Seiner neuen Thätigkeit gab er sich ganz hin. Nur einen Abend der ersten Wochen widmete er den Freunden aus dem früheren, von der Revolution ebenfalls gesprengten literarischen Kränzchen, dessen geistvollstes Mitglied im Begriffe stand, Hannover zu verlassen. Der Advocat Detmold wollte nach Frankfurt a. M., dem Sitze des wackelnden Bundestages, reisen, um an der bevorstehenden Nationalversammlung Theil zu nehmen.

Bodo Walrab beneidete ihn darum und sagte, als er mit ihm nach Hause ging: „Ich möchte auch in ein deutsches Parlament.“

„Bleiben Sie ruhig hier,“ antwortete Detmold in dem gutherzigen Tone, der ihm eigen war, wenn er es aufrichtig meinte. „Mischen Sie sich so wenig wie möglich in die Politik. Ich glaube nicht, daß wir in Frankfurt etwas Gutes zu Stande bringen. Ich hatte Gelegenheit, Stüve an der Seite des Königs zu sehen, den vortrefflichen, aber engen Minister, der nicht ein Aederchen von Humor hat, neben dem weiter blickenden Monarchen, der ihn gebraucht, um sein Land durch den Strudel zu bringen. Ich sah es ihnen an, daß Keiner eine starke Centralgewalt will. So ist es bei allen Regierungen in dem geographischen Begriffe Deutschland. Sie haben eine Zukunft hier, ich nicht. Ich mache viel leicht in Frankfurt Carrière.“ —

Aber ein Abschied oder ein Wiedersehen, was sonst in dem geräuschlos dahin fließenden Leben der Residenz ein Ereigniß war, bedeutete wenig in diesen bunten, vollen Tagen. Die ersten Gefechte der Hannoveraner in Schleswig hatten stattgefunden und brachten Trauer in mehrere, Sorge in viele Familien. Bodo wollte, so empfänglich er war, den mannigfaltigen Eindrücken nicht nachgeben. Indem er sich fast ausschließlich seinem Amte widmete, beruhigten sich allmählich die heftigen Schwingungen seiner Seele.

Doch sollte dieses, mit Anstrengung errungene Gleichgewicht bald wieder gestört werden. Zu seiner Ueber-  
raschung erhielt er einen Brief aus Esche. Er war von dem Pastor. Gleich die ersten Zeilen versetzten ihn in die peinlichste Sorge. Der Pastor schrieb: „Veehrter Herr Assessor! Wissen Sie, wo Herr Videon von Eschenbach ist? Diese Frage richte ich in unserer großen Noth an Sie, weil er zu Ihnen offenbar ein nahes Verhältniß hatte; denn sein beklagenswerther Zustand verschlimmerte sich, mir sehr wohl erkennbar, seit Ihrem Besuche. Am 15. d. M. reiste er, wenigstens gab er es vor, nach Hamburg; der alte Herr glaubte, um Geschenke für die Braut zu kaufen. Und seitdem haben wir keine Nachricht. An die Eisenbahn ist er wirklich gefahren, auch daß er nach Hamburg weiter gereist ist, erfuhren wir; mehr nicht. Endlich schrieb der alte Herr an die Eltern der Braut und von diesen traf gestern die betäubende Antwort ein, daß sie auf das Schrecklichste überrascht und gleichfalls ohne eine Kunde von dem Vermißten sind. Ein Eisenbahnunglück oder anderer Unfall

wäre dort wohl schon bekannt gewesen und eines Selbstmordes halte ich sein christliches Gemüth für unfähig. Jetzt schreiben wir nach allen Richtungen und deshalb entschuldigen Sie die Eile dieses Briefes. Gott möge Alle, die den Gefuchten lieb haben, stärken und diese Angst gnädig von uns nehmen!“ —

Der Brief weckte alle Empfindungen, welche in Bodo's Herzen geschlummert hatten. Die Erinnerung an die Worte, womit er den unglücklichen Gideon von sich stieß, quälte und der Gedanke, daß die traurige Begebenheit Marie auf's Neue schmerzlich ergreifen müsse, betrückte ihn. Denn sie konnte ihr nicht verborgen bleiben. Vielleicht hörte sie davon aus fremdem Munde. Das wenigstens hoffte er zu verhindern. Er bat seine Mutter, die Regierungsräthin Urban von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen, wenn die nächsten Tage keine befriedigende Lösung brächten.

Aber schon am folgenden Nachmittage trat der Capitän Waltrab eilig in das Zimmer der Geheim-Canzley-Räthin. Sein Gesicht hatte einen bedeutsamen, von Mitleid und Zufriedenheit gemischten Ausdruck. „Der junge Eschenbach ist verschwunden!“ fing er gleich an. „Vielleicht hat sein Gewissen ihn fortgetrieben. Poor fellow! Die Familie von Iden soll aus aller Fassung sein.“

Die Beiden sprachen darüber hin und her; der Capitän hatte keine Ruhe. „Ich will nach Urban's hinaus.“

„Ich gehe hin,“ erklärte seine Schwägerin mit Bestimmtheit.

„Weshalb?“ fragte er betroffen.

„Ich sage es erst der Regierungsrätthin. Von ihr erfährt Marie es am besten.“

„Wie so?“ unterbrach er sie etwas rauh.

„Die Mutter steht ihr am nächsten.“

„Wie man es nimmt,“ entgegnete er unentschlossen und räusperte sich. Sie setzte jedoch ihren Willen durch und ging allein nach Urban's Garten.

Für ihren Zweck kam sie zu spät, der Regierungsrath hatte die Nachricht in der Stadt erfahren und der Tochter mitgetheilt. Marie warf sich der Geheime-Canzley-Rätthin in die Arme und weinte. Sie sah es als gewiß an, daß Wideon sich den Banden, in die man ihn geschlagen, verzweifelnd entziehen wollte und klagte, als treffe sie selbst eine Schuld: „O hätte er mich nie gesehen!“

Der Regierungsrath hielt es für wahrscheinlich, daß Eschenbach auf einem Hamburger Schiffe auswandern wollte, was nicht gelingen werde; denn die Dänen blokirten die Elbe. Wogegen die Geheime-Canzley-Rätthin sagte: „Bodo glaubt, daß er nach Schleswig unter die Freischaaren gegangen ist.“ Die Regierungs-Rätthin erschraf über diese Vermuthung und blickte ängstlich nach der Tochter hin. „Ueberall wird nachgeforscht,“ tröstete der Vater.

Marie aber schien der Gedanke, daß Wideon sich der Kriegsgefahr ausgesetzt habe, nicht schrecklich zu sein. Zum erstenmale sprach sie von seiner Braut, deutete sogar an, daß sie jetzt im Stande und geneigt wäre,

die Unglückliche theilnehmend aufzufuchen; sah jedoch ein, daß dies unzulässig sei.

Nun kam der Geburtstag des Königs Ernst August, der 5. Juni, der ebenso wie in früheren Jahren gefeiert wurde. Das Militär hatte Parade, viele Häuser waren mit Fahnen und Kränzen geschmückt und am Abend illuminirt. Alles ging ordentlich zu in den Straßen, nur daß die Jungen sangen: „Bumsfallera, wir brauchen keine Bürgerwehr.“

Der Geheime-Canzley-Rath Walrab und sein Bruder kamen von ihren Festdinern und erzählten, daß der General von Wrangel zu Ehren der hannoverschen Majestät für den 5. Juni eine große Parade im Sundewitt befohlen habe.

Das war allerdings richtig, aber nur ein Vorwand, unter welchem der Oberbefehlshaber eine größere Menge hannoverscher und preussischer Truppen zusammenzog, um die Dänen in ihren Schanzen auf den Düppeler Höhen zu überrumpeln.

Am nächsten Tage erfuhr man, daß dort ein Angriff stattgefunden hatte, der ehrenvoll, aber blutig verlaufen und an der festen Stellung des Feindes gescheitert war. Dann wurden nach und nach die Verluste bekannt. Die Namen der gefallenen Officiere verbreiteten sich schnell durch die Stadt. Allgemeine Theilnahme erregte der Tod des Lieutenants von Iden, um seiner Eltern und Schwester willen, die schon so hart geprüft waren. Daß seine nur vor dem Altar geschlossene Ehe auf solche Weise gelöst wurde, hielt man für ein Glück. Der Kammerherr war mit dem jüngeren Sohne gleich zur

Beerdigung abgereist, die gebeugte Mutter am Bette der, von der Angst um den Verlobten überwältigten Tochter geblieben.

Von dem schweren Schicksale dieser Familie waren Urban's und ihre Freunde tief ergriffen. Marie's Gedanken kehrten immer wieder zu der unglücklichen Ella und Gideon, von dem noch jede Nachricht fehlte, zurück. Ach, wäre auch er rühmlich, im Kampfe für die deutsche Sache gefallen! So mußte sie wünschen. Es wäre eine Erlösung. Denn niemals — das empfand sie als Gewißheit — konnte er glücklich leben. —

Vodo Walrab saß gegen Abend an seinem Schreibtische, als ihm ein Brief gebracht wurde. Die Handschrift der Adresse kannte er nicht, auch nicht die andere Hand, welche auf der Rückseite die Notiz geschrieben hatte: „Der Brieffschreiber liegt im Hafenzazareth von Flensburg.“ Er riß das Couvert ab, schlug das Blatt auf und sah zuerst oben: Poppenhausen. „Erschenbach!“ rief er vor sich hin und las in großer Erregung:

„Sie haben meine Hand zurückgewiesen. Sie sind der Einzige, der es mir ausgesprochen hat, daß ich unverzeihlich gehandelt habe. Deshalb und weil viel Uebereinstimmendes in uns ist, schreibe ich Ihnen. Seien Sie mein Fürsprecher bei Urban's. Denn kommt dieser Brief zu Ihnen, so können die Gefrängten mir verzeihen. Ich sehe es wie eine glückliche Fügung, wie einen Fingerzeig Gottes an, daß eine gerechte deutsche Sache Freischaaren zum Kampfe ruft. Und so lade ich die neue Schuld meines heimlichen Fortgehens auf mich, um die alte zu sühnen. Wenn ich diese Briefe geschrieben, die



ich mit mir nehme, werfe ich Alles von mir, was mich zum Unrecht verleitete. Selbst von meinem Namen behalte ich nur die letzte Silbe. Aber heute nenne ich mich noch Ihren dankbaren Gideon von Eschenbach.“

Bodo sprang auf. „Ich will zu ihm.“ Er überlegte und ging zu seiner Mutter. „Ob Urban's zu Hause sind?“ — „Ja,“ antwortete sie, von seiner Hast bestürzt. „Weshalb? Dein Onkel ist draußen.“ Der Geheime-Canzley-Rath kam herein. Schnell erzählte der Sohn das Wesentliche und schloß: „Ich fürchte, Eschenbach ist schwer verwundet.“ — „O, hilf ihm!“ sagte die Mutter. — „Ich kann noch diese Nacht abreisen.“ — „Thu' das,“ sprach der Vater. „Den Urlaub besorge ich Dir morgen.“ —

Marie ging allein im Garten. Es hatte geregnet. Jetzt aber röthete die untergehende Sonne einen wolkenlosen Himmel. Die Hofthür wurde geöffnet, Bodo Walrab trat ein. „Zum erstenmale seit jener Trennung siehst Du ihn hier,“ flüsterte eine Stimme in Marie. „Weshalb kommt er?“

Sie ging ihm entgegen. Er sah sehr ernst aus und ernst klang seine Anrede: „Gut, daß ich Sie allein treffe. Lassen Sie uns in den Garten gehen.“

„Was ist?“ fragte sie erblassend und ging mit ihm.

Schnell sprach er: „Ich habe von Eschenbach erst heute einen Brief bekommen, der schon älter ist. Eschenbach ist verwundet, anscheinend schwer.“ Sie blieb stehen, faltete die Hände, blickte schweigend zur Erde, dann muthig zu dem Ueberbringer der Nachricht auf, der nun fortfuhr: „Ich soll sein Fürsprecher bei Ihnen sein. Er

liegt in Flensburg, ich reise hin, noch diese Nacht. Darf ich ihm Ihre Verzeihung bringen?"

„Bodo!“ rief sie und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Dann sprach sie leise mit zitternder Stimme: „Ich danke Ihnen für Alles, was Sie gethan haben und noch thun wollen. — Gott gebe, daß Sie ihn lebend treffen, daß Sie ihm sagen können: ich habe ihm verziehen.“

Nührung und Liebe wollten den jungen Mann fortreißen; aber er nahm sich zusammen. „Nun muß ich noch Ihre Eltern sprechen,“ kam wehmüthig, zögernd über seine Lippen.

„Bitte, gehen Sie hinein,“ erwiderte sie herzlich und wandte sich, einen dankbaren Blick auf den treuen, hilfreichen Freund richtend, dem entferntesten Theile des Gartens zu. —

Ihre Eltern hörten Bodo's Bericht über Gideon mit der schmerzlichsten Aufmerksamkeit; Onkel William, der bei ihnen saß, stieß ein befriedigtes: „Honourable!“ heraus. Und als sie die beabsichtigte Reise und deren Zweck vernommen hatten, sagte der Regierungsrath traurig und bewegt: „Ich verzeihe ihm.“ — „Und ich,“ setzte weinend seine Frau hinzu. Der Capitän nickte mit dem Kopfe, strich seinen Schnurrbart und räusperte sich. —

Die Fahrt nach Flensburg wurde mehrere Male durch unvermeidlichen Aufenthalt unterbrochen, doch lenkten die kriegerischen Bilder die Gedanken des Reisenden ab. In der mit Truppen und Kriegsgeräth gefüllten Stadt wies man ihm die nächste Straße nach dem Hafen und

unten fand er bald das Gebäude, welches als Lazareth bezeichnet war.

Sein Herz klopfte, als er die Hausthür öffnete und auf den kleinen, stillen Flur trat. Ein Soldat fragte nach seinem Begehre und holte einen Arzt. „Ich komme aus Hannover,“ redete Bodo diesen, unwillkürlich leise sprechend, an und nannte seinen Namen. „Hier soll ein verwundeter Freischärler liegen. — Bach —“

„Von Eschenbach?“ fiel der Arzt ein.

„Ja,“ erwiderte der Ankommende. „Es ist also kein Geheimniß mehr?“

„Ein verwundeter hannoverscher Officier hat ihn erkannt. Wir haben das Regiment, von dem der Lieutenant von Iden gefallen ist, benachrichtigt. Der Kammerherr von Iden ist mit seinem Sohne bei dem Sterbenden.“

„O Gott!“ sprach Bodo erschüttert. „Er muß mich sehen, womöglich verstehen. Bitte, lassen Sie mich zu ihm. Oder schadet ihm eine neue Aufregung?“

„Ihm schadet nichts mehr. Auch war er vor Kurzem noch bei klarem Bewußtsein.“

Sie erstiegen die Treppe und betraten ein Zimmer, worin Bett an Bett stand. In dem einen röchelte, in dem anderen schlief ein Verwundeter, aus anderen wurden die Vorbeigehenden neugierig betrachtet. An einem der letzten Betten stand ein schwarz gekleideter Herr und ein junger Officier. Beide sahen vergrämt aus. Ersterer hielt eine Hand des blassen Mannes mit verwildertem blonden Haar, der auf seinem Lager seufzte und die Augen geschlossen hatte. Der Arzt richtete ein paar leise

Worte an den Kammerherrn und den Lieutenant, die Bodo's Verbeugung mit kummervollen Blicken stumm erwiderten. Darauf wandte Jener sich an den Letzteren: „Reden Sie ihn selbst an.“

Bodo trat an Gideon's andere Seite, beugte sich zu ihm und sagte: „Der Assessor Walrab bringt Grüße von Urban's.“

Wie zu neuem Leben geweckt, schlug Gideon die Augen auf und ein tiefes, fast freudiges Ach! kam aus seinem Munde. Er wollte sich aufrichten. Der Arzt unterstützte ihn. Er blickte den Mann, von dem er verzweifelnd geschieden war, angstvoll, fragend an. Dann streckte er ihm zitternd die andere Hand entgegen. Bodo ergriff sie, neigte sich an sein Ohr und flüsterte: „Alle verzeihen.“

„Gott sei gedankt!“ hauchte Gideon und sank, die Augen für immer schließend, zurück. —

Auf dem schönen Kirchhofe über der Stadt haben sie ihn bei den Hannoveranern begraben.



# Morgendämmerung.





Im Schatten der Kastanie auf dem freien Plage seines Blumengartens saß, in Humboldt's Kosmos lesend, der alte Baron von Dietloff. Rundum blühten die hochstämmigen Rosen, die er selbst oculirt. In den Bäumen und Gebüschen ließ sich allerlei Gezwitzcher vernehmen. Uebrigens war es ganz still. Man hätte nicht geahnt, daß diese schöne Insel Alfen voll dänischer Truppen war, deren Verhalten auf die Fortsetzung des Krieges nach dem Waffenstillstande deutete. Aber was vermochten sie? Den Oesterreichern und Preußen mit Waffengewalt zu entreißen, was diese von der Eider nordwärts erobert hatten, daran war nicht zu denken.

Der alte Baron leistete reichlich, was die dänischen Behörden forderten; reichlicher, was den Verwundeten und Kranken nützlich und erquickend sein mochte. Und die Wirthschaftsgebäude auf seinem Landsitze waren voll von Obdachlosen, deren Häuser bei der Beschießung Sonderburgs vernichtet worden. Die Ausführung dieser Pflichten und milden Absichten überließ er jedoch seinem Verwalter und der Frau Hanke, seiner Haushälterin. Er selbst hielt sich abge sondert, vermied die dänischen Be-

fehlshaber und machte sogar, um ihnen nicht zu begegnen, seinen regelmäßigen Spaziergang nach dem, eine halbe Wegstunde entfernten Augustenburger Schloßpark am Abend.

Frühere Schicksale hatten den treuherzigen Mann in einen menschenfeuen verwandelt; nach der politischen Umwälzung von 1848 war er ein Einsiedler geworden. Seine Blumen und Obstbäume, seine theils ererbten, theils auf Reisen vervollständigten Sammlungen, vor allen seine Bibliothek ersetzten ihm den Umgang, wonach er nichtsdestoweniger mitunter verlangte.

Deshalb freute er sich jetzt, als Frau Hanke ihm aus der Gartenthür zurief: „Herr Jensen fährt auf den Hof.“ Er stand auf und ging dem Jugendgenossen entgegen.

„Sieh, Finn! Das machst Du recht,“ redete er ihn an. „Die ganze Zeit hörte ich nichts von Hörnelund.“

„Wir hörten genug hier herüber,“ antwortete lachend der Angekommene. „Das war ein Schießen!“

„Nicht lächerlich —“

„Wir wußten ja, daß Du so sicher warst, wie wir im Norden. Ich sah zu Hause nach dem Rechten, denn meine Leute sind immer unterwegs mit den Fuhren. Die Armee ist am Ende unsere Scheunen und Keller ganz leer. Thut nichts. Noch haben wir 'was, und es wächst wieder.“

Nun tauschten die Freunde aus, was sie während dieser Kriegsmonate erlebt, wobei der von Hörnelund wenig zu erzählen hatte im Vergleich zu dem in der

Mitte der Insel Ansfässigen, welcher die Vertheidigung der Düppeler Schanzen, deren Erstürmung durch die Preußen und alle kriegerischen Vorgänge im Sundewitt und auf Alsen, wenn auch nicht vor Augen, doch in größerer Nähe hatte. Beide vermieden die Politik, denn darin waren sie Gegner, und sie wollten sich nicht streiten. Und wirklich ging es, erst unter der Kastanie, dann am Mittagstisch ohne heftige Widerreden ab, obgleich Jeder seinen Standpunkt wahrte, der Baron, indem er nur deutsch, Jernsen, indem er nur dänisch sprach. Am Schluß aber, als schon gemeldet war, daß Jernsen's Wagen zur Heimfahrt bereit stehe, sagte dieser: „Bald gehen die Deutschen wieder hin, wo sie her sind.“

„Das glaube ich nicht, Finn,“ antwortete Dietloff.

„Was nicht?“ rief Jener. „Nichts geben sie in Kopenhagen nach.“

„Gerade deshalb.“

„Gerade deshalb! Nichts kriegen die Deutschen, dänisch bleiben wir.“

„Augustenburgisch bleiben wir,“ warf der Baron ein.

„Nimm doch Vernunft an, Axel,“ sprach der Däne gemüthlich überzeugend. „1848 fing es ja auch so an.“

„Da behieltet Ihr festen Fuß im Sundewitt. Jetzt haben die Deutschen die ganze Halbinsel, so weit sie wollen.“

„Siehst Du, nicht das ganze Schleswig,“ versetzte Finn guten Muthes. „Alsen haben sie nicht, und Alles verläuft ungefähr ebenso, wie im ersten Kriege. Nur daß die Preußen diesmal den lächerlichen Versuch machten, hierher zu kommen. Schade, daß sie ihn aufgegeben haben.“



„Sicher fühlt Ihr euch doch nicht auf Alsen, sonst hätte man Euere Soldaten weniger Schanzen lassen, die armen Kerls! Das ganze Ufer am Sund mußten sie aufwühlen, eine Schanze über der anderen bauen. Du hast es nicht gesehen. Und das Heranschleppen der großen Kanonen nahm kein Ende.“

„Das mag wohl sein. Keine Maus soll herüber. Man sollte freilich glauben, Kolf Krage, der in der Augustenburger Bucht auf Posten liegt, könnte es allein besorgen. Was ich meine, der Waffenstillstand verläuft wie das erste Mal, nachher bleibt es beim Alten. In Kopenhagen haben sie immer Recht behalten.“

„Unrecht gethan. Der Krug geht zu Wasser, bis er bricht. Der Däne spreizt sich oder steckt den Kopf in den Sand.“

Jernsen sprang auf und ballte die Fäuste. „Axel, Axel,“ stieß er heraus, „nimm Dich in Acht!“ Und da der Genannte ihn ruhig ansah und sich nicht rührte: „Wer schützt Dich und die Deutschen auf der Insel, wenn unsere hohen Officiere weg sind?“

„Wir selbst. Und Du hilfst,“ antwortete Dietloff, dessen Gesicht augenblicklich einen lustigen Ausdruck hatte.

„Wenn ich es wollte,“ sprach Jernsen besänftigt, „ich bin drei Stunden weit weg und habe keine Macht.“

Der Baron versetzte, wieder ernst: „Freilich, lange haben die Dänen abscheulich gehaust. Auch unter ihren Soldaten sieht man rohe Kerls, vor welchen man sich fürchten könnte. Aber die Alsenener Dänen sind besser. Das kommt daher, weil sie so lange augustenburgisch waren.“

„Deinen Freund, den alten Herzog, liebten sie eigentlich nicht.“

„Es war eine rechtschaffene Herrschaft. Und nun will ich Dir sagen: es paßt schlecht zu Deinen weißen Haaren, daß Du die Häuste ballst, wenn Du auch noch stark genug bist.“

Jetzt lachte Finn. „Du hast es an der Länge mehr, sowohl an Körper wie an weißen Haaren. Und früher, weißt Du noch? kriegtest Du mich und Nemilius immer unter.“

Wie von einem Schmerze getrieben, sprang Dietloff auf; seine Stirn runzelte sich in finstere Falten. Der Freund erschrak, reichte seine Hand hin und sagte: „Wir nehmen es ja nicht genau. — Es geht auf den Abend. Adieu! An Dir ist die Reihe. Komm' bald.“ —

Der alte Baron war tief verstimmt. Das Gespräch über die politische Tagesfrage, so zuwider es ihm war, hatte an seinem freundlichen Wesen nichts geändert; die Erinnerung an Nemilius, der ihn schändlich betrogen, schnitt tief in sein Herz. Er hatte diesen, um fünf Jahre jüngeren Bruder zärtlich geliebt, obgleich derselbe Vieles besaß, worauf er hätte neidisch sein können: eine anmuthige Gestalt und lebenswürdige Munterkeit des Geistes, wogegen er selbst mit seinem langen Körper sich unbehilflich fühlte, zu erstem Gespräch mehr als zu leichtem Scherz Neigung und Anlage hatte.

Dreißig Jahre waren seit dem schrecklichen Ereigniß vergangen, und noch zitterte der Greis, wenn er daran dachte. Der Herzog selbst hatte ihm die Braut gewählt. Es waren sonnige Tage. Im Schlosse von Augustenburg

herrschte ein fröhliches Treiben. Hohe Gäste mit zahlreichem Gefolge weilten hier wochenlang. Zu Wagen und zu Pferde durchstreifte man das Eiland; wenig Ruhe hatte der reiche Marstall. In der Augustenburger Bucht lag ein Seeschiff zu Vergnügungsfahrten bereit, die mehrere Male bis auf die schöne Apenrader Föhrde oder durch den Alsfund nach Gravenstein, der anderen lieblichen Besitzung des Herzogs, ausgedehnt wurden. Oder man belustigte sich in dem herrlichen, Abends bunt erleuchteten Augustenburger Park, und gern ruderten die Cavaliere ihre Damen auf dem tiefen, stillen Wasser, welches ihn begrenzt. Musik und Gesang ertönte, und überall waltete der Frohsinn.

Das verhängnißvolle Jahr 1848 machte solchen Lustbarkeiten auf diesem anmuthigen Erdenfleck ein trauriges Ende. Der Herzog mußte den Fürstenthum, von welchem er den Namen trug, für immer verlassen. Die weiten Mauern wurden leer; der mächtige Waldwuchs des Parks breitete sich in unbemessener Ueppigkeit aus; der Blumenflor und die Kunstwerke, welche die Rasenflächen und traulichen Plätze zierten, wurden vernachlässigt.

Trotz dieses unglücklichen Wechsels zog der Ort den alten Dietloff immer wieder zu sich. Fast täglich besuchte er die Stätte seiner Jugenderinnerungen. Ueber das sinnend, was er mit regem Geiste studirt, wandelte er unter den alten Bäumen; mit einem Buche ruhte er auf seinem Lieblingsplatze am Ufer.

Heute starrte er, der schmerzlichen Gedanken nicht mächtig, auf die in der Abenddämmerung leuchtende

Wasserfläche. Was war aus Nemilius, dem schmucken Seeofficier, geworden? Zu jenen Festen kam er von Kopenhagen nach Dietloff's Landsitz. Schnell wurde er der Allbeliebte des Augustenburger Hofes. Der arglose Axel bemerkte die Heimlichkeiten nicht, die ihn bedrohten. Als der glänzende Kreis sich trennte, verließ auch Nemilius die heimathliche Insel, und seitdem waren und blieben er und die Braut verschwunden. Der Bruder hatte seinem treuesten Freunde die Verlobte entführt, das Glück ehrenwerther Familien zerstört. In den Listen der dänischen Marine wurde sein Name gestrichen.

Alle Mühe, den Betrogenen zu trösten, war vergeblich. Endlich beredeten die Freunde ihn, zu reisen. England, Frankreich, Italien, den Orient durchstreifte er jahrelang. Die neuen Eindrücke halfen dem tief Gebränkten, den Kummer zu besiegen und sich an die Vereinsamung seines Herzens zu gewöhnen. Aber oft brach die Wunde wieder auf.

Die Ereignisse des Jahres 1848 trugen ihm, trotzdem sie die herzogliche Familie von Augustenburg vertrieben, den ersten wahren Trost zu: daß Nemilius nicht mehr auf der dänischen Flotte diente, an dem Kriege gegen Deutschland nicht theilnahm. Denn Axel von Dietloff stand nicht nur als Anhänger des Herzogs, sondern auch nach seiner Ansicht vom Recht auf Seite der Schleswig-Holsteiner, die sich von Dänemark losreißen wollten.

Als nach ein paar entscheidungslosen Feldzügen Preußen, aller Opfer ungeachtet, die Herzogthümer im Stiche ließ, der deutsche Bund den unheilvollen Frieden

mit Dänemark schloß und Oesterreich das Land der brutalen Gewalt des Kopenhagener Regiments wieder auslieferte, da wandte Dietloff's Vertrauen sich von den deutschen Großmächten ab. An dem endlichen Siege der gerechten Sache zweifelte er aber nicht.

Schwere Jahre folgten. Das herbste Unglück kam über die Schleswiger, welche auf deutscher Seite gestanden hatten oder dänischen Gewaltthaten sich nicht fügen wollten. Sie mußten, Viele mittellos, auswandern. Der Baron entging diesem harten Loose. Man wagte den Rechtsbruch, ihn von seinem Besitze zu treiben, nicht, weil er noch mächtige Freunde in Kopenhagen besaß. Und auf der Insel schützte ihn sein persönliches Ansehen gegen die rohen Ausschreitungen, welchen Deutsche von geringerer Bedeutung ausgesetzt waren.

Alle verfügbaren Mittel, mehr fast, als er entbehren konnte, verwandte er zur Hilfe der Unglücklichen. So lange sie in Noth waren, schränkte er sich auf das Aeußerste ein; ja, er beschäftigte sich mit dem Gedanken, sein Eigenthum den deutschen Schleswigern zu hinterlassen, scheute indeß jedesmal zurück, wenn er eine Anordnung in diesem Sinne treffen wollte. Aber seine treuen Diener bedachte er vorsorglich, vor allen Frau Hanke, die nicht mehr junge Wittwe eines braven Augustenburger's.

Nach dem Tode des dänischen Königs Friedrich VII., welcher kurz vor seinem Ableben Schleswig durch ein rechtswidriges Grundgesetz vollständig zu incorporiren beabsichtigte, trat, am Ende des Jahres 1863, der Sohn jenes Herzogs von Augustenburg, welcher 1848 die

Herrschaft verloren, als Friedrich VIII. die Regierung Schleswig-Holsteins an. Und abermals verletzten, nach der Ansicht des Barons, die deutschen Großmächte das Recht, indem sie dem Glücksburger Prinzen, welcher Friedrich VII. auf den dänischen Thron gefolgt, die Herzogthümer unter der Bedingung, daß er das Grundgesetz von 1863 aufhebe, zuerkannten. Als dieses nicht geschah, brach ein neuer Krieg aus. Oesterreichische und preußische Truppen schlugen die dänische Armee, welche nur in der verschanzten Stellung auf den Düppeler Höhen hartnäckigen Widerstand leistete. Am 18. April 1864 erstürmten die Preußen diese Schanzen. Während des hierauf folgenden Waffenstillstandes führten die Mächte erfolglose Unterhandlungen mit der verblendeten Kopenhagener Regierung.

Dennoch erwartete der Baron einen glücklichen Frieden. Neues Blutvergießen war nicht zu befürchten. Möchten die Eroberer das Festland noch länger als Pfand bewahren, endlich mußte das erschöpfte Dänemark die Herzogthümer an Friedrich VIII. abtreten. War doch ein anderer Herzog nicht vorhanden. Die Hoffnung hatte Dietloff's Stimmung gehoben; er war ungewöhnlich heiter bis zu dem Augenblicke, wo Jernsen Nemilius nannte.

An diesem Abend wogten alle Erinnerungen in seinem Gemüthe trübe durcheinander, auf und ab. — Die Nacht überraschte, beruhigte ihn. Er horchte. Nichts rührte sich, weder in den Zweigen, noch auf dem Wasser. Nur die balsamische Luft umspielte ihn, leise kühlend. Spät erhob er sich und schritt auf bekanntem Wege seiner Wohnstätte zu.

Still war es am Flensburger Hafen, wo sonst in der Nacht nicht alles Leben ruht und das neue Tagewerk mit der ersten Dämmerung beginnt. Dagegen schallte aus der Stadt ein in dieser Stunde ungewöhnliches Geräusch herunter. Die Morgenröthe vergoldete die bewaldeten Höhen, und auf den Blumen und Blättern der Gärten glitzerte der Thau. Die wenigen Seeschiffe lagen, zu längerer Unthätigkeit festgemacht, wie ausgestorben; kein Bootsruf wurde laut, kein Fischer rüstete sein Fahrzeug. Auf der Förde weit hinaus weder Segel noch Dampferrauch. Preussische Infanteristen, nach und nach eine große Zahl, kamen marschfertig aus den Häusern am Strande und bogen in die Straße zur oberen Stadt ein.

Aus dieser kam raschen Schrittes, in einem schwarzen Hut und Reisemantel, eine junge Dame, mit deren blonden Locken der Morgenwind spielte. Sie ging so stolz, daß die Soldaten ihr auswichen und keiner einen Scherz wagte. Neben ihr ein mürrischer Bursche, unbedeckten Kopfes, in Jacke und blauer Schürze. Die Beiden wechselten kein Wort. Als Erstere das hübsche landschaftliche Bild zu Gesicht bekam, wich der Schatten auf ihrem Antlitz einem freudigen Staunen. Die blauen, bis dahin müden Augen blickten heller, und ein frisches Ach! kam über ihre Lippen. An den Häusern gingen sie entlang, bis der Bursche stehen blieb, eine Hausthür öffnete und hinein rief: „Capitän Hellefen!“

Ein junges Weib, schon ordentlich gekleidet, kam heraus, sah die Fremde verwundert an und fragte den Burschen: „Wa er der?“ Er antwortete in einem aus

Deutsch und Dänisch gemischten, schwer verständlichen Platt, daß die Dame gestern Abend im Gasthose angekommen sei, mit einem Herrn und mehreren Koffern, auf jedem der Name Hamtens. Nach Alsen wollten sie. Der Wirth habe ihnen erklärt, nur Hellefen thäte es, sonst Keiner. Die Dame sei heute früh allein heruntergekommen. Im Hause wären schon alle Officiere auf; der Wirth könne nicht weg und habe ihn mitgeschickt.

Das Weib mochte sich in die sonderbare Begebenheit nicht mischen, wartete eine Aeußerung der Dame nicht ab, sondern kehrte mit den Worten: „Ich will es Vater sagen,“ in das Haus zurück. Unruhig ging die Fremde — sie mochte kaum zwanzig Jahre zählen — auf und ab. Der kurze Freudenschimmer war von ihrem lieblichen Gesichte verschwunden; kummervoll sah sie aus. Den Burschen aber beschäftigten die Trinkgelder, die ihm im Gasthose entgehen konnten. „Ich habe keine Zeit,“ murrte er und sprang davon. Sie erschrak, rief ihm vergeblich nach. So muthig sie war, die Einsamkeit wurde ihr unheimlich.

Da kam der Capitän Hellefen, ein noch sehr kräftiger Mann mit klugen, guten Augen. Die Dame wiederholte ihm in richtigem Deutsch, aber fremdartigem Tone den Wunsch, auf irgend eine Weise nach Alsen zu gelangen. Nachdem er sie eine Weile prüfend angeschaut, rührte sie ihn, so daß er ungern antwortete: „Nach Alsen können Sie nicht und jetzt erst recht nicht, denn der Waffenstillstand geht zu Ende.“

„So nahe und nicht dahin!“ klang es unglücklich aus ihrem Munde. Sie sprach von dem kleinen Wasser,



von guter Bezahlung. Mitleidig versetzte der Schiffer: „Sie wissen hier nicht Bescheid, Madam.“ Ueber ihr Antlitz flog ein komischer, überlegender Ausdruck. „Ich höre an Ihrer Sprache, daß Sie weither kommen. Die Preußen lassen Keinen hin, und die Dänen greifen die Deutschen auf. Es geht nicht.“

„Vater, Vater!“ unterbrach, ihn anstoßend, seine Tochter, die auf die Straße nachgefolgt war. Sie wies auf einen eilig gehenden preußischen Officier, „das ist er!“ und lief dahin. „O!“ rief der Capitän. Er wußte sich nicht gleich in die Lage zu finden, blieb stehen und sah nach dem schlanken Manne, welchem die Kriegstracht gut stand, so abgenutzt sie war. Ein jugendlicher blonder Vollbart umrahmte das wettergebräunte Gesicht, und unter dem Helm blitzten zwei lebhaft Augen heiter, als sei Frohes geschehen oder zu erwarten. Er schien die Frau nicht zu kennen, staunte, als sie ihn anredete, gab ihr die Hand, schüttelte freundlich den Kopf und wollte sich nicht aufhalten lassen.

„Nein, so ist das nicht,“ murmelte jetzt der Capitän, wandte sich dem Nahegekommenen zu, griff nach dessen Hand und sprach: „Herr, Sie haben mein Großkind gerettet, Gott segne es Ihnen!“

Der Officier antwortete, die schöne Fremde erblickend, nichts; freudige Ueberraschung leuchtete aus seinen Zügen. Ihr, von der emporsteigenden Sonne beschienenes Gesicht glühte, wie vorhin das Morgenroth; verwirrt senkte sie die Augen. Auch Helleßen und seine Tochter schwiegen. Da schlug eine Thurmuhr. „Schon vier!“ sagte der junge Mann erschrocken. „Ich muß fort.“

„Können Sie mir nicht helfen?“ klang hierauf die bittende Stimme der Dame. „An diesen Schiffer bin ich gewiesen, und er —“

Hellesen unterbrach sie: „Madam weiß von hier nichts.“ Sie sah ganz unglücklich aus.

„Könnte ich Ihnen helfen!“ fiel er traurig ein. „Ich darf nicht mehr bleiben.“ Und lebhaft die Hand auf die Schulter des Schiffers legend: „Wenn Sie mir danken wollen, so helfen Sie!“ Er grüßte und setzte schleunig seinen Weg fort. Nach wenig Schritten drehte er sich um: „Wo wohnen Sie?“

„Hier,“ antwortete der Capitän und zeigte auf seine Hausthür. Jener grüßte noch einmal und eilte weiter. Die Dame blickte ihm verzweifelnd nach, bis sie Hellesens Worte hörte: „Das ändert die Sach’!“ Ermuthigt, flehend sah sie ihn an. Das junge Weib sprach: „Du mußt es thun, Vater.“ Er stand nachdenklich, wandte die Augen dem Himmel zu, an dem von Süden leichte Wolken aufzogen, und entgegnete seiner Tochter: „Fries in Neufirchen wäre das Einzige. Aber wo ist ein Fuhrwerk dahin? Alle sind bei den Preußen.“

Sie antwortete: „Niß sollte gestern Abend wiederkommen. Er muß fahren, und wenn seine Pferde noch so müde sind.“

Der Vater nickte und versetzte: „Führe die Madam hinein. Ich komme wieder, sobald ich den Wagen habe.“

Die Fremde hatte in ihrer Angst aufmerksam zugehört, das Gespräch verstanden und dabei überlegt, daß ihr langes Ausbleiben Besorgniß erregen, aber auch, daß

die Frau ihr die dankenswerthe That des Officiers wohl am besten erzählen würde. „Kann ich in Ihrem Hause ein paar Zeilen schreiben, und wollen Sie das Blatt in dem Gasthose abgeben?“ fragte sie.

„Das will ich gern thun,“ erwiderte der Capitän, und sie gingen hinein. Gleich vorn auf dem schmalen Flur traten sie in ein Zimmer, welches die Dame an eine Kajüte erinnerte. Wände, Fußboden, die niedrige Decke waren mit glatten Brettern bekleidet, mit heller Delfarbe sauber gestrichen; die Messingschilde an den Thüren und vor einem der Fenster ein Käfig, dessen Bewohner, ein Papagei, die Morgensonne behaglich genoß, blank gepulzt. Daß es das Prunkzimmer des Schiffers war, zeigten auch die Muscheln und andere Curiositäten, welche die Commode und den Secretär schmückten, sowie, mitten von der Decke herabhängend, das Modell eines Schiffes und symmetrisch daneben zwei ungeheure Fische, vor deren Berührung der große Tisch darunter schützte. Seitwärts, vor dem mit schwarzem Haartuche bezogenen Sofa, lag das Fell eines Eisbären, Kopf und Beine ordentlich ausgestreckt.

Die Augen der Dame streiften diese Umgebung, während sie, an dem Tische stehend, aufgeregt und ungeduldig das Papier und Schreibzeug erwartete, welches der Capitän in dem Secretär suchte. Dann schrieb sie so rasch, daß es die Zuschauenden wunderte, einige Zeilen, die sie ihm offen einhändigte. Es war Englisch, was er auch wohl verstanden hätte, aber er sah es gar nicht an, sprach keine Silbe, so wenig wie seine Tochter; denn was geschehen sollte, war ja abgemacht, bedurfte

keiner Worte mehr. Nur daß die Tochter ihm an der Thür noch etwas in's Ohr flüsterte.

Als er hinaus war, setzte die Fremde sich in das Sofa und fragte: „Wo ist das Großkind? Ist es Ihr Kind?“

„Mein Junge. Er schläft. Das war ein Schrecken!“

„Setzen Sie sich doch auch. Wo war er in Gefahr?“

Die Frau ließ sich bescheiden auf einen Stuhl nieder und wurde lebhaft, indem sie erzählte: „Als die Preußen zuerst kamen, wir erwarteten sie gar nicht, Februar, kamen welche auf unserer Straße bei Alnoer hinter den Dänen her, die über dem Wasser in Eekensund Stand hielten und mit Gewehren schossen. Und Rolf Krage schoß mit Kanonen. Da kam ein furchtbarer Knall in ein Haus nicht weit von uns. Es gehörte Verwandten meines Mannes, die ganz dänisch sind. Ich hatte es oft schwer, Frieden zu halten. Und doch schossen die Dänen gerade in das Haus, und es brannte. Im ersten Schrecken lief ich hin. Bald fiel mir der Junge ein, und wie ich in Angst umkehre, wäre ich beinah umgefallen. Da stand er auf dem Acker und freute sich, wie es um ihn fauste und pfiß! Aber gleich sprang ein Preuße hinter dem Knick heraus und lief auch in den Kugelhagel und holte den Jungen und setzte ihn hinter den Knick. Herr Gott! Und wie ich hinkomme, marschiren die Preußen schon weiter —“

Die Andere hatte nur bei einzelnen Stellen aufmerksam zugehört. Die Ortsnamen interessirten sie nicht; was Rolf Krage war, mußte sie nicht. Wohl betrübten sie die Schrecken des Krieges, lebendige Theilnahme zeigte

sie aber nur bei der Erzählung, wie das Kind gerettet wurde, und jetzt unterbrach sie die Redende: „Wie heißt er?“

Die Frau blickte sonderbar auf und fragte fast neckisch: „Mein Junge oder der Preuße?“ Die Fremde wurde sehr roth, weshalb Jene ernsthaft fortfuhr: „Mein Junge heißt Christian. Ehe Sie uns verlassen, sollen Sie ihn sehen. Er ist nun vier Jahre alt. Als das Schießen aufgehört hatte, brachte ich ihn nach Hause und lief nach der Brandstätte, wo nichts zu retten war, weil von dem einen Schuß aus der großen Schiffskanone das Haus zusammengebrochen war. Aber es war Keiner darin. Den Namen des Preußen konnten wir nicht erfahren; denn mein Mann war gleich, als der Krieg anfing und hier nichts mehr zu verdienen war, nach Hamburg gegangen. Da fährt er auf der Elbe. Wo wir fragen konnten, haben wir es gethan.“

Die Thür öffnete sich. Eine alte Frau trat mit einem Präsentirtbrett herein, die junge stand auf, „das ist meine Mutter,“ ging ihr entgegen und nahm die Sachen. Die Alte reichte der Fremden die Hand und sprach: „Guten Morgen! Sie sind gewiß noch nüchtern. Wir haben schon Kaffee getrunken mit unserer Einquartierung. Die Leute mußten früh weg. Gestern Abend kamen sie erst. Die armen Menschen! Nun geht der Krieg wieder an.“ Sie bemerkte den Schrecken der Dame nicht. „Ach, Madam, wann haben wir Frieden?“

Jene, die jetzt Vertrauen gewonnen, hielt es nicht mehr für nöthig, sich die unangenehme Anrede Madam

gefallen zu lassen und antwortete bescheiden: „Ich bin nicht verheirathet, ich reise mit meinem Vater.“

Die Andere hatte den Kaffee eingeschenkt und reichte ihn mit den Worten: „Mir kam es wohl so vor.“ Die beiden jungen Frauenzimmer sahen sich freundlich an, das schöne Mädchen nahm den willkommenen Morgen-trunk dankend und sprach zu der Mutter gewandt: „Ich kenne den Krieg auch, freilich nicht diesen.“

„Ich kenne ihn genug,“ meinte die Alte, indem sie sich auf den Platz ihrer Tochter setzte, die hinausgegangen war. „Sie wissen sich des ersten vor vierzehn und mehr Jahren wohl kaum zu erinnern. So viel junge Menschenleben gehen dabei zu Grunde, und nachher ist das Elend auch groß.“

Die Fremde fuhr mit den kleinen Händen über die Augen, als wolle sie trübe Bilder verscheuchen. Dann sagte sie treuherzig: „Es ist ein Bruderkrieg wie bei uns.“

„Ein Bruderkrieg?“ versetzte Frau Helleßen erstaunt.

„Vater sagt, Dänen und Deutsche seien Brüder, wie bei uns die Bewohner der Nord- und Südstaaten.“

„Ach so. Davon hat mein Mann gesprochen. Sie kommen also aus Amerika. Was da ist, kenne ich nicht; aber Deutsche und Dänen sind keine Brüder.“ Das Letzte sprach sie so ärgerlich, daß ihre Zuhörerin verlegen wurde. „Aber,“ fuhr sie fort, „wenn Sie so weit herkommen, haben Sie wohl Zeit und sollten warten und nicht jetzt nach Alfen fahren.“

„Vater will es. — Ach, wenn er lange auf mich warten muß — käme Ihr Mann doch wieder!“

„Mein Mann thut, was er kann. Ist denn die Mutter nicht mitgereist?“

„Sie ist seit einem Jahre todt.“ —

Die Stille, welche auf diese schmerzliche Erklärung folgte, wurde durch den blondköpfigen helläugigen Christian unterbrochen, der an der Hand seiner Mutter lachend hereinsprang und ohne Scheu nach der fremden Dame hinlief. Sie streichelte ihn, setzte ihn zu sich und ließ sich die wilden Bewegungen, mit denen er ihre Fragen und seine Antworten begleitete, gern gefallen. Während sie allerlei Kurzweil mit ihm trieb, dachte sie an den jungen, hübschen Krieger, welchem sie die Hilfe verdankte, die sie hier fand, und der fromme Wunsch erfüllte sie, daß er gesund bleiben möge. Von der Kriegslage hatte sie nicht die geringste Vorstellung. Was sie unterwegs von dem Vater und Anderen gehört: daß hier das Blutvergießen zu Ende, hatte sie als gewiß angenommen bis zu dem Augenblicke, als Frau Hellefen sagte, der Krieg fange wieder an und koste viele Menschenleben. In Deutschland angekommen, hatte der Vater Erkundigungen eingezogen und darauf versichert, daß sie auf Alfen persönlicher Kriegsgefahr nicht ausgesetzt seien. Der junge Mann aber, dachte sie jetzt, wird anderswo in Gefahr kommen. — Nach Hellefen's Wohnung hatte er gefragt. Wenn er hierher käme, sollte er wenigstens ihren Namen erfahren und daß sie keine Madam sei. Sie zog ein zierliches Büchlein aus der Tasche und reichte es Christian's Mutter. „Schreiben Sie Ihren Namen mir zum Andenken hinein, und ich schreibe meinen auf das Papier, was da noch liegt, und, sobald ich kann, schreibe ich Ihnen einen Brief.“

„Das wäre uns recht lieb,“ sagte die Alte, und die Tochter schrieb in das Buch: Karoline Gjelrup, die Fremde aber auf das Papier: Miss Katherin Hamkens.

Da trat Capitän Hellefen ein: „Herr Hamkens schlief noch,“ fing er an. „Den Zettel habe ich dem Wirth gegeben.“ Und mehr zu den Seinigen: „Die meisten Preußen sind weg. Das Fuhrwerk kann ich kriegen. Reiß holt es, wenn ich es ihm sage. — Nun will ich Sie nach Hause bringen, Madam. Halten Sie es nicht für ungut. Wenn Herr Hamkens noch schläft, warte ich; aber erst will ich mit ihm selbst sprechen, denn es ist eine gefährliche Sach’.“

---

Preußische Truppen, die während des Waffenstillstandes in weitläufigere Cantonnements vertheilt gewesen, zogen wieder nach dem Sundewitt. In der Marschcolonne des Regiments neben seiner Compagnie ritt der Hauptmann Weber. Er freute sich, daß der halbe Zustand zwischen Frieden und Krieg, worin einer unbehaglichen Gegenwart die Würze spannender Stunden und muthiger Thaten fehlt, ein Ende hatte. Zwar wurden seine Augen, indem sie die Reihen der Mannschafft durchmusterten, wehmüthig; denn Viele, die er vermisse, lagen unter der Erde der Düppel-Berge. Aber das ist der Krieg. Seine Compagnie hatte sich ausgezeichnet. Und als er sich jetzt an der Seite des Lieutenants von Einhard befand, wurde er wieder fröhlich. Den unermülichen, immer lustigen Einhard, der sich überall zurecht fand, in jeder Gefahr voran und der Erste in der feind-



lichen Schanze gewesen war, schätzte er ganz besonders. „Auf dieser Chaussée marschiren wir zum dritten Male,“ fing er an. „Man sollte auf dem Sandboden nicht glauben, daß eine fruchtbare Küste so nahe ist. Die lange Halbinsel ist so mager auf dem Rücken, wie fett in den Flanken.“ Da der Lieutenant schwieg, fuhr er, einen verwunderten Blick auf ihn richtend, fort: „Freilich kann man Letzteres von dem Sundewitt, der uns heute wiedersehen soll, jetzt nicht rühmen.“ Nach einer kurzen Pause rief aus der Truppe eine jugendliche Stimme: „Da kriegen wir die eiserne Portion zu.“ Die Füsiliere lachten über diese Anspielung auf die wohlbekanntes Geschosse der dänischen Land- und Schiffs-Kanonen. Der Hauptmann nickte mit vergnügtem Gesicht. „Hillebrand,“ sprach er und trabte weg.

Bei seinem anderen Officier, dem Premier-Lieutenant von Lenghof angekommen, fragte er: „Was ist dem immer schlagfertigen Einhard widerfahren? Er ist auf einmal stumm geworden. Er hat doch keine schlechte Nachricht von Haus?“

„Das kann er nicht,“ antwortete Lenghof, „gestern Abend war er so lustig wie gewöhnlich.“

„Es ist aber 'was passirt.“

Dem Lieutenant von Einhard wollte die schöne Dame nicht aus dem Sinn, die er in der Morgenfrühe gesehen hatte. Sie that ihm leid. Zum ersten Male verdroß ihn der Dienst, weil dieser sein längeres Weilen nicht gestattete. Gern hätte er ihr beigestanden. Wie kam es, daß sie bei Sonnenaufgang allein am Hafen war? Warum befand ihr Mann sich nicht bei ihr?

Eine Reisende schien sie zu sein. Wie hieß sie? Wie hieß der alte Schiffer? Nicht einmal nach dessen Namen hatte er gefragt. Und jetzt sang die Mannschaft. Er war ärgerlich.

Das Regiment bog von der Chaussee ab, um auf dem Unger zu ruhen. Die Gewehre wurden zusammen-  
gesetzt. Einhard ließ seine Leute noch nicht auseinander-  
gehen. „Wer hat diese Nacht bei einem Schiffer am  
Hafen Quartier gehabt?“

Viele traten vor. Er ärgerte sich über seine Frage.  
„Ich meine einen alten Schiffer mit einer Tochter und  
einem Großkinde.“

„Hier, Herr Lieutenant!“ Andere meldeten sich  
ebenfalls, von denen Einer sprach: „In unserem Quartier  
war eine junge Frau, die sagte, ein Preuße hätte ihr  
Kind gerettet und —“

„Die meine ich. Wie heißen die Leute?“

„Helleßen,“ antwortete Einer; „Gjelrup,“ ein Anderer.

„Nein, Capitän Helleßen heißt der Alte.“

„Woher weißt Du das?“

„Eine Frau kam gestern Abend aus der Stadt, die  
fragte nach der Frau von Capitän Helleßen. Das war  
die alte; Gjelrup, so heißt die junge.“

„Ja, so ist es,“ bestätigten Andere.

„Gut. Geht hin,“ sagte der Lieutenant zufrieden.  
Er schrieb die Namen in sein Taschenbuch und ging zu  
den Kameraden des Bataillons.

Der Major, welcher schon 1848 den Krieg in diesem  
Lande mitgemacht hatte, äußerte sich über die Danisirung  
Schleswigs, die ihm gestern wieder in Flensburg auf-

gefallen war, wo damals das jetzt fast verschwundene deutsche Element vorherrschte, und meinte, umgekehrt bringe, wie der preussische Theil des ehemaligen Polens zeige, der biedere, gutmüthige Deutsche trotz besserer Verwaltung seine Nationalität nicht so schnell zur Geltung.

„Was wird überhaupt aus Schleswig?“ fragte der Hauptmann Weber. „Was heißt den Krieg wieder beginnen, wenn nichts mehr zu bekriegen ist.“

„Ich wollte, wir versuchten es noch 'mal mit Alsen,“ antwortete der Major. Seine Officiere gaben ihre Zustimmung, einige mit zuversichtlichen, andere mit zweifelnden Mienen kund. „Das wäre 'was!“ rief Weber aus. „Aber seit unserem Versuch, hinüberzuschiffen, haben die Dänen sich vorgeesehen.“

„Einhard sagt, wir kämen hinüber,“ hörte man aus dem Kreise.

„Die Dänen haben sich längs des Sundes noch stärker verschanzt,“ sprach Einer.

„Thut nichts!“ rief Weber. „Sollen wir hinüber, so kommen wir hinüber.“

Diese Meinung fand Beifall und würde zu weiteren Erörterungen geführt haben, wäre nicht der Adjutant vom Befehlsempfange zurückgekommen. Er brachte die Quartiervertheilung mit dem Zusatz: „Von Ulberup nehmen die Compagnien einzeln den nächsten Weg.“

„Schyllgaard,“ wiederholte der Hauptmann, als er den Ort für die Compagnie gehört hatte und griff nach seiner Karte. „Schlecht, aber besser als die ausgebrannten Dörfer.“

„Da können wir geradedurch marschiren,“ bemerkte Einhard.

„Woher wissen Sie das? Wir sind ja nur einmal von der anderen Seite hingefommen.“

„Bei den Knechten war einer aus Ulderup, den fragte ich.“

Sie hörten den Befehl: „An die Gewehre!“ — „Werden sehen, ob Sie recht haben,“ sagte der Hauptmann. Das Regiment setzte sich wieder in Bewegung.

Nach langem, heißem Marsche gelangte es in das enger bebaute Terrain, wo zwischen dicht und hoch belaubten Knicks die schmalen, schwülen Wege in vielfachen Krümmungen sich durch das fruchtbare Land wanden. Endlich war Ulderup erreicht, und hier schlug Weber's Compagnie die Richtung ein, welche Einhard bezeichnet hatte. Durch die Einfahrten in den Knicks marschirte sie über unbestellte Acker und heerdenlose Weiden auf dem wellenförmigen Boden hinauf, hinab. Außer diesen preußischen Soldaten war kein Mensch zu sehen. Nach und nach verstummten die Scherze, nur der Spielmann Hillebrand und Einhard's Bursche, Füsilier Bachmann, ließen sich zuweilen noch vernehmen. Uebrigens war es ganz still. In den Gründen sah man nichts als das Feld, worauf man ging, und den graublauen Himmel; auf den Höhen ein paar kurze, stumpfe Kirchtürme, herumliegend einzelne Gehöfte. Auf den höchsten Punkten erblickte man den Wasserstreifen, welcher Alsen von dem Festlande trennt.

So kamen sie nach dem kleinen Gute Schyllgaard. Die dänischen Bewohner hatten es verlassen; in den

Stuben waren noch einige Möbel; Scheunen, Ställe, Hühnerhof leer, auf einem Boden noch etwas Stroh, welches zum Lager dienen konnte. Bald schliefen fast Alle, auch der Hauptmann und der Premier-Lieutenant. Draußen überwachte Einhard den Empfang der Lebensmittel und die Bereitung der Küche. Dann legte er sich in das Gras unter einen Baum, an das Erlebte denkend, bis auch er schlief.

Gegen Abend weckte ihn der Lärm mehrerer Stimmen. Er sah ein Mädchen an sich vorbei in's Feld laufen, hinterher sein Bursche Bachmann, dann andere Jüsilere. Er stand auf und beobachtete die wilde Jagd. Das Mädchen war ungemein flink, und Bachmann suchte die anderen Verfolger aufzuhalten. Der Premier-Lieutenant von Lenghof kam hinzu. „Wo kommt das Mädchen her?“

Jetzt lachte Einhard. „Es ist ja Hillebrand. Bachmann steckt mit ihm durch. Die Kerls sind blind.“

„Weil sie verliebt sind. Das sind Sie also nicht.“

„Was meinen Sie?“

Der verkleidete Hillebrand lief in einem Bogen nach dem Hofe zurück, wo er sich ergreifen ließ. Ein großes Gelächter brach aus. Die Beiden gingen auch hin. Er sah wirklich allerliebste aus. „Bring nachher die Sachen aber ordentlich wieder hin, wo Du sie gefunden hast,“ sagte Einhard. Der Hauptmann kam heraus und freute sich ebenfalls über den Spaß. Dann spazierten die Officiere vor dem Hofe auf und ab, und nun begann Lenghof neckisch: „Sie fragten vorhin, was ich meinte. Mit Ihnen ist seit gestern Abend eine Aenderung vorgegangen.“

„War ich zerstreut?“

„So als hätten Sie in ihrem Quartiere eine schöne Bekanntschaft gemacht.“

„Das nicht,“ erwiderte Einhard mit dem Ausdruck seines offenen Wesens; „aber ich will nicht leugnen, daß ich nachdenklich war. Ich begegnete heute früh einer jungen Dame, die ganz allein und anscheinend fremd, in Noth war. Nicht in Noth, in Herzensangst. Und dabei so muthig, wie nur die reinste Tugend sein kann. Es war mir peinlich, ihr nicht helfen zu können.“

„Traurig ist so 'was,“ sagte der Hauptmann. „Was soll aus diesem Kriege noch werden? Und wenn wir die Dänen klein haben, was dann?“

„Dann wird Schleswig deutsch,“ meinte Lenghof.

„Was ist deutsch?“ fragte Einhard.

„So jung Sie sind, Sie haben recht,“ fiel Weber ein. „Was ist deutsch? Bundesdeutsch? Großdeutsch? Alles nichts. Augustenburgisch? Noch weniger. An der Grenze muß eine nahe, starke Hand regieren.“ —

Vögel hufchten in das Gebüsch. Davon bewegten sich die Blüthen der wilden Rosen. Lenghof beobachtete dies und sagte: „Wie ruhig die Luft ist.“

„Der Himmel hat sich bewölkt,“ bemerkte Einhard. Der Hauptmann aber sprach: „Lassen Sie uns hineingehen, es ist Essenszeit.“

Während sie sich die Feldkost wohlschmecken ließen, kam eine Regimentsordonnanz mit einem Briefe an den Compagnie-Chef. Weber erbrach ihn, las ihn, ohne nach seiner Meinung eine Miene zu verziehen, quittirte auf dem Couvert und entließ die Ordonnanz. Dann aß er

schweigend weiter und schien zufriedener als vorher. Auch nachdem der Tisch abgeräumt und der aufwartende Bachmann hinausgegangen war, sprach er nicht. Einhard fing an: „Was mag aus den hundertundfunfzig Rähnen geworden sein, die für den Uebergang bei Ballegaard über Land herbeigeschafft wurden?“

Der Hauptmann sah verwundert auf, entfaltete den Brief und las mit erregter Stimme: „Diese Nacht um 12 Uhr steht das Regiment auf dem Nordfelde bei Schyllgaard.“

„Wir sollen die Dänen überfallen, wir sollen hinüber!“ rief Lenghof.

„Ohne Zweifel!“ versetzte Jener lebhaft. „Ein Wagniß sondergleichen. Welches Glück, dabei zu sein! Die herrlichste Waffenthat, wenn sie gelingt!“

„Die Nacht wird dunkel, Wind hatten wir nicht, das Wasser muß ruhig sein,“ sagte Einhard gelassen.

„Alles günstig! Daran scheiterte es damals,“ sprach Weber.

„Wie viel Mann bringen wir in einer Fahrt hinüber?“ fragte Lenghof.

„Thut nichts!“ meinte Ersterer. „Da wir so spät beordert sind, soll es diesmal wahrscheinlich hier in der Nähe am schmalen Grunde versucht werden. Da kommen die Schiffe schnell hin und her.“

„Auf Ueberraschung kommt es an,“ äußerte Einhard. „Wir müssen die ersten Schanzen haben, ehe der überlegene Feind zur Besinnung kommt.“

„Richtig! Alles wird so wohl überlegt sein, wie

der Anfang heimlich eingeleitet ist. Nichts gesagt bis 11<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr. Dann lassen wir antreten.“ —

Bei Satrup am Ufer des Alsenfundes entwickelt sich im Finsternen ein lebendiges, geräuschloses Treiben. Man hört kein Wort, man sieht keinen Lichtschein. Die Pontoniere rüsten die Boote, die versteckt auf dem Lande liegen. Infanterie, für die erste Fahrt bestimmt, dabei Weber's Compagnie, zieht durch den Wald an die befohlenen Plätze. Eine Viertelstunde vor 2 Uhr ist Alles bereit. An jedem Fahrzeuge steht die Mannschaft, ein Theil das Zugtau in der Hand, bei Einhard's Boot der Spielmann Hillebrand voran, die Anderen längs der Seiten zum Schieben. Ringsum lautlose Stille. Den Tapferen schlägt das Herz stärker; sie warten ungeduldig der nächsten entscheidenden Zeit. —

Da vernehmen sie den leisen Ruf: „Vorwärts!“ Und die dunkelen Haufen gleiten vor, an das Wasser. Ein Boot nach dem anderen schwimmt, weiter wird es geschoben; über die Hüften reicht die grau schimmernde Fluth. „Einsteigen!“ Die Pontoniere setzen die Ruder ein und führen den Kahn mit kaum hörbaren Schlägen dem Ziele entgegen. Die Anderen spähen nach der aufdämmernden Insel. Die kurze Nacht geht zu Ende. Man erkennt allmählich die Batterien, die Laufgräben.

Jetzt ein Aufblitzen dort, dort, ein großer Feuerchein, ein Knall. Gewehrflugeln pfeifen vorbei; Kartätschen prasseln in das Wasser. „Hurrah!“ rufen tausend Stimmen aus allen Schiffen. Und lauter rudern die Pontoniere.

Schnell folgen sich die Schüsse. In Einhard's



Boote sinkt ein Pontonier tödtlich getroffen vornüber; sein Blut bespritzt die Gefährten. Ein Füsilier nimmt den Platz des Sterbenden ein und rudert statt seiner. Ein Granatstück durchschlägt die Bootswand; die vorbereiteten Mittel genügen nicht, das einströmende Wasser zu hemmen. Hillebrand zieht seinen Rock aus und verstopft damit das große Leck; dann schöpft er das Wasser mit seinem Kochgeschirr aus. Der mitten im Boote stehende Lieutenant ruft ihm, ohne den Blick von dem nahen feindlichen Lande zu wenden, lobende Worte zu. Ein Füsilier wäscht die Streifwunde seiner Backe mit dem Wasser im Schiffsboden.

Ein dänisches Feuerzeichen leuchtet auf, ein zweites, drittes, weithin. Das Gewehrfeuer wird stärker, und von beiden Ufern donnern die Kanonen.

Die Boote stoßen auf den Grund. Durch das Wasser nach dem Ufer stürmen die ersten Preußen, die Ufen erobern wollen.

---

Aemilius von Dietloff war mit der Braut seines Bruders nach Amerika entflohen und hatte unter dem Namen Hamkens im Westen der Vereinigten Staaten eine Farm erworben. In dem Maße, als die Leidenschaft der Verliebten abnahm, gewann ihr schlechtes Gewissen die Oberhand. Die Vormürfe, welche ein jeder Theil sich selbst zu machen hatte, machten sie einander, und in der Uneinigkeit ihres Zusammenlebens quälte die Reue, das Heimweh sie um so heftiger. Mrs. Hamkens starb bei der Geburt eines Sohnes.

Nun ging in dem unglücklichen Manne eine heilsame Wandelung vor. In der Einsamkeit der Verzweiflung nahe, erwachten die besseren Fähigkeiten, womit Natur und Geistesbildung ihn ausgerüstet hatten. Sein selbstverschuldetes schreckliches Loos sollte ihm Buße werden. Er widmete sich der Verbreitung von Rechtsschaffenheit und guter Sitte unter den Ansiedlern dieser Colonie, welche fast noch Wildniß war. Das Leben hatte für ihn keinen Werth; um so weniger schreckten ihn die Gefahren, vor denen Andere scheuten. Indem er sie zum gemeinschaftlichen Nutzen bestand, gewann er ein solches Ansehen, daß ihm selten Jemand widersprach. Hierdurch gewöhnte er sich den starren Willen an, welcher den einmal gethanen Ausspruch festhält. Das machte ihn zu einem unangenehmen Gesellschafter; wer seiner nicht bedurfte, mied ihn.

Während der finstere Sonderling für Fremde unermülich aufopfernd war, bekümmerte er sich um Boye, seinen Sohn, wenig. Dieser Besitz milderte das Gemüth des hart gewordenen Mannes nicht. Der Knabe erinnerte an die Mutter, obgleich sein mit dicken, brandrothen Haaren bedeckter Kopf häßlich war. Der Vater mochte ihn nicht sehen, war auch, von unruhiger Thätigkeit getrieben, wenig zu Hause. Boye wurde sobald wie möglich zum Schulbesuch einer Anstalt der nächsten Stadt übergeben, wo man ihn nicht besser erzog, als vorher von Dienstleuten der Farm gesehen war.

In dieser Stadt lernte Hamkens eine deutsche Wittwe kennen, zu der er eine wahre Neigung faßte und die als seine zweite Frau mit ihrem vierjährigen Sohne in sein

Haus zog. Ihre Frage nach seiner Herkunft wollte er nicht unwahr beantworten; ihr vertraute er seinen richtigen Namen an, und daß er durch seine Schuld von dem Bruder geschieden sei. Darauf schwieg sie. War man doch in diesem Lande an verunglückte Existenzen gewöhnt, und Hamkens hatte sich unter seinem jetzigen Namen lange bewährt. Ihr treuer, frommer Sinn gab ihm neue Lebenslust. Er hielt seine Schuld für gesühnt, und als sie ihm eine Tochter schenkte, empfand er Freuden wie nie zuvor. Jahre, viel glücklicher, als er je gekannt und erwartet, folgten. Sein Hauswesen, mit dem von der Herrin vorsichtig gewählten deutschen Gesinde, wurde ihm so behaglich, daß er es selten verließ und deutsche Sitte und Sprache gern zu der seinigen machte.

Die gute Frau wollte gegen ihren Stieffohn, über den immer mehr Klagen laut wurden, so wenig wie ihr Mann gegen den seinigen, eine Pflicht versäumen und bestand darauf, daß Boye, als er fünfzehn Jahre alt war, in das väterliche Haus zurückkehre. Es war zu spät, die Mühe, welche sie ihm zuwandte, vergeblich. Als wolle der Sohn die Schuld des Vaters rächen, zeigte er alle Eigenschaften, welche dieser haßte: Trägheit, Herzenshärte, Unwahrheit, Jähzorn. Selbst gegen die allerliebste Katharina war er so unfreundlich, daß sie sich vor ihm fürchtete. Trotz Allem behielten die Eltern Geduld mit dem Störenfried, sogar als seine Entfernung unvermeidlich schien. Er mißachtete und mißhandelte das Gesinde, wurde von diesem gehaßt, und ein Knecht, dessen Mädchen er nachgestellt, hätte ihn beinahe erschlagen.

Die große Narbe auf der Stirn, welche er von dieser Verwundung behielt, machte sein Gesicht noch abschreckender.

Wieder gingen in Angst und Sorge, welche er verursachte, ein paar Jahre hin. Da entdeckte sein Vater einen Diebstahl an der Cassé, und anderen Morgens war Boye nirgends zu finden. Alle Nachforschungen blieben erfolglos. Erst nachdem der Verschwundene für todt erklärt worden, kam das Gemüth der Eltern zu einiger Ruhe.

Als demnächst der Sohn von Frau Hamkens in die Militär-Akademie von West-Point eingetreten war, widmeten sie alle Sorge der Erziehung ihrer Tochter. Die Ansiedelung, in der Hamkens bereits zwanzig Jahre lebte, hatte sich auf das Vortheilhafteste entwickelt. Gebildete Deutsche, welche die Umwälzung von 1848 aus der Heimath getrieben, waren zugezogen. Auch tüchtige Lehrerinnen fanden sich. So erwuchs Katharina unter Verhältnissen, in denen sich Cultur und Ursprünglichkeit sonderbar mischten, an Geist und Körper gleich kräftig, zu einer schönen, eigenthümlich reizenden Jungfrau.

Abermals folgte eine schwere Zeit. Katharina mußte ihre Mutter in einer langen Krankheit pflegen, deren Folgen noch nicht überwunden waren, als der Seecessionskrieg die Vereinigten Staaten erschütterte. Viele Unglücksnachrichten liefen ein. Frau Hamkens litt unter der Angst um ihren mitkämpfenden Sohn. Dazu kam die Trennung von befreundeten Familien, die nach Deutschland zurückkehrten, welches die Amnestie ihnen wieder geöffnet hatte.

Und bald trat das Schlimmste ein. Der Sohn war am Black-River gefallen. Mit ihm entchwand die Hoffnung, an der sie sich immer aufgerichtet: daß er die Stütze seines alternden Stiefvaters, der Schutz Katharinens werde. Das tiefe Weh, die Angst um die Zukunft derer, welche ihr noch geblieben, zehrten an ihren letzten Kräften. Nun trat auch ihres Mannes Schuld schreckhaft vor ihre Seele. Auf heimlichen Umwegen brachte sie in Erfahrung, daß sein Bruder noch lebe. Immer dringender sprach die Kranke von Versöhnung, bis er ihr gelobte, eine solche zu versuchen. Und als sie den Tod nahe fühlte, bat sie, daß er mit der Tochter allein nicht in der Colonie bleibe, sondern das Kind zu ihren Verwandten nach Deutschland bringe. —

Es ging auf Mittag, als der Wagen Hensburg verließ und ostwärts in die Landschaft Angeln fuhr. Capitän Hellefen saß bei Riß, dahinter unter einem Verdeck die Amerikaner, wie Ersterer sie nannte. Hamkens sah trotz seiner dichten, wenig ergrauten Haare, lebhaften Augen und energisch geschlossenen Lippen älter aus, als er war. Seine Züge verriethen tiefen Gram, quälende Unruhe; seine Gestalt sank wieder zurück, wenn er sie zum Ausblicken kaum erhoben hatte. Er war haltlos, unsicher geworden.

Auf dem Meere, dem ehemals von ihm so sehr geliebten Elemente, waren die Erinnerungen seiner Jugendzeit erwacht. Als er das europäische Festland erreicht, riß das Heimweh ihn so überwältigend fort, daß er beschloß, die schrecklichen Zweifel gleich zu lösen. Nicht einmal einen Brief an den Bruder wollte er voran-

schicken. Der konnte verloren gehen oder, gelesen, mit Verachtung weggeworfen werden. Plötzlich, selbst, so bald wie möglich wollte er zu dem Betrogenen sprechen. Aber noch brachte er gegen seine Tochter nicht mehr über die Lippen, als daß eine wichtige Angelegenheit ihn zwingt, zuerst nach Alsen zu reisen, weshalb sie zu ihren Verwandten vorausfahren möge. Sie war jedoch ebenso entschlossen wie er und erklärte, ihn nicht zu verlassen.

Mehr von seinem Seelenzustande, als von der Reise ermattet, war er nach Flensburg gekommen. Er kannte in dieser, ihm ehemals so vertrauten Stadt keinen Menschen, und Niemand kannte ihn. Freilich sah er nicht mehr aus wie vor dreißig Jahren. Selbst der Bruder würde ihn nicht erkennen. Das war schmerzlich und zugleich tröstlich; denn auch alte Kameraden, wenn solche noch lebten, würden nicht ahnen, welche Schande dieser Mann auf ihre Uniform geworfen.

In Flensburg zuerst trat ihm der Kriegszustand vor Augen. Jedoch hielten Alle, die er sprach, ehe Hülfe kam, das Innere von Alsen für sicher. Sonderburg dagegen nicht. Das sei zwar schon niedergebrannt, auch das beste Gasthaus darin; aber die Preußen könnten immer wieder hineinschießen. Hamkens meinte indes, weil sowohl er wie Katharina rüstige Fußgänger waren, ohne Aufenthalt weiter zu kommen. Was könnte die Dänen veranlassen, Amerikaner festzuhalten? Das große Gepäck sollte in Flensburg bleiben.

Er war am Abend so unruhig, langen Schlafes so

bedürftig, daß Katharina beschloß, den ihr empfohlenen Capitän Helleßen in aller Frühe allein aufzusuchen.

Erst die Rathschläge dieses kundigen Mannes, die Gefahren, denen Katharina ausgesetzt wurde, machten den Vater unschlüssig. Nur einen Augenblick; denn gleich fand er in ihrer Erzählung des Zufalls, welcher den Willen des Schiffers gewandt, eine Fügung, eine gute Vorbedeutung und glaubte nunmehr, daß Katharina's Begleitung nützlich sein werde. Könnte er selbst den Bruder nicht erweichen, so vermöge sie es vielleicht. —

Die Vier auf dem Wagen redeten wenig, die Amerikaner, Helleßen's Anweisung folgend, nur englisch; für alle Fälle sollte nichts Deutsches an ihnen bemerkt werden. Die vorn wechselten ab und an eine Bemerkung in dänischem Platt, wovon Katharina nichts verstand. Aber Nemilius! Wie lange hatte er diese Sprache nicht gehört! Auch der Blick auf die anmuthige Landschaft ergriff ihn. Dort, nicht weit, lag Glücksburg, wo er vor dreißig Jahren fröhliche Stunden verlebt. Nichts außer ihm schien verändert.

Katharina war beruhigt, als sie nach peinlichem Aufenthalt endlich wieder unterwegs nach dem Ziele waren, welches ihr Vater durchaus erreichen wollte, und hatte Freude an dem dicht bebauten Lande, welches vom Kriege unberührt schien. „Ein hübsches Land,“ sagte sie.

Er wiederholte: „O, ein hübsches Land!“, schloß die Augen und lehnte sich zurück. Sie that das Gleiche, schlief ein und schlief fest, bis ein stärkeres Rasseln des Wagens sie weckte. Sie hielten in der überwölbten Einfahrt des Krugs von Neufkirchen.

Nun spielte der Capitän mittelst seines gebrochenen Englisch den Dolmetscher zwischen den Amerikanern und den deutschen Wirthsleuten, und als er sie darauf verlassen, um mit dem Schiffer Fries Rücksprache zu nehmen, saßen Vater und Tochter schweigend in der Gaststube. Bis Hamkens, weil Jener lange fortblieb, unruhig auf und ab ging. — „Der Schiffer wird thun, was der Capitän will,“ sagte sie. — „Ich hoffe es.“ — „Wäre es nicht besser, wir gingen hinaus?“ — „Er muß uns hier finden.“ — „Wir können ihn ja vor dem Hause erwarten.“ — „O nein. Ich möchte an den Strand, aber das ist zu weit.“ — „Woher weißt Du das? Hast Du das Meer hier schon gesehen?“ Er antwortete nicht, und sie schwiegen wieder, bis endlich Hellefen kam.

„Wir können fahren, aber erst, wenn es dunkel wird,“ hob er an. Bei den letzten Worten erschraf Katharina etwas, ihr Vater dagegen sagte: „Gut.“ — „Fries hat Nachricht,“ fuhr der Capitän fort, des Mädchens Schrecken bemerkend. „Bei Tage thun wir es nicht. In der Nacht bringen wir Sie wohl irgendwo nach Ufen hin, aber an Land geht Fries nicht und“ — er zögerte etwas — „ich darf es auch nicht. Ich sage noch einmal, geben Sie es auf.“

„Vater, Du allein mit mir in der Nacht!“

„Recht, Mamsell, es ist nichts.“

Lebhafter, als er sonst zu sprechen pflegte, versetzte Hamkens: „Wir haben Südwind und können uns an der Küste von Brocker halten.“

Hellefen sah ihn verwundert an: „Sie wissen ja gut Bescheid.“



Der Andere fiel ihm ungeduldig in's Wort: „Ich kenne die Karte. Die Dänen sollen nirgends als auf Alsen und dem Wasser sein. Dann ist zuerst keine Gefahr. Schlimmsten Falls landen wir an der Halbinsel. — Aber das Schiff will ich sehen.“

„Ich habe es einmal zugesagt,“ entgegnete der alte Schiffer verstimmt. „Das Schiff ist das einzige, was zu haben ist, und auch nur durch Zufall, weil es unterwegs war, als die anderen weggeholt wurden. Es ist gut. Das verstehe ich. Wenn Sie es aber sehen wollen, so kommen Sie mit.“

Nun gingen sie an den Strand. — Hier mußte der ehemalige Seeofficier die Lippen zusammenpressen, damit kein Laut seine Ortskunde, seine Erregung verrathe. Das war die Ostsee, die er so oft befahren! Da die Spitze jener Halbinsel, welche vom Sundewitt südwärts die Flensburger Förde begrenzt. Nur ein paar Seemeilen ist es dahin. Oben der Doppelthurm des Kirchdorfs Brocker, das weit kenntliche Zeichen. Dort, seinen scharfen Augen deutlich sichtbar, die nächste Küste von Alsen! Sogar das Süderholz bei Sonderburg erkannte er wieder. Nach der dänischen Flotte spähte er, sah aber kein Schiff. Das Meer war von der Brise leicht gekräuselt, und nichts in der Luft kündigte eine Störung an.

Im kleinen Hafen lag das Boot, dem er seine Tochter anvertrauen mußte, wenn er die Fahrt ausführen wollte. Fries, ein kräftiger Mann, war darin beschäftigt. Er besserte wohl die Mängel aus, welche das lange nicht benutzte Küstenschiff haben mochte. Er nickte bloß,

als die Ankommenden ihn begrüßten. Hamkens sah eine Weile der Arbeit zu, dann stieg er zu ihm hinunter, warf einen Blick in die kleine Kajüte und betrachtete Planken und Segel. Helleßen sprach dänisch zu Fries: „Ich glaube, er ist ein alter Seemann.“ Fries sagte nichts und arbeitete weiter. Hamkens aber trat, als er die Bemerkung gehört, aus dem Schiff und bat den Capitän, das Weitere abzumachen. Er wolle fahren.

Am Strande gingen er und Katharina bekümmert auf und ab. Sein Zustand schmerzte sie, und es schien ihr unrecht, daß sie dabei so viel an den jungen Preußen dachte, ohne den sie wahrscheinlich nicht in dieser schweren Lage wären und dessen sie sich dennoch so gern erinnerte. Es war das erste Geheimniß, was sie vor dem Vater hatte, der ihr auch etwas verbarg; sie glaubte, ebenfalls zum ersten Male. „Lieber Vater,“ begann sie endlich und blickte ihn zärtlich an, „Du bist so unruhig, ich habe Dich noch nie so gesehen. Was hast Du? Sage es mir. Du quälst mich.“

„Ach Kind!“ — klang tief unglücklich die Antwort. Hatte er doch gerade überlegt, ob er ihr jetzt nicht Alles offenbaren müsse. Da sah er im Geiste den zürnenden, alt gewordenen Bruder, der zitternd die ihm entgegen-gestreckten Hände zurückstieß. O, Gott! Weshalb die Tochter an solchem Schmerze theilnehmen lassen? Allein wollte er die Entscheidung hören. Je nachdem sollte Katharina nichts oder Alles erfahren.

Sie wollte ihn erheitern. „Dieses Meer mag ich leiden,“ sprach sie nach einer Pause. „Man kann darauf wohl nicht so weit fahren, daß man kein Land sieht?“

„O doch,“ erwiderte er gedankenlos. „Auch Stürme, schwerer als Du auf dem Ocean erlebt, gibt es auf diesem Wasser. Es hat gefährliche Stellen, im Sunde und oben bei Skagen. Ich —“ Er brach ab.

Seine Kenntnisse fielen ihr nicht auf, denn auch sie war nicht ganz bei dem Gegenstande. „Wenn das Land meiner Verwandten so schön ist wie dieses und Du bei mir bleibst, werde ich gern dort sein,“ redete sie weiter. „Ich bin begierig, das Alles zu sehen. Wie groß, wie groß ist die Welt! Wochenlang reisten wir durch fremdes Land, wochenlang über das Meer.“ —

Langsam schlich die Zeit, als zögere heute der Tag, der Nacht zu weichen. Endlich meldete der Capitän, daß sie einsteigen sollten. Nicht lange, und der Wind schwellte die Segel. Da bereitete der Vater seinem Kinde ein Lager in der Cajüte. Er selbst blieb draußen und beobachtete die Fahrt.

Leise glitt das Fahrzeug dahin. Grau waren Himmel und Meer und doch sichtbar getrennt. Als habe zwischen Beiden das Tageslicht nicht ganz entweichen können, so erkannte man durch die Sommernachtluft zur Linken die Küste des Festlandes und überblickte nach Nord und Ost die unbelebte See. An dem Bug plätscherte das Wasser; nach sich zog das Schiff Furchen, die von dem schwachen Meerleuchten bläulich schillerten. Der Capitän am Steuer, Fries in der Mitte riefen sich, unbekümmert um den Amerikaner, dänisch einzelne Sätze zu. „Das Geld liegt zwar sicher, aber wenn die Dänen uns fassen, sieht uns zu Hause Keiner wieder,“ sagte Fries.

„Man kennt uns nicht gleich,“ tröstete Hellefen.

„In Sonderburg muß es ausgekommen sein, daß wir den Preußen mit den Booten geholfen haben.“ —

Nach einer Pause fing Hellefen an: „Wir halten den Kurs bis nahe unter Gammelmark. Sehen wir dann nichts, dreist gerade hinüber.“

„Da schießen die Preußen hinter uns her.“

„Ehe sie uns sehen, sind wir weit.“ —

Wieder verstummten sie, bis Fries sagte: „Du hast Recht, der Amerikaner ist ein Seemann. Ein Anderer sieht nicht so.“

„Um feinetwillen hätte ich es nicht gethan, aber das Mädchen ist gut.“

Dies Gespräch machte Hamkens noch unglücklicher. Unverzeihlich handelte er, als er aus der Heimath floh, und jetzt, da er sie wieder betreten wollte, brachte er seine Tochter in Gefahr. Und abermals stritten zwei Stimmen in ihm, die eine, welche zum Aufgeben, die andere, welche zur Durchführung des so weit gebrachten Unternehmens rieth.

Da hörten sie einen Kanonenschuß aus nördlicher Richtung. „Es geht ja früh wieder an,“ sagte Fries. Er dachte an die Kanonade, welche vor dem Waffenstillstande von hüben und drüben gewöhnlich war.

„Das hat wohl Rolf Krage schuld,“ meinte Hellefen. „Oben am Sund ist es.“

Die Schüsse folgten sich schneller. „Wir kommen nicht hin; sag' es dem Amerikaner,“ verlangte Fries.

„Von der dänischen Flotte ist ja nichts zu sehen,“

entgegnete der Capitän. „Hättest Du das Geld nicht genommen —“

Hamkens trat hinzu: „Was bedeutet das Schießen?“

„Früher war es alle Tage so,“ antwortete Hellefen.  
„Noch 'mal sage ich, Herr, wollen wir umkehren?“

„Wir sind ja beinah hin. Ich sehe schon das Schloß.“

Die höchst auffallende Ortskenntniß des Fremden bemerkte Jener nicht, weil seine Gedanken augenblicklich zu sehr beschäftigt waren. „Wie Sie wollen,“ murmelte er.

„Da brennt 'was,“ sprach Fries. Sie sahen ein Feuer auf der Höhe hinter Sonderburg.

„Da ist kein Haus,“ erklärte der Capitän. „Es muß ein Feuerzeichen sein.“ Die Kanonade war, immer an derselben Stelle, heftiger geworden. „Fries, die Preußen setzen über, sage ich!“

„So muß es sein!“

Hamkens erschraf. Die Preußen auf der Insel, sein Bruder in Gefahr! Würde er ihn noch lebend finden? Der sterbenden Frau hatte er dies Unternehmen gelobt. Die Zweifel schwanden, und seine Energie kehrte zurück. „Wo werden wir landen?“ fragte er.

„Eine Stelle ist da,“ antwortete Hellefen, indem er auf einen Punkt zwischen Süderholz und Sonderburger Schloß wies, wohin er jetzt den Kurs nahm. „Da können wir heran, wenn es sicher ist. Sonst müssen Sie etwas durch's Wasser. — Ich trage Mamsell hin.“

Ihr Vater ging in die Kajüte. Sie schlief fest. Er weckte sie. „Ist ein Gewitter?“ Kanonendonner hatte sie noch niemals gehört.

Auf dem Verdeck standen die Beiden neben einander. Katharina schaute ringsum. Da blitzte im Westen ein Feuerschein auf, vor den sich ein weißer Rauch legte. Dann erhob sich nicht weit vom Schiffe eine Wasserfäule, ein Knall folgte unmittelbar, unsichtbare Körper sausten vorbei. Der Vater erblaßte. Hellefen drehte sich um. „Die Preußen schießen auf uns von Gammelmark.“ — „Vater,“ bat Katharina, „laß uns in die Kajüte gehen.“ Kurz, mit einem schmerzlichen Lächeln stieß er die Worte heraus: „Die dünnen Bretter schützen nicht.“ Sie legte ihren Arm um ihn und blickte nach dem Orte, woher der Schuß gekommen. Er sprach: „Nimm meine Brieftasche. Darin findest Du im Nothfalle, wohin Du zuerst Dich wenden mußt.“ — „Vater!“ — „Nimm!“ — Sie verbarg das Vereichte sorgfältig, blickte ihn herzlich, ermutigend an und darauf wieder nach jenem Gefahr drohenden Orte. Die Preußen aber verwendeten keinen Schuß mehr auf das kleine, ihnen kaum sichtbare Fahrzeug.

Der Capitän hatte das junge Mädchen mit großer Theilnahme beobachtet und sprach jetzt: „Fries, ich verlasse das gute Mädchen nicht, ich gehe mit an Land.“

„Das darfst Du nicht. Kann ich das Schiff allein wegbringen?“ versetzte sein Kamerad ärgerlich. Den Grund mußte Hellefen gelten lassen; traurig sah er vor sich hin.

„Da kommt die dänische Flotte!“ rief Hamkens und wies nach Südost.

„Das ist sie!“ rief Hellefen. „Sieh, Fries! — Noch weit weg, aber zurück können wir nun nicht. Gut,

daß wir angekommen sind. Laß die Segel fallen. — Ich gehe allein voran.“

Als das Schiff still lag, ergriff er ein Schiffsbeil, sprang hinaus und erkletterte den hohen Uferrand. Keinen Menschen sah er auf der weiten Fläche. „Hier steigen wir aus,“ rief er hinunter.

---

Die ersten Preußen, welche auf Alsen landeten, hatten ihre überraschten Feinde aus den nächsten Schanzen in den benachbarten Wald gedrängt. Hin und her fuhren die Bootsreihen, Verstärkungen zu bringen; sogar von dem Rolf Krage nicht gehindert, der aus seinen großen Geschützen die Wasserstraße bestrich, bis er trotz seines Eisenkleides den preussischen Kanonen weichen mußte. Die dänischen Truppen, weiter vertrieben, eilten ihrer Hauptmacht zu, welche sich in festen Stellungen sammelte. Hartnäckiges Ringen folgte. In den blutigen Morgenstunden dieses Tages führte das kühne Wagniß der Preußen zu siegreicher Entscheidung. Alsen war für die Dänen verloren. Vor Sonderburg kämpften sie nur noch um ihren Rückzug nach dem südlichen Theile der Insel, wo die Flotte die Flüchtigen aufnehmen sollte.

Hampens und seine Tochter hatten, von Helleesen begleitet, die Richtung nach Augustenburg eingeschlagen. Das Gefecht, welches sie bei Beginn ihres Marsches näher gehört, war fast verstummt. In gespanntester Erwartung des Ausgangs eilten sie, immer um sich blickend, weiter. Plötzlich blieben sie stehen. Vor ihnen tauchten

Truppencolonnen auf, weit genug, mehrere tausend Schritte entfernt, eine, zwei; mehr rechts andere Haufen. „Der Däne hat verspielt!“ rief Hellesen freudig aus, nachdem er sie länger beobachtet. „Die ziehen ab nach Höruphaff. Aber umbiegen müssen wir; wir müssen nach Sonderburg,“ und da Hamkens unschlüssig zögerte, „hier können wir ja nicht bleiben.“

Sie wandten sich der Küste und demnächst an dieser entlang der Stadt Sonderburg zu. Kein Mensch begegnete ihnen; auch unten auf dem Strandwege, nach welchem der Capitän zuweilen forschend hinabblckte, war Niemand. Hamkens erkannte Alles wieder: vorn am Sunde das Sonderburger Schloß, ein großer, quadratischer, äußerst einfacher Bau; in weiterer Entfernung auf der Höhe die Kirche, dazwischen die Stadt. Sie lag in Trümmern; nur rechts an der Straße nach Augustenburg standen unverlehrte Häuser. Die Einwohner mußten geflohen sein oder sich versteckt halten, denn keiner war zu erblicken. Jetzt stieg bei der Kirche Rauch auf, und von dorthier knallte Gewehrfeuer.

Das Schloß lag vor ihnen. Anscheinend hatte es während der Düppeler Belagerung von den preußischen Granaten am wenigsten gelitten. Ein Durchgang im hinteren Flügel war offen. Sie betraten den inneren Schloßhof. Nichts rührte sich in dem weiten, schmucklosen Gebäude. Die meisten Thüren standen offen, auch die Einfahrt im vorderen Flügel. Umherliegendes Stroh und andere Gegenstände ließen vermuthen, daß hier vor Kurzem Truppen casernirt waren.

Hellesen war durch die Einfahrt im vorderen Flügel



vorangegangen und stand beobachtend auf dem freien Platze vor dem Schlosse, als aus der Stadt ein Haufen dänischer Soldaten, wie er sah, ohne Gewehre, herstürmte. Sie sahen ihn, blieben stehen, blickten sich um, einen Augenblick nur; dann rannten sie auf ihn zu. Er hatte, umkehrend, die Zurückgebliebenen vorn auf dem Schloßhofe eben erreicht, als der schnellste von den Dänen, ein häßlicher, rothhaariger Kerl, auch schon da war, auf Katharina zusprang und ihr die goldene Uhr, welche an dem Gürtel schimmerte, entriß. Hellesen stieß ihn zurück, schob die Erblassende und ihren Vater in eine Thür und trat mit ihnen ein. Aber weder Schlüssel, noch Riegel! „Hinauf!“ Auf der steinernen Wendeltreppe flüchteten sie nach oben. Da war eine Thür, die man verschließen konnte. Sie traten in ein geräumiges, nur mit ein paar tannenen Tischen und Bänken ausgestattetes Zimmer. Die Dänen mochten sich unten berathen, denn sie ließen dem Capitän Zeit, zu größerer Sicherheit die Thür mit den Tischen zu verrammeln. So beschäftigt, sah er nicht, daß Katharina ihren ohnmächtigen Vater auf eine Bank niederließ und, furchtbare Angst in den Zügen, ihre Reisetasche öffnete.

Jetzt stürmten die Marodörs herauf und rüttelten an der Thür. Dann rief Einer: „Du bist Hellesen, der Flensburger Verräther. Gib Dich gefangen.“

Er schlug mit seinem Schiffsbeil auf die eiserne Angel und entgegnete: „Du bist Rasmus, der Lump. Ich schlage Dir den Schädel ein.“

Einige versuchten die Thür mit den Füßen einzustoßen. Dazwischen hörte er: „Gib es auf. Unten

friegen wir mehr, als wenn wir ihn bringen.“ — „Ach was!“ versetzte Rasmus, „das besorgt Petersen. Such' einen Balken.“ Einer lief hinunter.

„Die Preußen kommen,“ rief Hellefen ihnen zu. Eine Stille trat ein, bis Rasmus denen draußen sagte: „Die marschiren ja Unseren nach.“ Ein Anderer fragte: „Wie kommen wir nachher weg?“ Und Jener: „Am Wasser entlang sieht uns Keiner.“

Die Gefahr wurde größer. Erst jetzt bemerkte der Capitän, daß er auf keinen Beistand rechnen konnte, denn Hamkens saß, an die Tochter gelehnt, blaß und kraftlos da.

Katharina hatte dem Vater die Schläfen gekühlt und Wein in den Mund geträufelt. Er richtete sich auf; seine zitternden Hände griffen nach ihr; verzweiflungsvoll blickte er sie an, mit dumpfem Tone fragte er: „War er es?“ — „Ich glaube es, Vater; aber er hat uns nicht erkannt.“

In welcher Lage waren sie! Wenn die schrecklichen Menschen Gewalt über sie bekamen —. Sie nahm aus der Reisetasche ihre einzige Waffe, ein Messer. Sie klappte es auf. Spitz und scharf war es. Sie legte es auf die Bank. Plötzlich gab ein anderer Gedanke ihr neue Hoffnung. Sie trat an Hellefen heran. „Fragen Sie, ob Boye Hamkens bei ihnen ist.“ Staunend sah er in ihr schönes, bleiches, entschlossenes Gesicht, übersetzte denen draußen die Frage und erhielt die Antwort: „Den kennen wir nicht.“

„Ich habe mich nicht geirrt,“ sprach sie. „Der Mann mit den rothen Haaren und der Narbe auf der  
Hartmann, Wandel der Zeiten.

Stirn; wenn er hört, wer wir sind, so hilft er uns. Ich gebe dem zehn Thaler, der ihn holt.“

Hellefen hörte dies gern; denn so muthig er schien, so sehr besorgt war er. Als er hinausgesprochen, hörte er Einen sagen: „Sie meint Petersen.“ Rasmus rief: „Der kann nicht. Das Geld kriegen wir doch.“ Ein Anderer dagegen: „Sie soll mir die zehn Thaler aus dem Fenster zuwerfen, dann hole ich Petersen.“ Man hörte ihn hinunterlaufen, und Katharina ging, sobald sie es verstanden, nach dem Fenster.

Da stand sie erschrocken oder tief aufgeregt. Die äußere Ruhe, welche sie bis dahin bewahrt, wich einem Ausruf, so klagend, so freudig, daß ihr Vater sich erhob und Hellefen, der seinen Platz nicht verlassen mochte, verwundert den Kopf wandte.

Eben hatte eine Abtheilung dänischer Infanterie, aus der oberen Stadt kommend, den Platz vor dem Schlosse betreten, offenbar auf eiligem Rückzuge, denn sie marschirte sehr schnell. Auf der Straße am Wasser kam ein preußischer Trupp, ein Officier voran. „Er ist es!“ rief Katharina. Sie riß das Fenster auf und winkte mit dem Tuche. Sie glaubte, daß er sie sehe. Sie bog sich hinaus und winkte. Der Officier hob den Arm mit dem Säbel. Ein Hurrah! der Preußen, eine Salve der Dänen. Er läßt den Arm sinken; die Preußen stürzen vor; die Dänen legen die Gewehre nieder und sind gefangen.

„Wir sind gerettet!“ rief Hellefen. „Die Kerls sind weggelaufen.“ Er trat auch an das Fenster. Seine Augen waren feucht.

Eine kleine Zahl Preußen bleibt bei den Gefangenen, die anderen kommen auf das Schloß zu. Der Lieutenant von Einhard voran, aber sein Gang ist schwankend; jetzt trägt er den Säbel in der linken Hand, sein rechter Arm bewegt sich sonderbar ungelent. Neben ihm ein kleiner Mann in einem großen Rock, Hillebrand, der seinen Rock im Boote gelassen und den eines gefallenen Regimentkameraden angezogen hat. Auch Hellefen hat sich weit aus dem Fenster gebogen und ruft ebenfalls: „Das ist er!“ Er winkt mit seinem Hute, Katharina mit dem Tuche. Einhard winkt mit dem linken Arm. Dann bricht er zusammen. „O Gott!“ ruft sie und muß sich an der Fensterwand stützen.

Ihrem Vater, der erst wie träumend dagestanden, bis die einströmende frische Luft ihn gestärkt, kam, da er jetzt Hellefen die Tische wegreißen, die Thür öffnen und hinausstürzen sah, die Rettung zum Bewußtsein. „Wir sind frei,“ sprach er. Sie wandte sich um und raffte die ausgepackten Sachen zusammen. Er legte seinen Arm in ihren, und sie gingen, langsamer als ihr Herz sie trieb, die Treppe hinunter. Der Schloßhof, über welchen die verfolgenden Preußen marschirt, war schon wieder leer; nur den kleinen Mann in dem großen Rocke sah Katharina noch an der hinteren Schloßseite, als sie sich der vorderen Einfahrt zuwandte.

Auf dem äußeren Platze war es ebenfalls still geworden. Einhard hatte die Gefangenen zurückbringen lassen und als seine Kraft nicht mehr ausreichte, den um seinetwillen zögernden Unterofficier befohlen, die Mannschaft weiter zu führen. Hillebrand war fast

weinend mitgegangen, nur Bachmann, der Bursche, geblieben. Er wollte den blutenden Arm verbinden. Von dem Schmerze erwachte sein Herr, richtete sich auf und wankte nach einer, mit Gras bewachsenen Anhöhe. Da setzte er sich nieder. Er hatte die im Fenster erkannt und sah den allein kommenden Helleßen fragend an. „Ich will einen Arzt suchen,“ sagte dieser. — „Die Compagnie wird einen schicken,“ antwortete der Verwundete. „Wie kommen Sie hierher? — Und die Dame?“ —

„Das werden Sie nun wohl erfahren. Ich habe es auf Ihren Wunsch gethan. Sie bluten stark. Kommt der Arzt nicht bald, so laufe ich doch.“

„Ach, da kommt sie!“ sagte Einhard und stand auf. Katharina eilte auf ihn zu.

„O Gott, Herr, Sie sind getroffen!“ Sie faßte seinen gesunden Arm, damit er sich wieder setze. Dann kühlte sie auch ihm die Stirn. Wie war er blaß! Dann nahm sie ein anderes Fläschchen und reichte ihm Wein. „Ach, das erquickt!“ sagte er. „Wir haben einen schönen, aber heißen Tag gehabt.“

„Ich will Sie verbinden,“ unterbrach sie ihn.

„Sie sind so gut, gnädige Frau.“

„Ich bin keine Frau,“ sprach sie schnell. „Das ist mein Vater.“

„Sie sind keine Frau?“ — Er machte eine grüßende Bewegung nach der Seite, wo Hamkens, vor sich hin träumend, auf dem Grase saß und nur einmal aufschrak, als hinter dem Schlosse noch ein Schuß fiel. „Könnten

wir nur das Blut stillen," fuhr er fort. „Bachmann, schneid' den Ärmel auf.“

„Lassen Sie mich," fiel sie ein. Sie nahm ihr Messer und entblößte mit geschickter Schnelligkeit die zerschossene Stelle. Dann legte sie über dieselbe ganz leicht ihr Tuch und fragte, ihn ansehend: „Darf ich fest zuziehen?“ Er litt es gern, so arg der Schmerz war.

„Johannsen!" rief Hellesen und eilte nach einem Bürger hin, der an der Straßenecke erschien.

Jetzt kam ein Militärarzt. Er staunte, als er die Gesellschaft erblickte, in welcher er den Verwundeten traf, und noch mehr, als er den Verband sah. „Wer hat das gemacht?" fragte er. „Die Dame," antwortete Einhard. Der Arzt sah das schöne Mädchen freundlich an und warf einen aufmerksamen Blick nach ihrem Vater hin. Dann sprach er recht ernst: „Sehr gut. — Sie werden gefühlt haben, daß der Knochen zerschossen ist." Einhard nickte. Katharina verlor die Röthe, die in ihre Wangen gestiegen war. „Etwas Blutstillendes und noch ein Verband, mehr kann hier nicht geschehen. Ein Wagen wird Sie nach Augustenburg bringen.“

Bei den letzten Worten schrak Hamkens wieder auf. Der Arzt schritt, als er fertig war, auf ihn zu, betrachtete ihn, befühlte seinen Kopf, ergriff seine Hand. „Mein Vater," sagte Katharina, immer mehr geängstigt. Der Arzt wandte sich an sie: „Er muß unbedingt Ruhe haben, gleich in ein Bett. Er ist sehr erschöpft. Sie sind wohl fremd hier?"

„Ganz fremd," erwiderte die Arme, die kaum noch ihre Thränen zurückhielt. „O, helfen Sie!" bat sie

Hellefen, der mit seinem Bekannten herangetreten war und nun sprach: „Das Haus meines Freundes steht noch. Er kann Sie aufnehmen, wenn er keine Einquartierung bekommt.“

„Ein Platz ist ein Platz,“ fiel der Arzt ein. „Wenn ich Zeit habe, komme ich hin. Wo ist es?“

„Ich heiße Christian Johannsen und wohne an der Hauptstraße, oben rechts, fast am Ende,“ antwortete der Bürger.

„Bachmann, zieh' meine Briefftasche heraus,“ sagte Einhard. „Halt' sie offen.“ Er nahm eine Visitenkarte heraus. „Nehmen Sie die, vielleicht hilft es.“

„Ich will meinen Namen dazu setzen und schreiben, daß der kranke Herr Ruhe haben muß,“ sprach der Arzt.

„Ach, danke!“ erwiderte Katharina. „Komm', lieber Vater.“ Sie half ihm, sich aufzurichten.

In diesem Augenblicke liefen zwei Jüsiliere von Einhard's Compagnie aus dem Schlosse her. Sie spähten nach allen Seiten und meldeten, als sie herangekommen: „Herr Lieutenant, wir sollen Hillebrand suchen. Das Regiment ruht auf dem Felde. Er fehlt.“ Einhard antwortete: „Der Spielmann war zuletzt noch bei mir. Wo kann er sein? Habt Ihr im Schlosse gesucht?“

„Ist es der kleine Mann in dem großen Rocke?“ fragte Katharina. „Ich habe ihn an dem Durchgange aus dem Schloßhofs nach dem Felde gesehen.“

„Ist da nicht die Capelle?“ fragte Hellefen seinen Freund. Der antwortete: „Am Durchgang.“ Hamkens nickte, als wenn er das auch wisse.

„Fangt da an,“ befahl Einhard. „Sucht jeden

Winkel ab, bis ihr ihn habt. Aber vorsichtig! Vielleicht stecken noch Dänen darin.“

Er wollte aufstehen, um Katharina, die zum Weggehen bereit war, Dank und Lebewohl zu sagen. Der Arzt verwies ihn zur Ruhe. Er streckte ihr die Linke entgegen. Sie sahen sich an, ohne die Worte zu finden.

---

Hillebrand hatte, so sehr die Verwundung seines Lieutenants ihn betrübte, doch nicht lassen können, der überraschend erscheinenden jungen Dame nachzuschauen, bis er nicht länger stehen bleiben durfte. Als er sich umwandte, sah er einen rothhaarigen Kopf aus einer Thürspalte vorgebeugt. Der Mensch verschwand, und leise ging die Pforte zu. Ohne sich zu besinnen, stürzte der Spielmann dem Gesichte nach. Er sprang die Stufen vor der Pforte hinauf; sie ließ sich öffnen, und er befand sich in der mit Ahnentafeln und einigen Marmorbildern verzierten Schloßcapelle. Sie war leer; hinter den schmalen Holzpfeilern konnte Niemand versteckt sein. Aber rechts war eine schwere Thür, nur angelehnt. Er zog sie auf und hatte eine enge, von grauen, fahlen Wänden umgebene Kammer vor sich, welche jetzt durch die Thüröffnung mehr Licht erhielt, als durch die kleinen, schmutzigen und vergitterten Fenster in der dicken Mauer. Er sah, daß darin Särge neben und über einander standen.

Von dem Schauerlichen noch mehr gereizt, trat er in den unheimlichen Ort. Wenige Schritte hatte er auf dem schmalen Gange gemacht, als zwischen zwei Sarg-



haufen eine Faust vorgestreckt wurde, die nach ihm stieß, so daß er taumelte. Er sah den Mann mit den rothen Haaren in dänischer Uniform, der vorbeirannte. Die Thür wurde zugeschlagen, ein schwerer Kiegel vorgeschoben. Er hörte die Tritte des Weglaufenden.

Da er sich also in die Todtenkammer eingeschlossen fand, tröstete er sich damit, daß das Gefecht beendet zu sein scheine. Man werde ihn suchen, dann wolle er rufen und klopfen. Als seine Augen sich an das Halbdunkel gewöhnt hatten, sah er, daß der äußere Schmuck mehrerer Särge verwüstet, von einem der oberen sogar der Deckel gewaltsam abgehoben war. In diesem Sarge lag eine Prinzessin. Er betrachtete sie neugierig. Die langen vollen, blonden Haare und das Gewand deuteten darauf hin, daß sie jung gestorben.

Jetzt schmerzte und rieselte etwas auf seiner Brust unter dem Arm, und als er dahin griff, wurde seine Hand naß und roth. Der viel zu weite Rock hatte einen langen Schnitt und mochte das Werkzeug des rothhaarigen Bösewichts abgeleitet haben, sonst wäre es wohl in die Brust gedrungen. Groß war die Wunde dennoch; Gillebrand preßte die Hand darauf, ohne das Blut hemmen zu können. Sein frischer Muth schwand. Immer matter wurde er. Um sich zu halten, griff er hastig nach dem Rande des offenen Sarges. Er sah noch, daß die Leiche sich bewegte; dann wurde es dunkel vor seinen Augen und er fiel zu Boden.

So fanden ihn endlich die beiden Jüsilere. Sie trugen den Bewußtlosen nach dem Plaze vor dem Schlosse. Der Arzt war freilich nicht mehr da, nur der

Lieutenant mit seinem Burschen. Aber gleich kam ein Heilgehilfe mit dem für den Lieutenant bestimmten Bauernwagen, der nun auch den Spielmann aufnehmen sollte, nachdem dessen lange, nicht tiefe Wunde verbunden worden.

Einhard fragte den Bauer: „Es geht die Hauptstraße hinauf?“ und setzte sich rückwärts, um sich mit der geringsten Bewegung des kranken Armes, der, so fest der Arzt ihn gelegt, fast unerträglich schmerzte, nach der rechten Straßenseite wenden zu können. „Legt Hillebrand dahin.“

Nun fahren sie die jetzt übervolle Hauptstraße langsam hinauf. Bürger und preußische Soldaten eilen mit und durch einander hierhin und dorthin; kleine Truppencommando's marschiren vorbei; leere Fuhrwerke warten an einer Seite. An der breitesten Stelle hält, dicht geschlossen, ein Bataillon. Der Commandeur kommt heran, den verwundeten Kameraden zu begrüßen. Sie wechseln einige Worte. „Ach, bitte, Herr Major,“ sagt Einhard zuletzt, „wenn Sie können, helfen Sie, daß das Haus von Christian Johannsen hier oben rechts keine Einquartierung bekommt.“ Der Major sah ihn etwas erstaunt an. „Meine Bitte ist berechtigt,“ versicherte Einhard.

Der Major nickte. „Gute Besserung!“

Bachmann ging an der Seite seines Herrn. „Lauf' voran,“ befahl dieser, „frag' nach dem Hause von Christian Johannsen. Davor bleibst Du stehen.“

Ein nettes Häuschen war es, rechts und links der Thür drei Fenster, ein kleiner Garten davor. Zwei

Fenster waren mit Vorhängen geschlossen, die anderen offen, aber dahinter kein Mensch.

Einhard mußte vorbeifahren. Die wunderbare Wiederbegegnung hatte ihn beglückt, und er freute sich des herrlichen Siegestages. Daneben wurde er, von körperlichen Schmerzen gequält, besorgt um seine Zukunft. Der Spielmann schlief, und er schloß auch die Augen.

Bachmann, der an der Seite des Bauern weiter=schritt, sah oben vor der Stadt die hübsche Landschaft, große Gehöfte, fruchtbare Felder, kräftige Waldungen. Eine lange Reihe von Landfuhrwerken, mit Lebens=mitteln beladen und von Soldaten begleitet, kam ihm entgegen. Er fühlte jetzt den Hunger trotz seiner Müdigkeit.

Nun zeigte der Bauer auf eine wüste, schwälende Fläche. Da war ein Lager der Dänen gewesen, die es angezündet, als sie weggemüßt. Und eine Strecke weiter: „Das ist Augustenburg. In den Bäumen das Schloß, da soll das Lazareth sein.“ Bachmann sah eine Reihe von Häusern, links davon eine Wasserfläche, jenseits Wald, durch welchen ein großes, weißes Gebäude schimmerte.

Mittag war lange vorbei, als sie den kleinen Ort erreichten, eine Straße mit niedrigen, freundlichen Häusern. Dann kamen sie an langen Stallungen vorbei auf einen stattlichen Hof und hatten rechts und links und vor sich das weitläufige Schloß.

Aus dem Mittelbau kam ein Militärarzt mit einem Heilgehilfen. Sie halfen Einhard von dem Wagen; er war sehr matt und nahm die Unterstützung des Arztes

gern an. Dieser führte ihn durch einen großen Gartensaal in ein Zimmer mit zwei offenen Fenstern. „Ach, wie hübsch!“ sprach Einhard, als er den weiten, von herrlichen Baumgruppen umgebenen Rasenplatz erblickte.

Zwei Feldbetten standen da. „Kann mein Spielmann nicht auch hierher?“

„Nun kommen wohl keine Verwundete mehr,“ sagte der Arzt. „Wenn Sie wollen, ja.“

Hillebrand erwachte erst, als man ihn von dem Wagen hob. Er freute sich, daß er bei seinem Lieutenant bleiben sollte.

Der Arzt untersuchte die Verbände. „Wenn Sie gebettet sind, komme ich wieder. Die Fenster bleiben offen. Es ist warm.“ Dann ging er.

Bald darauf erschien eine Frau in den Vierzigen, mit weißer Haube und hoher weißer Schürze. Sie trug auf einem Untersatze Tassen und Teller, ging an die Betten und sagte gutmüthig: „Sie sollen eine Tasse Bouillon trinken und etwas essen.“ Als dies geschehen war, fragte sie im Vorübergehen den Gefunden: „Sie sind auch wohl hungrig?“ Und sehr angenehm überrascht, antwortete Bachmann: „Ja, wenn es möglich ist, Madam, ich bin auch hungrig.“

Freundlich war der Empfang, aber schwere Stunden folgten, wenigstens für Einhard; denn Hillebrand's Verwundung nahmen die Aerzte leicht. Er hatte viel Blut verloren, das war zu ersetzen. Den sehr geschwollenen Arm des Officiers konnte man nicht gleich operiren.

Still war es in diesem Zimmer, wenn nicht von

dem Lager des Schwerverwundeten ein halb unterdrückter Schmerzenslaut kam. Von den Klagetönen in den entfernten Räumen des großen Hauses drang keiner hierher. Die schönste Luft strömte in die Fenster, kein Blatt rührte sich in dem Park. Hillebrand schloß eine Zeitlang tief und Bachmann an dem Tische in der Ecke, den Kopf in die Hände gelegt, halb. Einmal richtete der Spielmann sich auf und fragte: „Hast Du die Prinzessin auch gesehen?“ — „Ich habe keine Prinzessin gesehen,“ antwortete Bachmann. Hillebrand's Kopf war sehr roth.

Der Heilgehilfe brachte Medicin, die gute Frau andere Stärkungsmittel. Aber sie hatten für Viele zu sorgen. „Wer hätte das gedacht!“ sagte sie. „Mein Herr und ich hatten ja keine Ahnung, daß so 'was passiren könnte. Wenn die Johanniter und Diakonissen hier sind, wird es besser gehen.“ Und sie eilte hinaus.

Hillebrand wälzte sich unruhig hin und her. „Sie bewegt sich!“ — „Wer?“ fragte Bachmann. Die Antwort blieb aus.

Als es dunkel wurde, kam noch einmal der Arzt. Er rühmte Einhard wegen seines ruhigen Verhaltens. Bei ihm sollte vorläufig nichts geändert werden, der Spielmann öfter Medicin nehmen, kein Fenster in der ruhig milden Nacht geschlossen werden.

Die gute Frau stellte eine Schirmlampe auf den Tisch, ließ für Bachmann ein Strohlager schütten, damit auch er, dem sie die Müdigkeit ansah, etwas liegen könne und wünschte gute Nacht.

Wieder trat in diesem Zimmer eine Stille ein. Sie

folgte leider nicht heilsam wirken. Bachmann hatte, nachdem er die Aufträge des Arztes besorgt, sich auf das Lager geworfen und war sofort tief eingeschlafen. Da hörte Einhard den Ruf: „Die Thür ist offen!“ und sah den Spielmann unbekleidet nach dem Fenster laufen und hinauspringen. „Bachmann!“ rief er und richtete sich auf. „Bachmann!“ Er verließ das Bett und wankte vorwärts. Jener erwachte. „Hillebrand ist aus dem Fenster gesprungen —.“ „Hilfe!“ schrie der Bursche und sprang auch hinaus. „Hilfe! Hilfe!“

Hillebrand lief, als ob er das Dunkelfste meide, links dem Theile des Parks zu, der von dem Sommer- nachthimmel über der Wasserfläche einiges Licht erhielt. Schon war er dem Ufer nahe, als eine hohe Gestalt mit langem weißem Haar und Bart sich von einer Bank erhob und die Arme ausbreitete, um den Flüchtigen zu halten. Vor dieser Erscheinung fiel Letzterer mit einem Schrei zu Boden. „Er hätte ertrinken können,“ sagte der Lange, als er mit Bachmann ihn aufhob. Aus dem Schlosse kamen Leute. Sie trugen den Ohnmächtigen weg. Da rief aus dem offenen Fenster die gute Frau: „Kommen ein paar hierher, o Gott! Hierher!“

„Was ist, Frau Hanke?“ fragte der Lange.

„Ach, Herr Baron, hier liegt der verwundete Officier auf dem Boden.“ —

Die Männer, welche Hillebrand trugen, hatten die nach dem Park führende Thür des Gartensaals erreicht. In demselben Augenblicke brachte man aus den Zimmern des anderen Flügels die noch bekleidete Leiche eines dänischen Soldaten, um sie bis zur Beerdigung in einem

Nebengebäude niederzulegen. Hillebrand öffnete in dem Schein der Lichter, welche den Saal erhellten, die Augen und sein Blick fiel auf die Leiche mit dem rothhaarigen Kopfe. „Dies ist er!“ rief er. „Ich wache. Gewiß, dies ist der Mann von den Särgen.“

„Bringt ihn zu Bett,“ befahl der Arzt und folgte nach.

Mitten im Zimmer lag Einhard besinnungslos, aber von Schmerzen stöhnend. „Das ist sehr übel,“ sagte der Arzt.

---

Hamkens war zwischen Katharina und Capitän Hellefen, seine Arme in den ihrigen, schwerfällig und stumm durch das Gedränge geschritten. Wenige achteten auf die Unbekannten. Einzelne Bürger nickten Hellefen verwundert zu oder drückten eilig mit ein paar Freudenworten seine Hand, wogegen die Dänischgesinnten ihm zornige Blicke zuwarfen. Nur einmal, als man dänische Soldaten vorbeiführte, die in ihren Verstecken gefangen waren, schien Hamkens aufzuwachen. Er starrte sie an und stockte —; dann ließ er den Kopf wieder auf die Brust sinken und schleppte sich weiter.

Christian Johansen und seine Frau erwarteten den erschöpften Gast. Die Männer brachten ihn zu Bett. Als das geschehen, sagte Hellefen zu Katharina: „Ich will mich doch 'mal nach dem Doctor umsehen. Ich komme wieder.“

Was ihn in Sonderburg noch hielt, waren nicht allein die seinem deutschen Herzen wohlthuenden Ereignisse

dieses Siegestages. Wie hätte er, da man seiner zu Hause nicht bedurfte, das unglückliche Mädchen verlassen können! Er suchte also einen zuverlässigen Menschen, der Fries zur Heimfahrt behilflich sein und dann eine Botschaft nach Flensburg bringen sollte, und einen Sonderburger Arzt. Er hielt den Amerikaner für recht krank, und wer wußte, wann der preussische Doctor Zeit haben werde? Als er auf diesen Wegen, die lange vergeblich blieben, weil viele Sonderburger weggezogen und die Anwesenden in der Verwirrung schwer zu finden waren, die Truppen sah, welche noch kein Unterkommen hatten, obgleich das Schloß jetzt den Siegern zur Kaserne dienen sollte, wurde er besorgt, daß man Johannsen von der Einquartierung nicht frei lasse. Da half ihm ein glücklicher Zufall. Hohe Officiere mit ihren Adjutanten ritten in die Stadt. Einer derselben kannte den Capitän Helleßen, der so tüchtig geholfen hatte, die Schiffe für die Ueberfahrt herbeizuschaffen. An diesen wandte er sich mit seiner Bitte, deren Erfüllung zugesagt und alsbald gesichert wurde.

Endlich war auch ein Sonderburger Arzt gefunden, ein Deutscher, der sorgsam eine kleine Hausapotheke geborgen hatte und nun, einen Medicinkasten in der Hand, mit dem Capitän ging. Sie erreichten soeben Johannsen's Haus, als aus diesem, ernsten Gesichtes, der Militärarzt kam. Er hatte längere Zeit beobachtend an dem Bette des Kranken gesessen, dann aber erklärt, daß anderer ärztlicher Rath gesucht werden müsse, weil er nach Augustenburg fahre, wo dieser überraschende Tag viel Hilfe dringend erfordere. Jetzt trat er mit dem Sonder-



burger Collegen ein paar Schritte zur Seite, um mit ihm den vorliegenden schweren Fall zu besprechen.

Katharina hatte am Lager des Vaters ihren Thränen freien Lauf lassen können, denn seine Augen waren geschlossen. Er röchelte mehr, als er athmete. O Gott, wie ängstigte sie sich um feinetwillen! Auch dieses Leiden kam von dem Stiefbruder, den sie immer gefürchtet und, obgleich er seit mehr als zehn Jahren verschwunden war, unzweifelhaft erkannt hatte. O, dieser schreckliche Tag! Wie mochte der junge Preuße leiden; wie heldenmüthig trachtete er, seine Schmerzen zu verbergen. Sein Bild stand deutlich vor ihr. Noch nie hatte sie ein so edles Mannesantlitz gesehen. Ach, könnte sie ihn doch auch pflegen! Sie wollte beten; aber zu unruhig flogen ihre kummervollen Gedanken zwischen ihm und dem Vater hin und her. Nur an ihre eigene Lage dachte sie nicht.

Der Arzt bereitete seine Mittel und flößte sie dem Kranken ein, der sogar hierbei die Augen nicht öffnete. Von Katharina verlangte er, daß sie schlafe. Da sie den Vater nicht verlassen wollte, so bereitete man in dieser Stube ein Bett für sie. Frau Johannsen wollte wachen.

Endlich, nach langem, qualvollem Lauschen fiel die Arme in einen Schlaf, aus dem am frühen Morgen des Vaters Stimme sie weckte, die ersten Worte, welche sie in diesem Hause von ihm hörte, ein schmerzlicher Ausruf, welcher ihr gleich allen Kummer vergegenwärtigte.

Frau Johannsen hatte auch das Vorangegangene gehört, zu ihrem Erstaunen dänisch, von der Flotte, einer

Flucht aus Alsen, schrecklicher Schuld und Strafe. „Boye! Boye!“ rief er zuletzt.

Katharina sprang auf. Als sie an sein Bett trat, hatte er die Augen geöffnet. „Was wünschest Du, Vater?“ Er antwortete nicht. Die Frau entfernte sich. „Was wünschest Du?“ fragte sie wieder. „Wir sind allein. — O Gott, warum schweigst Du?“ Seine angstvollen Augen wanderten zwischen ihrem Schmerzengesicht und ein und derselben Stelle ihrer Kleidung hin und her. Endlich glaubte sie ihn zu verstehen. Sie zeigte ihm die Brieftasche und sah, daß sie das Rechte getroffen, daß sie darin lesen sollte. Sie öffnete und las auf dem ersten Blatte mit steigender Ueberraschung: „Meine geliebte Katharina! Du kennst Deinen Vater nur unter einem falschen Namen. Ich will nach Alsen, um meinen unvergeßlichen Bruder Axel von Dietloff wiederzusehen, der auf seinem Landsitze bei Augustenburg lebt. Das versiegelte Couvert, welches Du ihm selbst einhändigen mußt, enthält die Beweise. Nemilius von Dietloff, genannt Hamkens.“

Ihrer Empfindungen kaum mächtig, blickte sie fragend nach dem Vater hin. Er hatte die Augen geschlossen und röchelte wieder bewußtlos. Sie rief die Bitte hinaus, nach dem Arzte zu schicken. Und ebenso dringend erschien ihr das Andere: Der Bruder, welchen der Vater wiederzusehen verlangte, mußte benachrichtigt werden. --- Aber sie konnte nicht fort und nur dem guten Capitän mochte sie das Blatt anvertrauen. —

Der Baron Axel von Dietloff war durch die Begebenheiten des vorigen Tages in eine sonderbare Stimmung.

mung verfezt. Schrecken und Freude und Mitleid erfüllten sein Gemüth. Diese Preußen! Kluge, tapfere Männer waren sie, Helden wie in den alten Sagen. „Jinn Jernsen wird sich wundern,“ murmelte er einmal lachend. Ueberwiegend aber beschäftigten ihn die ernstesten Gedanken an das Vaterland, an die Leiden des Krieges. Viele Familien hatten theuere Angehörige verloren; Kummer und Sorge zogen in manches, bis dahin glückliche Haus. Auch Ehren und Freuden stellten unvermuthet sich ein. Und er dachte, wie jäh oft der Zustand des Menschen sich ändert.

Zu den ganz ungewöhnlichen Vorfällen kam nun heute früh noch einer: es wurde Jemand gemeldet, der einen wichtigen Brief dem Herrn persönlich geben müsse. „Dann soll er kommen.“ —

Der Eintretende überreichte mit den Worten: „Capitän Hellefen aus Flensburg“ den Brief. Der Baron nahm, öffnete denselben und entfärbte sich, als er ihn las. „Wer hat Ihnen das gegeben?“ fragte er zitternd.

„Das gute Mädchen,“ antwortete Hellefen, „die Tochter des Amerikaners, der sich Hamkens nennt.“

Axel von Dietloff konnte sich nicht fassen. Ohne ein Wort der Erklärung stürzte er aus der Thür. Der Zurückbleibende beobachtete durch das Fenster, wie er, mehrmals die Hände an die Stirn drückend, im Garten umherstürmte. „Aemilius, Aemilius!“ kam über die Lippen des tief gekränkten, alten Bruders. Aber die Worte: „Das gute Mädchen, die Tochter“ klangen in seinem Ohre nach und milderten den aufwallenden Zorn,

weil sie dem Einsamen ein blutverwandtes gutes Wesen verkündeten, nach dem er oft sich gesehnt. — „Des Amerikaners.“ So weit war Nemilius gereist, um ihn wiederzusehen. Durfte er nicht verzeihen, nach dreißig Jahren, welche dem Verbrecher vielleicht voll schwerer Prüfung waren? — Aber die entführte Braut! War sie mitgekommen? Er eilte nach dem Zimmer, um mehr zu erfahren.

„Setzen Sie sich,“ fing er an. „Sie sagten: das gute Mädchen, die Tochter. Ist die Mutter nicht da? Sind sie in Flensburg?“

„Besser wäre es, sie wären in Flensburg geblieben,“ antwortete Hellefen noch mehr gerührt, da er wahrnahm, wie der alte Mann mit sich kämpfte. „Partout wollten sie her, der Vater und die junge Mamsell, ganz allein. Ich habe sie hergebracht, gestern. Als die Preußen ungefähr bei Rjär waren, landeten wir beim Süderholz.“ Dietloff erschrak. „Ohne Noth und Gefahr war es nicht, Herr. Aber das liebe Mädchen hat Muth, und Alles wäre gut gegangen ohne den schweren Krankheitsfall —“

„Bei wem?“

„Bei dem Vater.“

„Ist er verwundet?“

„Einen Schlaganfall hat er gehabt, und sprechen kann er nicht mehr.“

„Mein Gott, mein Gott! Wo sind sie?“

„Bei meinem Freunde Christian<sup>1</sup> Johannsen in Sonderburg.“

„Haben Sie einen Wagen?“

„Ich bin hergelaufen.“

„Zwei Pferde habe ich noch zu Hause. Wir fahren zusammen.“

„Ich muß erst nach dem Schlosse.“

„Ich hole Sie da ab. Kennen Sie den Weg?“

„Ich finde ihn wohl.“

„Einer soll Sie hinbringen.“ —

Traurig sah Hellesen aus, als er sich auf den Wagen neben den Baron setzte, der seinen Kutscher zur schnellsten Fahrt antrieb und für nichts Sinn hatte, als für die Mittheilungen über die Amerikaner, welche Ersterer jetzt ausführlich machen sollte. Der Capitän fing zwar mit Katharina an, war aber gleich bei Einhard, dessen schwere Verwundung durch einen Unfall im Krankenzimmer noch verschlimmert sei. Ungeduldig lenkte ihn der Baron, welcher dies schon zu wissen schien, auf den Weg der Erzählung zurück, wo dann Gener wieder bei dem jungen Mädchen anhub, dessen Lob das Einzige war, womit er die schmerzliche Aufregung seines Zuhörers etwas zu beschwichtigen vermochte.

Endlich waren sie da. Zögernd stieg der Baron von dem Wagen, an dem er sich eine Weile hielt, als besinne er sich, ob er noch einen Schritt weiter machen solle. Dann ging er zitternd, auf seinen Stock sich stützend, der Hausthür zu.

Das Ehepaar Johannsen empfing den verehrten alten Herrn wehmüthig mit schlichten Worten und öffnete das Zimmer, wo sein Bruder sterbend lag. Unwillkürlich, unnöthig machte er eine Bewegung, daß man ihn allein lasse, und trat ein.

Da stand im Halbdunkel neben dem Bette Katharina, blaß, die großen verweinten Augen auf ihn richtend, die Arme niederhängend. Er ging näher und blickte sie an. Als wolle sie ihm den Platz einräumen, trat sie mit scheuer Verneigung zur Seite. Er blieb wieder stehen und beobachtete lange, prüfend den Kopf dort auf dem Kissen. Plötzlich rief er laut wie einen Hilferuf: „Aemilius!“ und wankte an das Lager. Der Sterbende schlug lächelnd die Augen auf, schloß sie gleich und schied aus dem Leben.

---

Die Meldung der beiden Jüfiliere, welche Hillebrand fanden, hatte zur nächsten Folge, daß preußische Officiere den Zustand in der Todtenkammer des Sonderburger Schlosses feststellten und dieselbe, sowie die Capelle verschlossen. Darauf verbreiteten Dänischgesinnte in der Stadt das Gerücht, die Särge seien von Preußen beraubt worden. Als der Hauptmann Weber am anderen Morgen das hörte, beschloß er, weil die Betheiligten seiner Compagnie angehörten, die gerichtliche Untersuchung nicht abzuwarten, sondern den Spielmann womöglich gleich selbst zu vernehmen. Auch ohne das wäre er nach Augustenburg geritten, um sich nach dem Befinden des Lieutenants von Einhard zu erkundigen.

Dort, im Schloßlazareth, bekam er eine, ihn höchst betäubende Nachricht. Man fürchtete, seinem Liebling den zerschmetterten Arm abnehmen zu müssen. „Was?“ rief er, als wäre so etwas undenkbar. „Das geht nicht.

Der beste Officier, aus dem noch Alles werden könnte, so jung invalide?“

„Er selbst ist ganz außer sich,“ versetzte theilnehmend der Arzt. „Sie wissen ja, daß wir heutigen Tages nur im äußersten Nothfalle amputiren.“

„Einhard! — Ich kann ihn doch besuchen?“

„Das würde ihn wieder aufregen. Sein Gemüth bedarf auch der Ruhe. Als hätte er noch anderes Unglück gehabt, so bekümmert ist er trotz seines starken Willens.“

„Zu allerlezt der scheußliche Schuß! Ganz nahe, und doch sind alle anderen in die Luft gegangen. Grüßen Sie ihn, ich käme wieder. Und Alle ließen ihn grüßen. Einhard! — Wie geht's dem Spielmann?“

„Schon wieder munter. Wir haben ihn in ein anderes Zimmer bringen lassen. Der Wärter soll Sie hinführen.“

„Darf ich mit ihm von seiner gestrigen Dummheit sprechen?“

„So viel Sie wollen.“ —

Hillebrand erhob sich von seinem Lager, als er den Hauptmann sah. „Na, wie geht's?“ fing dieser an. „Weshalb riegelten Sie die Thür nicht zu, als Sie hineingeguckt hatten?“

„Das ist auch wahr!“ antwortete der junge Mensch ganz verblüfft. „Dann wäre ich nicht hineingefallen!“

„Na also, und der Däne war gefangen.“

„Ich habe ihn hier im Lazareth wieder erkannt.“

„Dho!“

„Aber man glaubt es mir nicht.“

„Wo ist er?“

„Todtgeschossen.“

„Schon begraben?“

„Das weiß ich nicht. Ach, Herr Hauptmann, wenn es nur Herrn Lieutenant von Einhard so gut ginge wie mir.“

„Ein scheußlicher Schuß! Bei den Särgen soll 'was geraubt sein.“

„Das habe ich gesehen und von einer Prinzessin war der Deckel abgebrochen.“ —

In Folge dieses klaren Gesprächs fragte Weber nach der Leiche, die mit anderen am Abend beerdigt werden sollte, und veranlaßte eine Durchsuchung ihrer Kleider. Man fand ein Stück goldener Tresse von den Sargbehängen, eine goldene Damenuhr, einen kleinen Brillantring. „Da haben wir es!“ sagte der Hauptmann zufrieden. „Ein Galgen Gesicht! Wie heißt er? — Hat nicht einmal ein Soldbuch! Schreiben Sie die Zeichen in feiner Montirung auf. Brandrothe Haare und eine große Narbe auf der Stirn.“ —

Diese Entdeckung wurde schnell weiter bekannt. Man erfuhr, daß der Dieb sich Petersen nannte und von einem preussischen Schützen in die Brust getroffen wurde, als er aus dem Schlosse nach dem Strande hinunter-schleichen wollte.

Capitän Helleßen und sein Freund Johannsen kamen gegen Abend nach Augustenburg. Sie hatten die Ueberführung der sterblichen Hülle des Amerikaners nach Dietloff's Landstiz vorbereitet. Als sie nun von jener Entdeckung sprechen hörten, erzählte Helleßen sein Erlebniß



im Sonderburger Schlosse, und daß er den Rasmus aus Sonderburg erkannt habe. Da sagte Einer: „Der Beterfen war noch schlimmer. Vor sechs Jahren kam er mit einem Schiffe von St. Thomas und die Sonderburger waren froh, als er im folgenden Jahre wegging, um sich bei dem Militär anwerben zu lassen.“ Hellefen interessirte dies, aber er schwieg dazu. Wusste er doch, daß ein Zusammenhang zwischen dem Marobör und den Amerikanern bestand, von dem er hier nichts wollte merken lassen. —

Die arme Katharina hatte den fremden Herrn, der ihr Onkel sein sollte, anfangs kaum beachtet. Sie war ihrer Gedanken nicht mächtig, der Verlust des geliebten Vaters zu plötzlich, zu schrecklich. An seinem Bette saß sie, seine Stirn streichelnd, ihn ansehend, als werde er bald die Augen wieder öffnen.

So nahm sie unwillkürlich den alten Mann, der erschüttert neben ihr stand, für sich ein. Ihr schönes Wesen war so natürlich, ihr Schmerz so rührend, daß sein weiches Gemüth sich der Unglücklichen schnell zuwandte.

Endlich wagte er, seine Hand auf ihr Haupt legend, die Worte: „Gott hat es so gewollt, mein Kind.“

Da blickte sie tief traurig, doch nicht verzagend zu ihm auf und sprach leise: „Ja, das hat Gott gefügt.“

Wieder schwiegen sie. Dann erhob sie sich, nahm die Briefftasche, reichte ihm das versiegelte Couvert und setzte sich wieder an das Bett. An sich selbst dachte sie gar nicht, dunkel an das Geheimniß zwischen dem Todten und seinem Bruder, deutlich an die Mutter, ach, die

liebe, liebe Mutter! die so weit entfernt in fremder Erde schlief. Der Vater würde in seiner Heimath ruhen — das dachte sie jetzt — bei Augustenburg. Und wie ein Licht durch finstere Nacht schwebte Einhard's Bild an ihren weinenden Augen vorüber.

Axel von Dietloff erbrach, an das Fenster tretend, das Couvert mit zitternder Hand und durchflog die Schriftstücke. Wie früh hatte Nemilius seine Schuld bereut, welche Qualen hatte er gelitten! Viele Jahre schon war Axel's Braut todt. — Und noch als der Bruder dies schrieb, rächte sich die Missethat durch die Erinnerung an den mißrathenen Sohn! Wie pries Nemilius das Einzige, was ihm blieb: Katharina, das unvergleichlich gute, brave Mädchen! Aus Axel's Herzen wich der Zorn, die wunderbare Fügung gab ihm Frieden. Ja, er fühlte sich, indem er Katharina, die ihm Geschenke, betrachtete, trotz des Schmerzes beglückt. Er ging zu ihr. Sie stand auf. Er breitete seine Arme aus und sprach gerührt: „Gott hat mich für Dich aufbewahrt. Du wirst den alten Onkel lieb gewinnen.“ Sie weinte an seiner Brust. „Wir wollen Deinen Vater mit uns nehmen, dann bleibst Du bei ihm.“ — „O bitte!“ klang es wie ein Hauch aus ihrem Munde.

Spät Abends kam der Augustenburger Leichenwagen mit einem einfachen Sarge, worin der Verstorbene vorläufig gebettet werden sollte. Frau Hanke hatte viele Blumen mitgeschickt und Frau Johannsen legte die aus ihrem Garten dazu. Der Augustenburger Prediger war mitgekommen, auch der Sonderburger Arzt stellte sich ein.

Auf der stillen Straße fuhr die Leiche, von dem

Prediger, von Hellesen und Johannsen begleitet, langsam Dietloff's Wohnstube zu. Dahinter Katharina an der Seite des Onkels.

Der Lieutenant von Einhard hatte sich der Amputation heftig widersetzt. Er war mit Leib und Seele Soldat, als solcher geachtet und schon rühmlich bekannt. Er glaubte, daß diesem Kriege andere folgen würden und hatte gehofft, mit seinen militärischen Fähigkeiten dereinst in größeren Wirkungskreisen dem Vaterlande zu dienen. Machte man ihn zum Invaliden, so war seine Laufbahn, kaum begonnen, zu Ende, all' sein Streben dahin. Ach, und die liebliche Erscheinung, die ihm unter den merkwürdigsten Umständen zweimal begegnete! In seinem Herzen strahlte sie neben der glänzenden Siegesfreude des Ehrentages von Alsen. An die Fremde hatte er gegen seinen Willen denken müssen, als er sie für eine Frau hielt. Seitdem sie ihn gelobt, mit ihren Fingern sein Blut berührt, seit ihren Worten: „Ich bin keine Frau“ konnte er sie nicht mehr vergessen. Und doch sollte er sie verlieren. Denn fand er die Unbekannte auch wieder, als Krüppel durfte er nicht um sie werben.

Lieber wollte er es auf den Tod ankommen lassen, um vielleicht den Arm zu retten.

Es war ein schwerer Kampf, bis seine Religiosität, sein jugendlicher Lebensmuth siegten, bis er sein hartes Schicksal zu tragen beschloß und sich der Autorität der Aerzte unterwarf.

Dann lag der Einarmige im halbdunkeln Zimmer

allein. Eine Diaconissin pflegte ihn. Außer ihr sah er nur die Aerzte und seinen Wärter. —

Capitän Hellefen war noch mehrere Tage geblieben. Erst als Nemilius von Dietloff beerdigt war, schickte er sich an, nach Hause zu reisen. Gern hätte er Einhard gesehen und gesprochen, darauf konnte er jedoch nicht warten. Von Katharina wollte er keinen Abschied nehmen; er meinte, das belästige sie und ihn. „Ich komme ja wieder,“ sagte er Frau Hanke. Aber den Baron wollte er sprechen und ging in dessen Zimmer.

„Nehmen Sie es nicht für ungut,“ begann er. „Hat das Fräulein Ihnen erzählt, was uns im Sonderburger Schlosse passirt ist?“

Dietloff zog ihn auf den Platz sich gegenüber und sagte ja.

„Von einem Boye Hamkens, der sich Petersen nannte?“

Die Stirn des alten Herrn verfinsterte sich; unruhig rückte er auf seinem Stuhle und nickte.

„Gottes Gericht hat ihn ereilt,“ fuhr Jener fort. „Er liegt auch auf dem Augustenburger Kirchhofe.“

Der Baron sprang auf, drückte seine Hände auf Hellefen's Schultern und sagte: „Mann!“ Dann setzte er sich wieder und verbarg das Gesicht in den Händen. Der Andere sprach weiter: „Sie erfahren es wohl am besten durch mich.“

„Was wissen Sie noch?“

„In der Todtenkammer des Sonderburger Schloßes hat er den Spielmann verwundet, den Sie an jenem Abend am Wasser aufgehalten haben.“

„Wunderbar!“

„Die Sachen, die er geraubt hat, sind beim Sonderburger Militärgericht.“ Der Baron machte eine abweisende Bewegung. „Die Preußen haben ihn verwundet gefunden, und hier im Schlosse ist er am selbigen Abend gestorben. Der Spielmann hat ihn erkannt.“

„Wunderbar, wunderbar!“ wiederholte Dietloff, von dem Gedanken, daß seines Bruders schlechter Sohn todt sei, beruhigt. Freilich fehlte der Beweis, wenn gleich Katharina gesagt, daß ihr Vater und sie ihn sicher erkannt hätten.

„Aus Amerika ist er gekommen,“ warf der Capitän hin, da er vermuthete, daß der schweigend Nachdenkende die Mittel überlege, sich Gewißheit zu verschaffen. Dann sagte er: „Nun habe ich noch eine Bitte.“

„Ach, das freut mich!“ rief der Alte. „Könnte ich Ihnen doch danken!“

„Nichts zu danken. Ich bin dem Lieutenant von Einhard zu Dank verpflichtet, denn er hat mein Großkind gerettet.“

Sein Zuhörer bemerkte etwas verlegen, daß er es wisse.

„Er hat den rechten Arm verloren,“ setzte Hellefen hinzu.

„Leider.“

„Ein vortrefflicher Mensch! Wo man nach ihm fragt, hört man sein Lob. Ich wollte bitten, daß Sie für ihn thun, was Sie können.“ Dabei sah der biedere Capitän so verschmizt aus, daß der Baron noch verlegener wurde. „Nun adieu!“ sagte Jener, indem er

aufftand und seine Hand hinreichte. „Ich besuche Sie 'mal wieder. Jetzt will ich in Flensburg nach meinem Metier sehen. Die Preußen haben uns Frieden verschafft.“

„Noch nicht,“ berichtigte der Baron. „Aber bald werden wir unseren Herzog haben.“

„Nein, Herr. Das glaube ich nicht und das wünsche ich auch nicht. Endlich muß die Sach' 'mal in definitive Ordnung.“ Und damit ging er aus der Thür. —

Der Bitte, sich Einhard's anzunehmen, hätte es bei Dietloff nicht bedurft. Er war in diesen Tagen fast immer bei Katharina gewesen, um sie zu trösten und ihre Erzählungen zu hören, und da hatte die Sorge des bekümmerten Mädchens um den fremden Mann ihm nicht entgehen können. Aber Hellesen's Empfehlung war ihm angenehm als Vorwand, den jungen Officier so bald wie möglich zu besuchen. Er ging nun fast täglich in das Schloß, um nach dem Befinden dieses Kranken persönlich zu fragen, wo dann dem alten Herrn, der sich von Anfang an so freigebig erwiesen hatte, auf das höflichste begegnet wurde.

---

Noch eine Zeitlang verweigerten die Aerzte Allen, welche Einhard zu sehen, zu trösten wünschten, den Zutritt. Wechselten sie doch selbst nur wenig Worte mit dem Beklagenswerthen; denn jedes Gespräch nahm leicht eine Wendung, die ihn an seine schmerzliche Lage erinnerte, und es galt, sein tief aufgeregtes Gemüth zu

beruhigen. Der Baron schickte Bücher, Blumen, Früchte, und diese Sendungen thaten dem Einsamen als Beweis fremder Theilnahme wohl.

Als er das Bett verlassen durfte, erquidte ihn der freie Blick in den herrlichen Park. Da kehrte dann allmählich die Freude am Leben zurück. Er machte Pläne für die Zukunft, die ihn freilich mehr beschäftigten als reizten. Aber beginnen mußte er etwas, und wenn er nur erst Kraft habe, wolle er nicht zögern. Die Trübsal wollte er sich fern halten; das schöne fremde Mädchen sollte ihm nicht wieder in den Sinn kommen. An den glorreichen Krieg dachte er mit Genugthuung. Würde es in der großen Zeit, die aufdämmerte, nicht auch für ihn einen Platz geben? War er doch schon jetzt nicht müßig. Mochte er nicht mehr lesen, so übte er sich im Schreiben mit der linken Hand. Einhard, Einarm brachte er bald zu Stande. Und wieder wurde er voll Kummers, wenn dann plötzlich sein rechter Arm, den er nicht mehr besaß, sich fühlbar machte und ihn an glückliche Zeiten erinnerte.

Nun durfte er, anfangs von einem Wärter geführt, im Schloßpark sich ergehen. Die Natur, woran er immer Freude gehabt, besaß hier überraschende Reize. Es waren köstliche Sommertage. Das Meer kühlte die reine Luft, und das dichte Laub der mächtigen Bäume schützte vor der Sonnengluth. Solche Vegetation glaubte der Genesende noch nicht gesehen zu haben, nicht allein der Ueppigkeit, sondern auch der Art nach; denn was man aus südlichen Ländern hierher verpflanzt, gedieh nicht minder zu erstaunlicher Fülle und reichem Blüthenflor.

Von Tag zu Tag dehnte er seine Spaziergänge weiter aus, bis an die Grenze des Parks. Da sah er die fruchtbaren Aecker und die Schnitter, welche das reiche Korn ernteten. Diesen Landstrich hatte der Krieg verschont, und Einhard freute sich an der friedlichen Arbeit.

Jetzt sollte er Gesellschaft haben, doch nicht zuerst von den gesunden Kameraden, die ihn aufregen würden. Mied er doch die Reconvalescenten im Park. Der ihm fremde alte Baron sollte der Erste sein, der ihn besuchte.

Einhard empfing ihn mit höflichen Dankesworten. Sie sprachen von diesem Lazareth, von den Johannitern und Diaconissinnen, und wie Alles so schnell auf's beste eingerichtet. Von dem Schlosspark und der im Sommer höchst anmuthigen Insel Alfen. Der Genesene müsse auch ihre Ostküste kennen lernen, die nicht minder reich an schönen Punkten sei. Von Dietloff's Besizung, wohin der freundliche Herr ihn einlud; von den Freuden des Landlebens und der Landwirthschaft. Dann sagte Jener: „Capitän Hellefen aus Flensburg hat von Ihnen erzählt.“

Einhard rief, indem seine blassen Wangen sich rötheten: „Haben Sie ihn gesehen?“

„Er hat ja meine Richte zu mir gebracht.“

„Die — junge — Dame?“

„Die Sie in Flensburg und Sonderburg gesehen haben,“ antwortete der alte Mann, von dem Ausdruck des jungen betroffen. Als dieser vor sich niederblickend beharrlich schwieg, stand er auf und sagte ängstlich: „Mein Besuch hat wohl zu lange gewährt. Ich komme wieder. Wenn die Aerzte es erlauben, hole ich Sie im Wagen ab.“



Dem Ueberraschten wirbelte der Kopf. Während er den Baron an die Thür geleitete, vermochte er nichts zu sagen als: „Ich danke.“

Der Arzt kam und fand Blick und Puls des Patienten sehr unruhig. „Sie müssen ruhen. Der Besuch ist Ihnen doch zu viel geworden.“

„Gar nicht.“

„Sie lassen sich jetzt entkleiden und legen sich in das Bett. Es geht auf den Abend. Ich schicke den Wärter.“ —

Er sah von seinem Lager durch das offene Fenster die Spitzen der hohen Tannen, von denen allmählich der letzte Sonnenglanz schwand; darüber vergoldete sich der Himmel, ein prächtiger Anblick, den er genoß, ohne es eigentlich zu empfinden; denn seine Gedanken waren nicht dabei. Je stiller und dunkeler es draußen wurde, um so heller jubelte es in seinem Herzen. Sie, die ungeahnt Gefundene, jäh Verlorene war so nahe! Die Blumen, die Früchte, welche der Dunkel sandte, waren sie von ihr gepflückt, geordnet? War sie hier glücklich? — Auch Vorwürfe machte er sich, doch nur, um sie zu seinen Gunsten zu wenden. Wohl nicht dankbar genug hatte er sich gegen den alten Herrn geäußert. Ach! und nach dem leidenden Vater des herrlichen Mädchens hatte er nicht einmal gefragt. Nun war es ja unvermeidlich, sie wiederzusehen. Er mußte Herrn von Dietloff besuchen, bald, recht bald. So dachte und träumte er, bis er fest schlief. —

Als der Arzt den Morgenspaziergang erlaubt hatte, ging er hinaus, bog aber, fast noch träumend, gleich

anfangs in einen aus dem Park führenden Seitenweg, den er noch nicht gegangen war und schritt weiter, ohne die neue Umgebung sonderlich zu beachten. Den Kirchhof freilich, dem er sich näherte, konnte er nicht übersehen. Die Kreuze und Steine zogen seinen Blick an. Da nahm er eine Bewegung wahr, eine schwarze Gestalt, die sich aufrichtete, hückte, wieder aufrichtete, eine Frauengestalt. „Herr Gott, das ist sie!“ Noch einen Schritt machte er, damit ein Gebüsch ihn verberge; dann blieb er stehen. Jetzt hatte das trauernde Mädchen die Arbeit an dem geliebten Grabe gethan und stand, die Gießkanne in der Hand, wie im Gebet. Ruht dort ihr Vater? Es zog ihn dahin. Doch — durfte er sie stören in ihrem Schmerze? Still blieb er; auch dann noch, als sie nach der anderen Richtung langsam wegging. Erst als sie ihn nicht mehr bemerken konnte, wagte er nach der Stelle zu gehen, wo sie gestanden hatte. Ein neues Grab war es, mit Immergrün umpflanzt, mit Blumen bedeckt, noch ohne Kreuz oder Stein. Die Erinnerung an die unauslöschlichsten Eindrücke seines Lebens hielt ihn einen Augenblick fest. Dann wollte er der Trauernden nachgehen. Am Rande des Kirchhofs war eine Reihe neuer Gräber, gleichfalls noch ohne Bezeichnung. Da mochten die gefallenen Krieger ruhen, Preußen und Dänen. Er dachte an sein eigenes Leben, welches er vor Kurzem so gering geachtet hatte. Jetzt war es ihm werthvoll. Kein Mensch war zu sehen, der Weg theilte sich, die Zeit, welche der Arzt ihm für den Spaziergang gesetzt, lief ab. Er kehrte nach dem Schlosse zurück.

Nun aber hoffte er mit Ungeduld auf den Besuch  
Hartmann, Wandel der Zeiten. 23

des Barons und hoch erfreut war er, als um die Mittagsstunde Frau Hanke selbst die Früchte brachte, die ihm bestimmt waren. Nach lebhaftem Dank fragte er gleich, an welchem Grabe er die junge Dame gesehen habe, und ausführlich erzählte sie, was sie wußte und wie gut das liebe Fräulein sei. Er hielt sie lange fest. Erst als sie gehen mußte, bestellte sie, daß der Herr Baron ihn am Nachmittage im Wagen abholen wolle, wenn der Doctor es erlaube.

Mit einer Theilnahme, die aus dem Herzen kam, empfing er Herrn von Dietloff, dem die Wärme und das offene Wesen des jungen Mannes wohlzuthun schienen, denn auch er gab sich heute ohne Förmlichkeit.

Sie fuhren die Straße entlang, auf welcher der Verwundete unter großen Qualen in das Lazareth gebracht war. Bei den letzten Häusern des Fleckens bogen sie links ab, und auf einer Anhöhe ließ der Baron halten. Hier sah sein Begleiter, dessen Augen das Terrain, auf dem er gekämpft hatte, begierig überflogen, die Düppelhöhen und manche ihm wohlbekannte Ortschaft des Sundewitts, fand auch, obgleich der schmale Mtsfund von dem hohen Ufer verdeckt war, die Ueberfahrtsstelle und sprach von den Kriegsbegebenheiten so lebhaft, als ob er laut denke; bis Dietloff ihn unterbrach: „Wenden Sie der blendenden Sonne und Ihren bisherigen Thaten den Rücken und blicken Sie auf mein Land. Dies ist mein, auf der Höhe vor uns der Wald, abwärts die Acker und Gehöfte, unten die Wiesen und hinter jenen Bäumen im Abendlichte mein Haus.“

„O, lassen Sie uns dahin!“ rief Einhard, den die letzten Worte in eine liebe Gegenwart zurückführten.

„Gern,“ antwortete der Alte vergnügt; „aber bleiben dürfen Sie heute nicht, es wird zu viel auf einmal.“

Als sie sich der Wohnstätte des Gutsherrn näherten, sah der ungeduldig Spähende Frau Hanke, die vor dem Hofe gewartet zu haben schien; denn sie verschwand, als der Wagen kam. „Nur einen Augenblick wollen wir halten,“ sagte der Baron, „wir bleiben sitzen; ich bringe Sie nach dem Schlosse.“ Sie hielten vor dem schmucken Gebäude, und gleich darauf trat Katharina heraus. Wohl erglühten ihre Wangen, als sie rasch auf den Wagen zuschritt; doch lag ein Weh in ihren Zügen, als sie dem verstümmelten Officier die Hände entgegenstreckte. Und sie sah, daß es ihn schmerzte, ihr die Linke reichen zu müssen. Deshalb sprach sie mit ihrer natürlichen Güte: „Die Linke ist so gut wie die Rechte. Ich wollte Sie zu Ihrer Herstellung beglückwünschen.“

„Ach, ich danke!“ rief er und sah ihr liebevoll in die Augen. „Ich finde Sie in Trauer!“

„Fahr' zu!“ sagte ihr Onkel. „Sie besuchen uns nun öfter. Ich komme gleich wieder, Katharina.“

Im Thorwege blickte Einhard sich noch einmal um, aber sie war schon in das Haus gegangen.

Am folgenden Tage machte er seinen Besuch, und bald kam er täglich. Zu Herrn von Dietloff, der ihn offenbar gern sah, gewann er schnell ein naheß Verhältnis. Rückhaltlos äußerte Jener sich über die unerhoffte Wendung seines Schicksals, über das Glück, die

Nichte bei sich zu haben. Und ebenso aufrichtig besprach er mit dem Gaste die Pläne, welche dieser für die eigene Zukunft machte, und konnte dann recht heiter ausrufen: „Bleiben Sie hier!“

Je vertraulicher indeß der Onkel mit dem jungen Manne wurde, um so zurückhaltender benahm sich Katharina. Als sollte keine Freude vollkommen sein, so mischten sich jetzt in seinen Genuß der wieder-gewonnenen Gesundheit die Zweifel seines Herzens. Doch nicht für lange; denn bald entdeckte er, daß viele der kleinen Rücksichten, die auf seine Unbehilflichkeit genommen wurden, und gerade die zartesten, von ihr ausgingen. Das gab ihm wieder Muth, und diesen führte eine Unvorsichtigkeit des Barons schnell zur That.

Sie saßen Abends unter dem Kastanienbaum im Blumengarten, und da sagte Dietloff, als wieder von den Kämpfen auf Aßen die Rede war: „Wenn Sie Katharina nicht im Sonderburger Schlosse gesehen hätten, wären Sie dann auch so darauflosgerannt?“

Bestürzt, zum ersten Male, überlegte Einhard die damalige Lage. Wirklich hatte ihn die unerwartete Erscheinung zu jener Handlungsweise getrieben. Sonst hätte er wahrscheinlich bedacht, daß der dänische Haufen bereits abgeschnitten war. Nun versuchte er, weil Katharina erblaßte, zu scherzen. Sie aber stand schnell auf und ging weg.

Fast willenlos folgte er ihr und fragte, da er sie weinend fand: „Was haben Sie?“ Und umarmte sie

und fragte: „Haben Sie mich Einarmigen lieb?“ Und sie schmiegte sich an ihn und sagte ja.

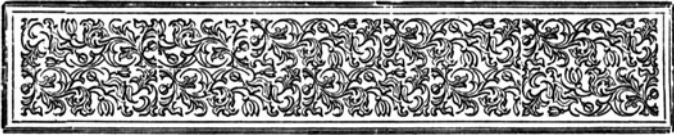
Und nach einer Weile baten sie den Onkel um seinen Segen. „Gott sei gedankt!“ sagte dieser gerührt. „Werdet glücklich, meine Kinder!“

Sie standen, die Hände vereinigt, schweigend, bis Axel von Dietloff bewegt sprach: „Ach, fände meine Heimath jetzt wie ich nach langer kummervoller Zeit den Frieden!“



Gute Tage.





Der Legationsrath Blum kam von seinem Morgen-spaziergange. Er ging an der Schattenseite der Leipziger Straße, langsam, denn es war schon warm. Seine Dogge Tiras folgte ihm, ebenso gelassen schreitend wie ihr Herr, der in diesem Augenblicke dachte, wie unrichtig der Ausspruch sei, welchen man in den Reiseumonaten oft hörte: Berlin ist leer. „Man kommt ja kaum vorwärts,“ dachte er und ging, Alles beobachtend, besonders die Menschen, — d. h. die Männer, das weibliche Geschlecht interessirte ihn nicht — weiter und wurde, wie das in solcher Menge gewöhnlich, von Keinem beachtet oder von Wenigen; denn eben grüßten ihn vier junge Türken, welche zu ihrer Ausbildung nach Deutschland geschickt waren. Und jetzt sah ihn aus einer Equipage, worin drei Chinesen augenblicklich langsam fahren mußten, der vornehmste scharf an. „Der Mandschu scheint mich zu kennen,“ dachte er. „Zu der hiesigen Gesandtschaft gehört er nicht. Ich glaube, daß ich ihm in Tientsin begegnet bin. — Wie hat Berlin sich in den zehn Jahren seit meiner Abreise verändert! Eine gleich großartige, schöne Entwicklung sah ich in keiner



anderen Stadt. Auf Schritt und Tritt merkt man, daß Deutschland ein großes Reich, ein Reich der Zukunft geworden ist.“

Tiras lief voran, um mit einem sehr kleinen und sehr schönen Hündchen Bekanntschaft zu machen, welches ein Duzend Schritte vor ihnen schüchtern bei einer älteren und einer jungen Dame ging. Es blickte, als der große Hund herangekommen, aus zwei dunklen Augen vertrauensvoll zu ihm hinauf. Tiras betrachtete den kleinen Kopf, als wundere er sich, daß derselbe nicht wie der feinige in den vorgeschriebenen, quälenden Maulkorb eingesehnürt war.

Der Legationsrath hatte Letzteres ebenfalls wahrgenommen, betrachtete die Damen, deren schöne Gestalten vornehm einfach gekleidet waren, und ließ besorgt seine Blicke umherschweifen. Sah ein polizeilicher Hundefänger daselbe Vergehen, so war es um den niedlichen Delinquenten geschehen. Und wirklich, dort stand ein Mensch scheinbar schon auf dem Sprunge nach diesem Fange! Nun eilte er an die Damen heran und sagte, den Hut abnehmend: „Treten Sie in diesen Laden, sonst wird Ihr Hund Ihnen genommen.“

Weniger das Erstaunen der Aelteren, als die Schönheit der Jungen beachtend, wiederholte er, die Thür eines Modewaarengeschäfts öffnend: „Treten Sie ein!“ so dringend, daß die Damen seinen Rath befolgten. Hinter ihnen und dem Hündchen schloß er die Thür. Dann sprach er: „Verzeihung! Sie sind wohl fremd hier? Ihr Hündchen hat keinen Maulkorb und wäre Ihnen ohne meine Zudringlichkeit genommen.“

Die ältere Dame sah ihn aus ihrem klugen, noch hübschen Gesicht unsicher an.

„Es ist so,“ sagte ein hinzutretendes Ladenfräulein.

„Dann danke ich Ihnen, Sir,“ sagte die Dame. „Wir sind fremd und haben das nicht gewußt. Wir und noch mehr mein Mann würden sehr betrübt werden durch den Verlust dieses Thieres.“

Die Junge, offenbar die Tochter, hatte ihre großen Augen auf dem Unbekannten ruhen lassen, bückte sich jetzt anmuthig, streichelte den kleinen Hund und nannte ihn Darling. Das klang allerliebste neckisch, so als mache sie sich über die Rolle, welche Darling spielte, lustig.

„Was muß ich thun?“ fragte die Mutter.

„Ich kann leicht ein Maulkörbchen holen lassen,“ antwortete das Ladenfräulein; „sie sind in der Nähe zu haben.“

„O yes, thun Sie das,“ erwiderte Jene und wandte sich den zum Verkauf ausgestellten Gegenständen zu. Der Legationsrath hatte keinen Vorwand, länger zu bleiben; er grüßte, bekam von der Mutter wiederholten Dank, von der Tochter einen freundlichen Blick und schritt hinaus.

Er wollte nach seiner Wohnung gehen, that es aber nicht gleich, sondern kehrte um, kam in die Nähe jener Thür, kehrte abermals um, wiederholte dies so oft, daß Tiras ihn verwundert ansah, und wollte nun wirklich nach Hause gehen, als er, noch einmal sich umblickend, die Damen mit dem Hündchen, welches das Köpfschen unwillig schüttelte, in eine Droschke steigen sah. Sie fuhren an ihm vorbei. Die junge schien ihn früher, als er den Hut abnahm, erkannt zu haben, denn sie hatte

das Hündchen aufgehoben und zeigte, während beide ihm wie einem Bekannten zunickten, mit ihrer kleinen Hand auf das Maulkörbchen.

„Verschwunden!“ sprach er vor sich hin und empfand dabei eine ihm ganz fremde Wehmuth. Weiter dachte er: „Die paar englischen Worte klangen amerikanisch. Ich erinnere mich, schöne Frauen in den Vereinigten Staaten gesehen zu haben, aber keine so schön!“ Er besann sich. „Kastanienbraunes Haar bei solchem Teint, der nur in weiß und roth schimmert, und blaue Augen — ist das nicht eine Seltenheit?“ Diese Frage konnte er nicht beantworten; eher die andere, nach dem Alter der Tochter. Ihre Haltung war stolz, ihr Benehmen sicher. Er hätte sie deshalb gern älter geschätzt; aber mehr als achtzehn Jahre hatte sie wohl nicht, und dies Ergebniß brachte einen Schatten auf seine Züge.

Mit einer Mischung von Fröhlichkeit und Unlust kam er in seine Wohnung, wo er bald aus seiner Arbeitsstube in ein Zimmer trat, welches außer Divans, Fauteuils und mehreren mit Büchern besetzten Tischen, an den Wänden Bilder aus fernen Welttheilen und zwei Glaschränke enthielt. In dem einen lag Alles, was sich auf die Armee und seine militärische Dienstzeit bezog: außer vielen Schrift- und Drucksachen u. a. sein Helm, Degen, Revolver, das eiserne Kreuz und die Kriegsdenk Münze. Er hatte den französischen Krieg als Reserve-Officier mitgemacht und hing mit Liebe und Treue an der Armee, von der er gern sagte: Sie hat das deutsche Reich gemacht. In dem anderen Schranke hatte er die Erinnerungen an die Reisen zusammengetragen, welche

ihn im Consulardienste um die ganze Erde geführt hatten.

Er nahm die neuen Zeitungen und setzte sich in einen Schaukelstuhl auf den Balcon, von dem man auf die sorgfältig gepflegten Gärten im Innern dieses Straßenviertels hinunterblickte. Jetzt stieg ein Sommerblumenduft aus ihnen empor. Zu Zeiten aber brausten und raschelten die alten Baumkronen; „lauter als früher,“ sagte Blum's Portier, „sie schelten, weil die neuen hohen Prachtbauten ihnen den Blick nach den Gärten der benachbarten Quartiere verdecken.“

Der Legationsrath überflog eine französische Zeitung und warf sie weg. „Widerlich! Dieses Blatt gehört zu den besten Pariser Journalen und ist doch so voll Unverschämtheit, thörichter Wuth gegen uns und abgeschmackter Unwahrheit. Mich soll wundern, wie lange der Fürst Geduld behält.“ Er war ein unbedingter Anhänger Bismarck's, den er aus inniger Ueberzeugung den größten Patrioten nannte. In den Fällen, wo dessen Handlungen ihm mißfielen, ja ihn betrüben konnten, tröstete er sich damit, daß er die Beweggründe nicht kenne und der Erfolg noch immer dem Reichskanzler Recht gegeben habe. Diese Verehrung war bei dem äußerlich und noch mehr innerlich unabhängigen Manne ganz selbstlos. Sie entsprach seiner leidenschaftlichen Vaterlandsliebe, seinem kindlich vertrauensvollen Gemüthe, welches vielleicht zusammenbrechen würde, wenn der Glauben an Bismarck scheiterte.

In dieser Stunde aber blieben seine Gedanken nicht lange auf ihrem Lieblingsfelde, der Politik. Ihn hatten

die Damen, welche er für Amerikanerinnen hielt, sonderbar neugierig gemacht, und er beschäftigte sich wieder mit ihnen, als sein Diener in die Thür kam, um „Herrn Referendar“ anzumelden.

„Ach, Paridam!“ rief er, und gleich darauf trat ein junger, ungewöhnlich hübscher Mann auf den Balcon und sagte: „Guten Morgen, Karl. Hast Du Lust und noch Zeit, mit mir zu sprechen?“

„Beides, Vetter.“

„Ich reise heute Nachmittag ab.“

„Also wirklich? Bleibe doch hier, es ist ja schön in Berlin.“

Der Jüngere lachte fröhlich, setzte sich in den anderen Schaukelstuhl und erwiderte: „Fahre mit!“

Der Erstere warf sich zurück und rief fast erschrocken: „In die Enge einer Sommerfrische? Mit einem Koffer in ein ungemüthliches Local?“

„Wir haben Beide recht,“ entgegnete der Vetter. „Ich habe noch viel zu sehen in der Welt.“

„Ja wohl,“ sprach beruhigt der Legationsrath. „Ich moquire mich nur über die Sommerfrischewuth. Auch Leute, die besser zu Hause blieben, machen die Mode mit. Daß so Viele mit Kind und Regel es können, ist erfreulich, denn es ist immerhin ein Zeichen mehr, wie unser Wohlstand gewachsen ist. Aber glaube mir, Viele machen sich große Unbequemlichkeiten, nur um von Reisen sprechen, die Abschieds- und Wiederkunftsvisite machen zu können, — Töchter zu verloben. — Der letzte Grund wäre wenigstens reell. Einerlei wohin, womöglich nach

Orten, wo die lieben Nachbarn nicht gewesen sind, und weit, damit es nach 'was klingt.“

„So unwirsch habe ich Dich noch nicht gesehen,“ versetzte Paridam lustig.

„Wohin willst Du?“

„Bis an den Fuß der Berge fahren und dann wandern, nach dem einzigen Plane, vielleicht mit Aribert zusammenzutreffen, dem Du, weil sein Wechsel abermals nicht ausgereicht hat, ja wieder Geld geschickt —“

Etwas ärgerlich fiel der Aeltere ihm in die Rede: „Du kannst auch 'was bekommen, Du willst ja aber nichts.“

„Ich habe nichts nöthig,“ sagte Paridam begütigend. „Geeigneten Falls werde ich eine Anleihe bei Dir machen.“ Und nach einer Pause fuhr er fort: „Mir ist gesagt, Du würdest wieder in's fernste Ausland geschickt.“

Der Legationsrath erwiderte lebhaft: „Ich hoffe es,“ — setzte dann, sich unterbrechend, ein auffallendes: „Das heißt“ hinzu — und schwieg nachdenklich.

„Ich spreche nicht davon,“ sagte Paridam.

Beide schwiegen einen Augenblick. Dann erklärte Gener: „Du solltest Dich zur Consularcarriere melden; Du hast die besten Aussichten und machst irgendwo im Orient neue Mirza-Schaffi-Lieder.“

„Du solltest Dich freuen, daß unsere Jugend noch Lust hat, zu fabuliren.“

„Das thue ich auch. Freue Du Dich der Jugend. Ich gehöre nicht mehr dazu. So alt wie Du jetzt bist, war ich, als ich aus dem Kriege kam.“

„Und bist noch jung. Aber wie kamst Du eben

zu einem Rathe, den ich früher von Dir nicht gehört habe.“

„Ich weiß es selbst nicht. Glücklicherweise hat unser auswärtiger Dienst eine außerordentliche Bedeutung gewonnen. Man lernt darin die ganze Erde kennen, — muß freilich die Heimath aufgeben.“

Paridam sprach hierauf: „Leugnen will ich weder, daß ich Dich zuweilen um Deine Reisen beneidet habe, noch daß ich vorziehe, mich der inneren Entwicklung unseres Vaterlandes zuzuwenden. Es läßt sich für beide Wege, dem Reiche zu dienen, viel anführen; meine Neigung hält mich im Lande.“

Tiras hatte inzwischen draußen seine Mahlzeit eingenommen, kam jetzt heran und legte zur Begrüßung seinen Kopf auf das Knie des ihm wohlbekannten jungen Herrn. „Er hat heute eine allerliebste Bekanntschaft gemacht,“ erzählte nun der Legationsrath, „eines Hündchens, welches ohne Maulkorb auf der Straße lief und dessen Schönheit mich so interessirte, daß ich die Damen, denen es gehörte, warnte. Eine kleine Art von Wachtelhund, aber auffallend klein, mit langem, goldgelbem, wie Seide glänzendem Haar; dabei große dunkle Augen und äußerst zierliche Bewegungen. Ich hatte ein so hübsches Thier noch nie gesehen und hätte, wäre ein Herr dabei gewesen, mich nach seiner Herkunft erkundigt.“

„Das hast Du von Deiner Damenschau,“ meinte lachend der Zuhörer, indem er aufstand und die Hand zum Abschiede reichte.

„Laß von Dir hören,“ sagte der Legationsrath. —

Paridam ahnte nicht, daß die Erscheinung eines jungen Mädchens seinen Vetter plötzlich verändert hatte. Dieser scheute sich nicht; er wünschte, dem lieblichen Wesen wieder zu begegnen, und da hierzu keine Aussicht war, wenn er sich nicht selbst darum bemühte, so kam ihm der Gedanke, seine Bekanntschaft in den Gesandtschaften, zuerst der amerikanischen, zu benutzen, um sich nach den Fremden zu erkundigen. Dann aber wies er dies von sich. Welchen Vorwand hatte er? Und weshalb ein solches Gefühl vertiefen, weshalb sich einer Unbekannten nähern, die an ihn wahrscheinlich nicht mehr dachte oder doch nur beim Anblick eines Hündchens und seines Maulkorbes? Beinah verwünschte er seine Gutmüthigkeit, die ihn schon oft zu kleinen thörichten Schritten verleitet hatte. Was ging ihn reisender Leute Hund an? Hätte man sie oder ihr Thier in Strafe genommen, es wäre ihnen recht geschehen. Hatte er sich doch in jedem fremden Lande nach dessen Ordnungen gerichtet. Außerdem waren die Damen nicht entgegenkommend gewesen und waren sie Amerikanerinnen, so mochte er sie bei näherer Bekanntschaft wahrscheinlich so wenig leiden wie ihr Land.

Er fühlte sich einsam. Freunde besaß er in großer Zahl; wer ihn kannte, hatte ihn lieb. Und doch war er so allein! Wäre er nicht über das Heirathen hinweggekommen, er würde sich für den häuslichen Heerd recht geeignet haben. Bald nach dem Kriege auf großen Reisen, mit dem Studium der fremden Länder beschäftigt, von dem Eifer, dem neuen deutschen Reiche zu nützen, ganz in Anspruch genommen, hatte er immer nur seine Pflichten im Auge gehabt.



Aber er brauchte sich ja nicht wieder in die weite Welt schicken zu lassen. Freilich war er kaum vierzig Jahr alt, und man rechnete auf seine Erfahrungen. Indefß fänden sich gewiß Andere, Jüngere, welche die Sache ebenso gut oder besser machen würden. Und wie reizend müßte es sein, in Berlin einen bequemen Hausstand zu haben.

Welche Phantastereien! Jugend an das Alter gefesselt! In weiteren zehn oder zwanzig Jahren würde sie noch immer jung, er ein alter Mann sein. — Und seit er mit Paridam auf einen vertraulichen Fuß gekommen war, hatte dieser ihm mehrere Male gesagt: „Du bist auf dem Wege, ein Sonderling zu werden.“

Am nächsten Morgen, auch an den folgenden Tagen, promenierte er um dieselbe Stunde in der Leipziger Straße, ohne den Damen oder auch nur einem Herrn mit Darling zu begegnen.

In der anderen Woche suchte ein Attaché der amerikanischen Gesandtschaft ihn im Auswärtigen Amte auf. Während er mit diesem Geschäftlichen besprach, kämpfte es in ihm, ob er nach den Unbekannten fragen sollte oder nicht. Als der Herr weggehen wollte, that er es. „Ich bin vor einigen Tagen zwei Damen begegnet, einer älteren und einer jungen, mit einem auffallend schönen kleinen Hunde —“

„O, sind Sie es gewesen?“ fiel der Amerikaner ein. „Meine Landsleute haben uns davon erzählt. Mr. Sterner bedauerte aufrichtig, daß er nicht danken könne. Ein sehr angesehenener Mann in Boston, Freund der Künste und Wissenschaften. Wie schade, daß sie plötzlich ihren

Reiseplan geändert haben! Der Kaiser ist nicht hier, die kaiserliche Familie, Bismarck, Moltke nicht. Um sie zu sehen und die Kunstmuseen zu studiren, wollen sie den Winter hier verleben.“

„Wohin sind sie gereist?“ fragte der Legationsrath so unbefangen wie möglich.

„Wir wissen es nicht. Sie wollen Europa kennen lernen.“

Das war eine Fülle von Nachrichten auf einmal. Aber wo war er, Karl Blum, im Winter? Er wollte das Mädchen vergessen und zwar so schnell wie möglich.

---

In der schattigen Veranda der kleinen Sommerfrische saß Herr von Hebersdorf allein. Unbeschäftigt, gelangweilt blickte er auf das Thal unter der steilen Bergwand, wo man die letzte Kornerte einfuhr, und zählte wieder die Windungen des Flusses und die Ortschaften von Osten nach Westen. Das Logirhaus, welches diese Aussicht gewährte, lag in einem Walde, der sich über die Berge weithin erstreckte.

Die Gäste, nur Herr von Hebersdorf nicht, pflegten Nachmittags zu Fuß oder zu Wagen, auch wohl mit Benutzung der zwei Reitesel, umherzustreifen. Das waren für die Wirthin Stunden der Ruhe, und gern leistete sie dem Zurückgebliebenen Gesellschaft.

„Es ist zu heiß,“ so begann sie heute die Unterhaltung.

„Schön still hier, wenn die Anderen fort sind,“ sprach er. „Mir wohlthuend. Jede Unruhe greift mich an. Bin zu viel gereizt, habe mich zu arg strapazirt.“

„Es ist noch so schwül, als sollten wir ein Gewitter haben,“ redete sie weiter, indem sie sich setzte.

„Keine Wolke am Himmel,“ entgegnete er. „Mir war es nicht zu heiß. Nichts gegen Algier und Kairo. Wo ist denn die Familie von Kelling?“

„Sie gingen nach dem Himpelser Berge. Die anderen Herrschaften nahmen den Bankwagen nach der Klingenburg.“

Herr von Hebersdorf sah nach seiner Uhr, sie mit der Hand so bedeckend, daß man ihre einfache Art nicht bemerkte; nur die dünne goldene Kette war sichtbar. Dann zog er aus der Brusttasche des nicht mehr neuen, hellen Sommerrocks ein abgenutztes Etui und legte es, nachdem er eine Cigarre herausgenommen, auf den Tisch, die Seite mit dem silbernen Wappen nach oben.

„Es ist doch schade, daß Ihr Wappen allein ist,“ sagte die Wirthin. „Schöner sind zwei neben einander, wie bei Herrn und Frau von Kelling.“

„Mag schöner aussehen; aber die beiden Wappen sind zusammengenommen nicht so alt wie meines,“ versetzte er und steckte das Etui in die Tasche.

Nach einer Pause nahm sie das Gespräch wieder auf. „Wären Sie acht Tage früher gekommen, so hätten Sie die holländische Wittve kennen gelernt.“

„Das haben Sie schon 'mal gesagt,“ brummte er, hob die Lippe und blickte auf seinen Schnurrbart, als wolle er zählen, wie viel Haare darin grau waren.

„Sie will im nächsten Jahre wiederkommen,“ fuhr sie fort.

„Nächstes Jahr!“

„Ein Jahr mehr macht es nicht. Sie ist ebenso gut wie reich. Etwas corpulent, sonst hübsch; kann auch witzig sein wie Sie.“

Eine schmucke Magd kam, flüsterte etwas, die Wirthin ging mit ihr weg. „Einen Cognac und Wasser,“ rief Herr von Hebersdorf der Magd nach.

Als diese mit dem Verlangten wiederkam, wollte er sie festhalten. „Lassen Sie das!“ sprach sie sehr bestimmt und entfernte sich. Er stand auf, streckte seine schwächige Gestalt, gähnte, trank; dann ging er in den Garten, welchen die Wirthin aus der Waldblöße hinter dem Hause geschaffen hatte. Alte Eichen, Buchen und Tannen umgaben den mit Rasenplätzen und Blumenbeeten geschmückten, mit Tischen und Bänken ausgestatteten hübschen Platz. Die kluge Eigenthümerin hatte denselben durch einen breiten und tiefen Graben gegen die von dem Berge fließenden Regenmassen geschützt und hierdurch den Reizen ihrer Besitzung noch einen hinzugefügt; denn indem das Wasser mittelst eines Wehrs festgehalten und nur für Minuten freigelassen wurde, verschaffte sie ihren Gästen die Möglichkeit, einen Wasserfall zu sehen.

„Abscheuliche Mode, die Sommerfrische!“ dachte Herr von Hebersdorf. Früher verlebte er diese Monate in Heiligendamm und Baden-Baden, den Herbst an der Riviera, Winter und Frühling in der Residenz. Jetzt war sein Wohnsitz ein Landstädtchen, und er mußte, ohne Credit, mit dem geringen Jahrgelde, welches die Ver-

wandten ihm gefichert, haushalten. Von seinem Erb-  
gute blieb ihm nichts als die Erinnerung an die kost-  
spieligen Genüsse einer leichtsinnigen Jugend.

Übermals überlegte er, wie seine Lage zu verbessern  
wäre. Zum Hazardspiele fehlten die Goldstücke, zum  
Wettrennen die Pferde. Eine reiche Heirath war möglich.  
Wenn auch sein Haar ergraute, sein Name blieb ver-  
lockend. Für viel Geld wollte er, so adelstolz er war,  
seine Hand einer Bürgerlichen geben. Einen anderen  
Versuch hatte er gemacht. Er ließ in die Zeitung setzen:  
„Ein Herr von altem Adel und vorgeschrittenen Lebens-  
jahren wünscht einen jungen Mann in passenden Ver-  
hältnissen an Kindesstatt zu adoptiren.“ Das war min-  
destens hunderttausend Mark werth; denn er zweifelte  
nicht, daß man ihm gestatten werde, seinen Namen zu  
verkaufen.

Mit dergleichen Betrachtungen und Hoffnungen be-  
schäftigt, wandelte er im Garten, bis, aus dem Walde  
kommend, auf dem Stege Herr und Frau von Kelling  
mit ihrer Tochter Hilda erschienen. Sie waren Welfen,  
arm und von gutem Adel wie Hebersdorf, und Herr  
von Kelling, pensionirter Major, hatte denselben verdrieß-  
lichen, langweiligen, nur nicht so gescheuten Gesichtsäu-  
druck wie Jener. Frau von Kelling war früher gewiß  
hübsch gewesen, und sah gutmüthig aus. Hilda, ein  
dreiundzwanzigjähriges Mädchen, war auffallend hübsch.

Hebersdorf bewillkommnete sie durch Abnehmen seines  
Hutes, schritt mit ihnen nach dem Hause und, während  
sie dieses betraten, in die Veranda, wo sie das Abend-  
brod gemeinschaftlich einzunehmen pflegten.

Nicht lange blieb er allein, da kamen die anderen Gäste: der preußische Geheime-Rechnungs-Rath Hegemann mit Frau, Beide hager, er gebeugt und weißköpfig, und Herr Neuwerther, Beamter einer Berliner Bank, mit einer dicken Frau und jungen Tochter. Sie gingen grüßend — Herr von Hebersdorf berührte den Rand seines Hutcs — vorbei und nahmen in der anderen Ecke Platz.

„Das war eine hübsche Partie,“ fing die Rätthin an.

„Ich ziehe die Gegend sogar dem Harz vor,“ äußerte ihr Mann.

„Wenn nur mehr Gäste hier wären!“ sagte die Neuwerther.

„Die Pension ist sehr preiswürdig,“ sagte die Rätthin.

„Aber das muß ich sagen,“ fiel Herr Neuwerther ein, „nirgends sind die Pensionen verhältnißmäßig so billig wie in der Schweiz.“

„Daselbe schreibt meine Freundin, die für ein ganzes Jahr nach der französischen Schweiz in Pension gegeben ist,“ sprach vor sich hinblickend Fräulein Neuwerther.

„Sie hat keine Brüder wie Du, Auguste, die studiren sollen,“ entgegnete ihre Mutter, und Herr Neuwerther sprach, sich an den Rath wendend: „Die Jungens haben den Verstand für den höheren Staatsdienst.“

„Zu allen Fächern gehört Verstand,“ murrte der Angeredete, dessen Frau inzwischen zu der Neuwerther sagte: „Ich bin auch nicht für das Französische.“

Die Familie von Kelling kam und wandte sich der Ecke

zu, wo Herr von Hebersdorf sie erwartete. „Süperber Abend wieder,“ redete dieser sie an.

„Noch recht schwül,“ antwortete Herr von Kelling.

„Wärme, ja Hitze ist das Gesundeste,“ entgegnete Ersterer. „An meinem Stillsitzen ist unser Klima schuld. Dieser Sommer bringt mich zu Kräften. Zum Winter reise ich mit meinem Freunde Frischmüller Pascha nach Egypten. Ich muß wieder im Nil baden. Nichten Sie sich auch so ein. Reisen Sie mit, Gnädigste.“

„Im Nil baden!“ rief sie. „Zwischen den Krokodilen!“

„Ist gar nicht gefährlich, aber interessant. Leider recht theuer; denn die Neger, die man um sich herum schwimmen läßt, kosten viel. Es ist ein herrliches Land, freilich sehr heruntergebracht durch die Engländer, die Krämer.“

„Die tadelnde Bemerkung verdienen die Engländer nicht,“ versetzte ungehalten Herr von Kelling. „Die Abneigung gegen sie hat Bismarck mit dem Welfenfond gemacht.“

Ersterer lachte. „Wieder in der hohen Politik!“

„Wie schön die Sonne untergeht,“ sprach Fräulein Hilda mit angenehmer Stimme.

„Und dort der Mond!“ sagte die Mutter.

„Wir müssen erstes Viertel haben,“ erklärte der Vater.

„Lieber Mond, Du gehst so stille,“ fing leise seine Gemahlin zu singen an.

„Die Abendwolken fehlen glücklicherweise,“ äußerte Herr von Hebersdorf.

Das Gespräch wurde unterbrochen und verstummte auch in der anderen Ecke; denn aus dem Walde erklang, allmählich näher, eine schöne Baritonstimme, welche lustig sang:

Die Sonne, die eifrige Schaffnerin,  
Spät Abends erst geht sie zur Ruhe hin,  
Und schaffte seit frühestem Morgen.  
Sie schaute nach Allem und strebte ohn' Raft;  
Sie braute und kochte und webte mit Hast.  
Sie hatte gar viel zu besorgen.

Der Mond sieht der Herrin behutsam nach.  
Er weiß nicht, ob er es schon wagen mag,  
In ihrem Gebiete zu scheinen.  
Jetzt sinkt sie in Schlaf ein, und jetzt blinkt er hell  
Und winkt den Gespielen: Die Zeit ruht, kommt schnell,  
Ihr Sterne, ihr großen und kleinen.

Auch die Wirthin hatte den Gesang vernommen und war in die Hausthür getreten. Sie freute sich über den neuen Gast, einen jungen schlanken Mann mit großen dunklen Augen und kleinem Lippenbart, der in kurzem Rock, eine Reisetasche auf dem Rücken, einen Stock in der Hand, leichten Schrittes zu ihr kam und sie fröhlich anredete: „Guten Abend! Kann ich hier übernachten?“

„Gewiß, mein Herr,“ antwortete sie. „Sangen Sie da oben?“

„Ja. Hat Ihnen das Lied gefallen?“

„Sehr.“

„Es paßte.“

Sie führte ihn nach einer Stube im ersten Stock.



In der Veranda hatte Frau von Kelling gerufen: „Eine schöne Stimme!“ Und an dem anderen Tische sagte die Neuwerther, welche den Fremdling in das Haus treten sah: „Lieber Mann, geh' doch hin und frag', wer das ist.“

Herr Neuwerther legte der Wirthin die Frage und diese dem Angekommenen, als er die Treppe hinuntergestiegen, das Fremdenbuch vor. Der aber schob es zur Seite und sprach: „Hat das solche Eile?“

Nun fragte die Wirthin: „Sie sind gewiß ein Sänger von der Oper?“

Lachend erwiderte er: „Nein, das bin ich nicht. ‚Ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt.‘ Kennen Sie das?“

„Ich sollte nicht kennen, wie der Vogel singt?“ antwortete sie, und abermals lachend trat er in die Veranda.

Hier erstaunte man über seine Schönheit. Er grüßte rechts und links, setzte sich an den Tisch in der Mitte, legte den Hut neben sich, strich das volle braune Haar aus der Stirn, nahm ein Notizbuch und schrieb. Die bürgerlichen Gäste steckten die Köpfe zusammen, und in der adeligen Ecke sagte Herr von Hebersdorf: „Von guter Familie.“

Die Wirthin ging hin und her. Am Tische rechts, am Tische links fragte man sie nach dem Fremden. Herr Neuwerther sprach dazwischen: „Wie ist es, trinken wir eine Flasche, Herr Geheime-Rath?“ und da dieser zustimmend nickte: „Zeltinger.“

Nachdem die Wirthin mit Hülfe der Magd beide

Gesellschaften versorgt hatte, brachte sie dem allein sitzenden Gast das Verlangte. „Guten Appetit, mein Herr,“ sagte sie. „Wir leben hier gemüthlich mit einander. Auch als es noch voll war, kannten sich Alle. Da möchten Sie mir wohl Ihren Namen nennen, damit ich Sie schicklicher anreden kann.“

„Blum ist mein Familienname,“ antwortete er und blickte sie lustig an. „Ein hübscher Name, nicht wahr? Friedrich Theodor Paridam sind meine Vornamen, und Referendar ist mein Titel.“

„Schon Referendar? Und Sie sind noch so jung!“

„Siebenundzwanzig Jahr, zu dienen.“

„Nun wünsche ich, daß es Ihnen schmeckt.“ Mit diesen Worten verließ sie ihn und machte sich an dem adeligen Tische zu thun.

„Wissen Sie jetzt, wie der Herr heißt?“ fragte Hebersdorf.

„Friedrich Theodor Paridam Blum,“ antwortete sie. „Er ist siebenundzwanzig Jahr alt und Referendar.“

„Bei uns gibt es von Blum's,“ bemerkte Herr von Kelling.

„Auch Paridam's,“ sprach seine Frau. „Rede ihn an, er sitzt so einsam.“

„Ich kann mich ihm doch nicht vorstellen!“ brummte er.

Herr von Hebersdorf aber stand auf, ging an den mittleren Tisch, grüßte den jungen Mann in cordialer Weise und setzte sich zu ihm. „Sie haben sich durch ihren Gesang höchst vortheilhaft eingeführt,“ so begann er. „Mein Name ist von Hebersdorf. Wir Alle hörten Sie mit großem Vergnügen, und die Damen sind ganz

entzückt. Frau von Kelling singt auch etwas. Unmittelbar bevor Sie Ihr Lied erklingen ließen, sang sie: Lieber Mond, Du gehst so stille.“ —

An dem bürgerlichen Tische hatte man diese Vorgänge aufmerksam beobachtet. Der Rath bemerkte: „Herr von Hebersdorf thut mit dem Unbekannten gleich sehr vertraulich.“

„Das mag ich von ihm leiden,“ fiel die Neuwether mit einem Blick auf ihren Mann ein. „Der junge Mensch saß so allein, wir hätten ihn zu uns einladen sollen.“

Jetzt erhoben sich die beiden Herren an dem mittleren Tische und gingen an den adeligen, wo der Referendar höflich empfangen wurde und sich niederließ. Auch Frau von Kelling knüpfte verbindlich an seinen Gesang an; sie zeigte ihm überhaupt eine freundliche Aufmerksamkeit. Er aber liebte seine Freiheit. Schon mehrere Male hatte er erlebt, daß weibliche Wesen ihn an sich ziehen wollten; jedoch weder einer Mutter, noch einer Tochter war es gelungen, ihn zu fesseln.

Es dunkelte. Der Mond neigte sich den Bergen zu. Jetzt sahen die am bürgerlichen Tische, daß der neue Gast aufstand und die Damen und Herren ihre Stühle ihm, der sich in die Mitte der Veranda stellte, zukehrten.

Er sang:

Der Wanderer kommt durch finstern Wald.  
Da weitet sich ihm die Brust.  
Sein hochgemuthes Lied erschallt,  
Des einsamen Sängers Lust.

Hinaus tritt er in Mondeslicht.  
Steht vor ihm ein leuchtend Weib.  
„D ziehe heute weiter nicht,  
Du nächtlicher Sänger, bleib!“

Sie reicht ihm eine Schale dar,  
Drin funkelt der goldne Wein.  
Und drüber glänzt ein Augenpaar —  
Das wurde des Sängers Pein.

Der Rath hatte sich, um seine Aufmerksamkeit zu zeigen, gleich genähert; Herr Neuwerther folgte ihm auf einen Wink seiner Frau, das Weinglas in der Hand. Paridam Blum trug sein Lied pathetisch vor. Nach dem letzten Verse flüsterte die Rätbin der Neuwerther zu: „Er hat eine unglückliche Liebe“. Herr von Hebersdorf klatschte Beifall, Herr von Kelling und der Rath machten dies nach; Neuwerther aber hob sein Glas, sprach: „Auf Ihre Gesundheit!“ und leerte es. Paridam verneigte sich und sagte: „In stiller Nacht singt es sich gut.“

„Erlauben Sie,“ fuhr Jener fort, „ich heiße Neuwerther. — Herr Geheime-Rath Hegemann. — Darf ich Sie unseren Damen vorstellen?“

Sie gingen nach dem bürgerlichen Tische.

„Er scheint uns nicht mehr zu würdigen,“ klagte Frau von Kelling lächelnd.

„Ein junger Forscher will Alles kennen lernen, meine Gnädigste,“ versetzte Herr von Hebersdorf. „Ich habe es auch so gemacht. Und leugnen kann ich nicht, daß trotz dieser ausgezeichneten Lieblichkeit“ — er reichete

Silda die Hand — „die Tochter des Bankbeamten ein hübsches Mädchen ist.“

„Es ist spät,“ erwiderte sie. Man sagte sich gute Nacht. Bald war es leer in der Veranda. Im Hause wurden die Thüren geschlossen. Oben blieben die meisten Fenster offen. Die Blätter des Waldes säuselten. Darüber schimmerten durch einen Nebelschleier die großen Sterne.

---

Die Nacht hatte die Luft wenig gekühlt, aber Wolken bedeckten die Sonne. Paridam wollte sich in der Landschaft umsehen. Er warf den Brief, den er soeben an seinen Bruder, den Studenten, geschrieben hatte, in den Briefkasten neben der Hausthür und wählte den Pfad, welcher nahe am Hause beginnend, in Windungen um die Felsen zu Thale führt. Auf halber Höhe, am Fuße der hier überhängenden, eine Grotte bildenden Wand erreichte er den Standpunkt für diejenigen, welche den Wasserfall betrachten wollen, einen freien Platz mit Holzbänken, alte Bäume umher, in der Mitte ein Becken ausgehöhlt, aus dem ein Rinnsal abzieht. Diesem folgend, stieg er den Berg ganz hinunter. Dann erblickte er durch den lichten Wald die ersten Häuser des Dorfes Himpelsen und hörte schlechte Musik, offenbar Dorfmusikanten. Was hatte das so früh und an einem Werktag zu bedeuten?

Als er an die Straße gelangt, kam aus einem ansehnlichen Gehöfte ein sonderbarer Zug. Voran die

Musik. Dann drei Bauern, einer mit schneeweißem, einer mit ergrauendem Haar, ein junger, jeder an einer Stange einen großen Kranz tragend, der erste grün, der zweite von silbernem, der dritte von goldenem Papier, darin die Jahreszahlen 1834, 1859, 1884. Also eine goldene Hochzeit. Nun aber kamen Leute in einer Tracht, welche Paridam noch nicht gesehen hatte: Die Männer Dreispitze auf dem Kopfe, blumige Westen, lange weiße Röcke mit großen silbernen Knöpfen; die Frauen schlicht anliegende goldene Mützen, buntgestickte Halstücher, weite weiße Ärmel, rothe Röcke. Ein Greis und eine Greisin wurden neben einander auf bekränzten Stühlen getragen und erwiderten heiter blickend den Gruß des verwunderten Zuschauers. Die Uebrigen in der absonderlichen Kleidung umgaben das Paar. Viele Andere folgten. Immer wurden es mehr; es blieben wohl wenig zu Hause.

„Holt ihn her!“ hörte Paridam jetzt, und zwei Bäuerinnen in den goldenen Hauben und rothen Röcken kehrten um, legten ihre Arme in seine und führten ihn unter Gelächter fort. Er ging lustig zwischen ihnen bis nahe hinter das Jubelpaar, wo ein schmucker Bursche zu ihm trat und manierlich sprach: „Wenn Sie Lust haben, so gehen Sie mit.“

„Gern,“ antwortete Paridam und sah dabei so fröhlich aus wie die ihn betrachtenden Landleute. Die Bäuerinnen ließen ihn los, und er schritt neben dem Burschen weiter. „Eine hübsche Gesellschaft! Wie heißen die Alten?“

„Schulte Anderheiden und meine Großtante Littergarde, geborene Lindenlaub. So wie ich heiße.“

„Gi, Lindenlaub! Und ich heiße Blum. Wir passen zum Sommertage.“

Der junge Bauer reichte ihm die Hand und schüttelte sie. Dann sprach er: „Großvater Lindenlaub und mein Vater und mein Bruder tragen die Kränze.“

„Das mag wohl selten vorkommen.“

Die Musik blies wieder. Dazu jauchzten Burschen und Mädchen.

„War diese schöne Kleidung in Ihrem Lande früher gebräuchlich?“ fragte Paridam, indem er seinen neuen Freund von oben nach unten besah.

„Ja,“ antwortete dieser geschmeichelt. „Vater sagt, bei der silbernen Hochzeit hätten noch die Meisten sie gehabt. Für heute haben wir sie aus den Truhen gesucht und zu paß gemacht. Vater sagt, Alle zögen sich jetzt egal an, weil die Menschheit zu viel in der Welt herum kommt. Zum Fortschritt gehören wir darum nicht. Sie sind auch wohl zu der Wahlversammlung gekommen?“

„Nein!“ lautete die lachende Antwort. „War hier Wahlversammlung?“

„Gestern Abend in unserer Stadt. Vater und ich sind dagewesen. Man kann sich so 'was ja 'mal anhören. Hier stimmen sie doch, wie Großonkel Anderheiden sagt.“

„Wer redete denn?“

„Zwei vom Fortschritt waren da, ein ansehnlicher und Einer, der redete. Vater rief dazwischen: „Die bringen gar nichts zu Stande.““

Die Musik schwieg. Der etwas wild gewordene

Zug ordnete sich und schritt schweigend der Kirche zu. Lindenlaub sah nach den Wolken und sprach: „Wenn Sie bei uns bleiben wollen, so ist es schön. Sonst müssen Sie umkehren, denn es kommt Regen.“

„Besser, ich gratulire dem Jubelpaar ein andermal,“ erwiderte Paridam, drückte dem jungen Bauer die Hand, nickte den Anderen zu und schlug einen Weg ein, der bergan führte.

Bei Tische wurde er von Kellings, welche erfahren hatten, daß er nicht zu den von Blum's gehörte, kühler empfangen. Doch interessirte es sie, als er ausführlich und lustig erzählte, was er in Himpelsen erlebt hatte, und die alte Bauerntracht schilderte. Man bedauerte, daß sie aus der Mode gekommen, und Frau von Kelling beschrieb eine ähnliche, die in der Nähe ihrer Heimath noch gebräuchlich sei.

Da schrafen die Damen zusammen, auch Herr Neuwerther. Die Anderen blickten überrascht auf. Ein leuchtender Blitz und unmittelbar darauf ein Donner, der manchen Muth erschütterte hätte.

„Ein Gewitter,“ sagte Herr von Hebersdorf. „Nichts ist großartiger als ein schreckliches Gewitter auf dem Meere, wenn die Blitze an den Masten des untergehenden Schiffes hinabzüngeln.“

Man hatte nicht die Ruhe, sich in diese Lage hineinzuwenden. Blitz folgte auf Blitz, ein Donner rollte und knatterte in den anderen. Der Regen goß vom Himmel und plätscherte auf den Steinen. Die Hausleute stürzten nach den Fenstern, um sie zu schließen. Die Gäste standen auf. Frau Neuwerther faßte heftig, als wäre sie von



dem gewaltigen Naturereigniß betäubt, Augustens Hand und sprach, an Paridam herantretend: „Schrecklich schön, Herr Referendar!“ Und als dieser sie beruhigend ansah: „Hoffentlich verzieht es sich, und dann machen wir einen Spaziergang.“

Er verließ den schwülen Saal, lief hinaus unter das schützende Dach der Veranda und genoß die köstliche Luft. Das Gemitter entlud sich schnell; schon ließ der Regen nach, aber in dem Grenzgraben war das Wasser bis an den oberen Rand des Wehrs gestiegen. Und jetzt ein Krachen, ein Tosen, ein Fallen — das Wehr war gebrochen, das Holzwerk hinabgerissen; wider Willen der Wirthin rauschte der Wasserfall, und gleichzeitig schallte von unten herauf ein rauher Hülfseruf. Ein Mensch schien getroffen zu sein. Paridam eilte den Pfad hinunter.

Noch einmal hörte er durch das Rauschen denselben Ruf, da war er schon unten. Er sah aber keinen Menschen. Die Trümmer des Wehrs tanzten in dem steinernen Becken. „Hier!“ sprach jetzt eine andere Stimme hinter dem Schleier des fallenden Wassers.

„Sind Sie gesund?“ fragte er, schon weniger besorgt.

„Gesund ja, aber gefangen,“ antwortete die rauhe Stimme so komisch verdrießlich, daß Paridam kaum das Lachen unterdrückte.

„Ich kann Sie nicht befreien,“ versetzte er; „aber der Wasserfall wird bald vorbei sein, der Regen hat schon aufgehört. Ich will Ihnen Gesellschaft leisten.“

„Wohnen Sie oben? Ist es gut da?“ fragte die rauhe Stimme.

„Sehr gut. Wie kamen Sie in die Höhle?“

„Wie wir hoffentlich bald herauskommen, auf natürlichem Wege,“ sagte ärgerlich derselbe.

„Weshalb wollten Sie durchaus gehen!“ fiel der Leidensgefährte ein. „Wären wir mit unserem Gepäck gefahren, so brauchten wir hier nicht unterzukriechen.“

Von oben kam Jemand gelaufen, ein Knecht, abgeschickt, um zu fragen, wie man helfen könne.

„Mittagessen bereit halten,“ sprach die rauhe Stimme, „Zwei Zimmer,“ die andere. Der Knecht kehrte, von dem Referendar des weiteren belehrt, um.

„Ein ganz verfehltes Unternehmen,“ fing der mit der rauhen Stimme wieder an, „eine Wahlversammlung, wo solches Bauernpack die Majorität hat.“

„Ich habe es vorhergesagt,“ behauptete der Leidensgefährte. „Der wohlhabende Landkreis ist konservativ.“

„Gerade deshalb,“ entgegnete der Erste, „das Conservative muß heraus.“ Worauf der Zweite versetzte: „Nach dem Rufe: ‚Die bringen gar nichts zu Stande‘ war es vorbei.“

„Ha ha,“ dachte der Draußenstehende, „das rief Vater Lindenlaub.“

Nach einer Pause fuhr der Zweite fort: „Es wird dünner.“ Hiermit meinte er das Wasser und da er nun gegen das äußere Licht erkannte, daß der Zuhörer ein elegant gekleideter Herr war, rief er: „Wir wollen uns bekannt machen. Ich bin der Fabrikant Riekmann.“

„Rechtsanwalt Rettig,“ setzte der mit dem rauhen Organ mürrisch hinzu.

„Referendar Blum,“ gab Paridam zurück. „Die

Herrn haben nur ein paar Schritte; wenn Sie die geringe Mäße nicht scheuen, sind Sie frei.“

Nun sprang ein schlanker, blonder, hübscher Mann heraus; dahinter ein runder, schwarzer, dessen Züge ohne den Ingrimms auch recht hübsch sein mochten; beide wohl mitten in den Dreißigen. Jener sprach: „Kiekmann,“ dieser: „Sind wir bald oben?“ Kiekmann reckte und schüttelte sich frohsinnig und sagte: „Ich stifte in das niedrige Loch eine Bank, damit man sich wenigstens setzen kann. Aber doch besser, als wenn wir durch das Sturzbad, das plötzlich aus den Wolken fiel, weiter gegangen wären.“ —

Einige Stunden später saß Herr von Hebersdorf in der Veranda allein. Der Himmel hatte sich geklärt; ruhig und angenehm erfrischt war die Luft, und auf den Bäumen glitzerten die letzten Regentropfen im Sonnenschein.

Die Wirthin kam. „Wo sind die Herrschaften?“ fragte er.

„Die Familie von Kelling ist nach dem Hohen Rande gegangen und Hegemann's und Herr Neuwerther nach dem Steinbruche. Unsere Spaziergänge sind doch herrlich, man hat gleich wieder trockenen Boden.“

„Und die Anderen?“

„Frau Neuwerther und Fräulein Auguste sehen aus dem Fenster, und Herr Referendar leitet den neuen Herren Gesellschaft. Noch sitzen sie beim Nachtsch. Die lassen 'was draufgehen.“

„Wer sind sie?“

„Doctor Kettig, Rechtsanwalt, und Fabrikant Kief-

mann aus Berlin. Dies ist der Blonde. Sie gehören zum Reichstage.“

„Fabrikant Riefmann?“ betonte Herr von Hebersdorf. „Das ist ein schwer reicher Mann.“ Er hatte allerlei Gedanken, u. a. ob der vielleicht seinen Adel kaufe.

Jetzt nahen Schritte, die Wirthin stand auf und ging weg. Kelling's kamen und nach ihnen Hegemann's mit den Damen Neuwerther. Sie begaben sich an die gewohnten Plätze. Gleich darauf hörte man eine angenehme männliche Stimme: „Es ist schön hier. Also in die Veranda.“ Die Reichstagsmitglieder traten mit dem Referendar, die Anwesenden grüßend, ein; Letzterer führte sie an den mittleren Tisch und setzte sich zwischen sie. Riefmann drehte der bürgerlichen, Kettig der adeligen Seite den Rücken zu und dieser rief: „Fraktionstreue, darauf kommt Alles an. Wir nehmen keine Vorlage an, die von Bismarck kommt.“

„Der Fürst Bismarck hat ja dem Vaterlande die außerordentlichsten Dienste geleistet,“ sprach Paridam mit Wärme.

Der Rechtsanwält unterbrach ihn: „Seit er Minister ist, geht der Fortschritt zurück.“

„Er hat Deutschland weiter gebracht als irgend Einer vor ihm,“ entgegnete ruhig der junge Mann, der lieber von Anderem gesprochen hätte, aber solche Aeußerungen nicht unerwidert lassen konnte. Im Speisesaale war der politische Standpunkt von dem Doctor gleich zur Sprache gebracht und mit zunehmender Heftigkeit behauptet worden, während der Fabrikant zurückhaltend schwieg. Der fruchtlose Wortstreit schien nicht enden zu wollen. Da trat Herr Neuwerther in die Veranda und

ging mit der Anrede: „Das muß ich sagen, so trifft man sich!“ auf Rettig zu.

„Sind Sie auch hier?“ erwiderte dieser.

„Bleiben Sie länger?“

„Ich denke, ein paar Tage, zur Erfrischung.“

„Das ist recht. Ich will nicht stören, wir sehen uns ja.“ Und Neuwerther ging nach dem bürgerlichen Tische. Dort mußte er berichten, was er von seinem Bekannten wußte. Derselbe sei Rechtsanwalt der Bank, auf dem Wege ein reicher Mann zu werden, eifriges Mitglied der Fortschrittspartei.

„Und Sie gehen mit ihm um?“ fragte der Rath.

„Ich kenne ihn nur aus den Geschäften, muß aber doch sagen, daß ich mich vor seinem Umgange nicht scheuen würde.“

„Ist seine Frau auch so?“ fragte die Neuwerther.

„Ich weiß nicht, ob er eine hat. — Aber noch eine interessante Nachricht. Das Telephon rief. Der Eisenbahndamm ist gebrochen. Zwei Herrschaften, die nicht weiter können, fragten an, ob hier Platz wäre. Die Nacht wollen sie in der Stadt bleiben. Morgen wird also unsere Gesellschaft noch größer.“ —

Kelling's hatten sich gewundert, daß Herr Blum, der, obgleich bürgerlich, ein Mann von guten Formen war, seine Gesellschaft den Demokraten lieb, von denen der schwarze, laute einen unangenehmen Eindruck machte. Herr von Hebersdorf wollte dies nicht vollständig gelten lassen. „Etwas Toleranz, meine Gnädige,“ sagte er. „Was können Sie an dem Anderen aussetzen? Sein Gesicht gefällt mir. Mißverstehen Sie mich nicht, wenn

ich seine Bekanntschaft suche. Der Mensch soll immer lernen und das Meiste lernt er von Menschen.“

Er trat an den mittleren Tisch und redete den Referendar an: „Wollen Sie mich mit den Herren bekannt machen?“

Als dies geschehen, leitete er die Unterhaltung mit der Frage ein: „Die Herren wollen sich zu uns gesellen?“

„Etwas Waldluft athmen,“ antwortete Riefmann.

„Die Ruhe wird Ihnen gut thun. Das Berliner Leben ist sehr anstrengend. Mich hat es ruinirt. Die Herren sehen freilich so gesund aus, daß Ihnen sogar die parlamentarischen Kämpfe nichts anzuhaben scheinen.“

„O nein!“ lachte Riefmann. „Eher noch der tägliche Streit mit den Arbeitern.“

„Sie meinen die socialdemokratischen Wühlereien?“

Riefmann nickte.

„Die hätten längst aufgehört ohne das Ausnahme-gesetz,“ warf Rettig dazwischen.

„Im Gegentheil, man hätte das Gesetz permanent machen sollen,“ äußerte nun Hebersdorf.

Rettig, welcher die Gesellschaft ihm gegenüber schon länger beobachtet hatte, stand, als lohne es sich nicht weiter zu reden, auf und begab sich dahin. Hierauf sprach Riefmann: „Die Führer meiner Partei wollen das Socialistengesetz nicht, und ich darf mich nicht ausschließen. Aber Sie haben recht, es ist ganz unentbehrlich.“ Er unterbrach sich und fuhr dann fort: „Da Sie mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft gegeben haben, so darf ich Sie wohl bitten, mich jenen Damen und dem Herrn vorzustellen.“

Dem mußte Hebersdorf sich nun unterziehen. Er that es in einer Weise, daß Kelling's nicht umhin konnten, dem Fremden wenigstens die Rücksicht zu schenken, welche die gute Sitte erheischt, und da derselbe eine angenehme Gewandtheit zeigte und der Referendar sich auch zu ihnen setzte, so belebte sich bald das Gespräch.

---

Die beiden Reichstagsmitglieder hatten in ihrem Reiseplane den folgenden Vormittag zu einer langen Fußwanderung bestimmt. Am Morgen wollten sie den Referendar mitnehmen; der war aber schon fort.

Sie gingen selbender schweigsamer, als gewöhnlich. Sie politisirten nicht; auch pries Niekmann die schöne Natur nicht, für welche er sonst Empfindung hatte. Nur flüchtig berührten sie die Bekanntschaften des gestrigen Abends. Schon nach einer Stunde meinten sie, daß es Zeit sei umzukehren.

Mittlerweile hatten sich die übrigen Gäste an ihren Kaffeepätzen im Garten eingefunden, wo sie an sonnigen Tagen zu weilen pflegten, bis die umgebenden Waldbäume nicht mehr schatteten.

Herr von Hebersdorf kam zuletzt und machte alsbald eine Bemerkung, welche Frau von Kelling unangenehm war, obgleich er vielleicht die telephonisch angemeldeten Gäste meinte: „Heute kann man sagen, wir warten der Dinge, die da kommen sollen.“ Er hatte gestern Abend wahrgenommen, daß Hilda und der Fabrikant einander gefielen, auch durch geschickte Wendung des

Gesprächs in Erfahrung gebracht, daß dessen Hand noch frei war. Daraus schöpfte er die Hoffnung, daß der reiche Mann sich von ihm adoptiren lassen werde; denn wollte derselbe das Fräulein heirathen, so war ihm ein adeliger Name gewiß erwünscht, ja nothwendig. „Ein angenehmer Herr, Herr Kiefmann,“ sprach er, als die Rede auf den gestrigen Abend kam. Hilda erhob sich, um die Wege des Gartens zu durchwandeln.

„Ich weiß nichts Angenehmes von ihm,“ versetzte ihr Vater, „als daß er zu den Feinden Bismarcks gehört.“

„Er hat eine aristokratische Gesinnung,“ meinte Herr von Hebersdorf.

„Der Demokrat?“ fragte Herr von Kelling erstaunt.

„Das ist er gar nicht.“

„Dann stimmt er gegen sein besseres Wissen.“

„Das thun Viele, das fordert die Partei.“

„Dann sollte er austreten.“

„Das thut er vielleicht. Glauben Sie mir, er ist ein angenehmer Mann.“

„Unverschämt reich ist er, wie Sie sagen. Weiter nichts.“

„Geld regiert die Welt,“ entgegnete Hebersdorf.

„Ach was!“ sagte Kelling ärgerlich, nahm seine Zeitung und ging weg. Seine Frau folgte ihm mit den Augen und sagte nach einer Pause: „Mein Mann kann das Jahr 1866 nicht vergessen.“

„Davon war ja nicht die Rede,“ entgegnete Hebersdorf. „Ihr Herr Gemahl stand auf, als ich den Werth



des Geldes betonte. Und es ist doch so: Geld regiert die Welt, und Herr Riekmann ist ein angenehmer Mann.“

Frau von Kelling richtete ihren Blick auf Hilda; auch Hebersdorf sah mit theilnehmend nachdenklichem Ausdruck dahin. Abermals entstand eine Pause.

Endlich fing er an: „Ich wage zu wiederholen: Einige warten der Dinge, die da kommen sollen.“

„Ach!“ machte sie, halb zustimmend, halb unwillig.

„Grollen Sie mir nicht,“ sprach er weich, „ich ver-ehre Sie.“

„Vorüber Sie scherzen, wäre doch wohl unmöglich, weil gegen die Sitte.“

„Was ist Sitte? In Afrika gibt es eine Völkerschaft, bei der es Sitte ist, sich zur Begrüßung anzuspucken. In den Ländern, die man die civilisirtesten der Welt nennt, beschimpfen sich die Abgeordneten des Volks in öffentlichem Parlament auf das gröblichste und gehen gleich darauf Arm in Arm.“

„Jetzt verstehe ich Sie wieder gar nicht,“ unterbrach sie ihn.

Er fuhr fort: „Eltern dürfen nicht so engherzig sein, wenn die Tochter culminirt hat. Fabrikanten sind heutigen Tages Fürsten und Grafen. Das einzige Begründete ist: Herrn Riekmann fehlt der Adel. Wenn er den nicht bekommt, freilich —.“ Er blickte nach dem Stege zwischen Garten und Wald und lächelte. „Sehen Sie!“

Da stand Riekmann mit Hilda in heiterem Gespräch.

Das Paar achtete nicht einmal auf das Posthorn, welches die Aufmerksamkeit der Anderen erregte. Die Töne waren in dieser Einsamkeit selten, und nun fuhr

gar eine große Postkutsche heran und hielt vor dem Hause. Aus dem Vordercoupé stieg ein alter Livreedieners, dann ein junges Frauenzimmer. Dieses blickte nach allen Seiten, so daß man sehen konnte, es war hübsch. Mit Hülfe des Dieners kamen ein Herr und eine Dame aus der Kutsche. Jung waren Beide nicht, doch auch nicht alt. Sie schritten gleich in das Haus. Darauf wurden viele Koffer abgeladen und hineingebracht.

Im Hause betrachtete der Herr die einfache Ausstattungs der Räume, welche die Wirthin ihnen zeigte, gar nicht; die Dame blickte mißachtend darauf. Noch deutlicher ließ die Jungfer merken, daß sie an Besseres gewöhnt sei.

Der Herr erfreute sich eine Weile an der schönen Aussicht aus seinem Fenster. Dann setzte er sich und las in dem Buche, welches er bei sich gehabt. Der Diener trug aus dem Schlafzimmer viele Bücher herbei und legte sie auf einen Tisch.

Während in dem zweiten Schlafzimmer die Jungfer einen großen Koffer ihrer Herrin nach dem anderen auspackte, saß diese in ihrer Wohnstube im Sofa. Sie trug sich Jäger'sch, zog die wollenen Handschuh nicht aus und bediente sich eines wollenen Schnupftuchs. Vor ihr stand die Wirthin, welche, die Zufriedenheit mit dem reichen Besuche verbergend, die ersten Aufträge stumm nickend oder ein „Sehr wohl“ sprechend anhörte und erst bei der Forderung des Diner à part und zu einer späteren Stunde sagte: „Erlauben Frau Gräfin —“

Die Fremde schüttelte das Haupt.

„Oder Baronin, ich weiß nicht. Die gnädige Herr-

schaft würde sich an der table d'hôte amüsiren. Es befindet sich ein wichtiger, weitgereister Herr in der adeligen Gesellschaft."

"Adelige Gesellschaft?" sagte die Dame und ihre übellaunigen Züge klärten sich auf.

"Herr und Frau von Kelling mit Fräulein Tochter und Herr von Hebersdorf?"

"Von Hebersdorf?" wiederholte sie noch mehr überrascht. "Welcher von Hebersdorf."

Die Wirthin erzählte, was sie von ihm wußte und sagen wollte. Anscheinend genügte es nicht, den interessanten Namen zu erklären. "Nun gut", sagte Jene, "wir werden an der table d'hôte speisen. Ich will bei Herrn von Hebersdorf sitzen."

Letzteres war gegen die Ordnung, denn neue Gäste kamen an das untere Tischende; aber die Wirthin schwieg hiervon und verließ mit einem Knix das Zimmer.

Draußen ging die, trotz des augenblicklich mürrischen Wesens, allerliebste Jungfer ohne Gruß an ihr vorbei. Sie rief sie an: "Jungfer!" Das Mädchen blickte sich um und ging weiter. "Fräulein!"

"Was wünschen Sie? In Ihrer menschenleeren Sommerfrische ist wohl Zeit zu plaudern?" Diese ungezogenen Worte kamen doch schelmisch und zu weiterer Unterhaltung auffordernd aus dem niedlichen Munde. Die Wirthin wollte nicht zürnen und fragte schmeichelnd: "Wie heißt die Herrschaft, die eine so hübsche, stolze Zofe hat?"

"Das will ich Ihnen sagen. Aber Zofe verbitte ich mir. Nennen Sie mich, wie ich heiße, Blondina."

Die Frau lächelte. „Das paßt zu Ihrem schönen Haar.“

„Abgefürzt Blonda. Der Herr ist Immanuel Kettelbach.“

Bestürzt rief die Andere: „Immanuel Kettelbach? Wer ist Immanuel Kettelbach?“

Blondina schlug die Hände zusammen. „Hat die noch nichts von Immanuel Kettelbach gehört! Das ist ja der weltberühmte Professor!“

„Nein, von dem habe ich noch nichts gehört. Ist er denn so reich?“

„Na, er verdient eine Unmasse Geld und seine Frau ist reich. Eine geborene von Hahnwinkel. Und dabei haben sie nur einen Sohn. Der reißt mit seinem Erzieher.“

Herr von Hebersdorf kam die Treppe herauf, Blondina beobachtete ihn. „Ei ei!“ sagte er, sie erblickend. Als er die oberste Stufe erstieg, machte sie einen ärgerlichen Knix und hüpfte weg. Die Wirthin redete ihn an: „Sie müssen mir bei den Gästen helfen, wir müssen die Tischplätze ändern,“ und ging mit in seine Stube.

Als Blondina ihre Geschäfte erledigt, die Toilette geordnet, die leinenen Tücher im Bette ihrer Herrin mit wollenen aus einem Koffer vertauscht und die Professorin für den Mittagstisch gekleidet hatte, suchte sie nach Unterhaltung, hörte sich in der Wirthschaft um und promenirte auf dem Corridor, um die Gäste zu sehen. Herr von Kelling war ebenso uninteressant wie Hebersdorf. Der Rath Hegemann und Herr Neuwerther kamen gar nicht in Betracht. Da trat Herr Kiekmann aus seinem Zimmer.

Sie grüßte ihn hübsch und dreist; er achtete nicht darauf. Dann kam der Doctor Kettig, dem sie sich in derselben Weise bemerklich machte. Er sah sie an und erwiderte, gegen seine im Allgemeinen grobe Art, ihren Gruß freundlich. Er mochte Auguste Neuwertner wohl leiden, die Mutter nicht; das machte ihn mit sich uneins. Ohne ein Wort zu sagen, stieg er die Treppe hinunter. Hörbar ging sie ihm nach vor die Hausthür. Er sah sich noch einmal nach ihr um. Dann schritt er nach der Veranda, wo sich die meisten Gäste vor Tisch einfanden.

Jetzt erblickte sie einen schönen jungen Mann, welcher, den Hut in der Hand, den Bergpfad heraufkam. Das war wohl der noch Fehlende. Um ihn aufmerksam zu machen, sang sie einige Töne eines neuen beliebten Operetten-Couplets. Der helle Klang interessirte ihn, er hob den Kopf, sie machte eine gar zierliche Verbeugung. Er redete sie an: „Das ist ein lustiges Lied. Sie gehören wohl zu den Reisenden, welche die Unterbrechung der Eisenbahn hierher gebracht hat?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete sie und blickte in seine Augen. „Ich war hierüber sehr ärgerlich; aber jetzt — und meiner gnädigen Frau ging es ebenso. Wir wollen nach der Schweiz.“

„Wie heißt denn Ihre gnädige Frau?“

„Frau Professor Kettelbach.“

„Die Frau von Immanuel Kettelbach?“

„Endlich einmal ein Gebildeter! Sonst weiß hier Keiner was von Immanuel Kettelbach.“

Er lachte. „Ich habe bei ihm gehört,“ sagte er.

Im Hause wurde die Tischglocke geläutet. „Ich komme zu spät.“

„Auf Wiedersehen!“ rief sie ihm in einem Tone nach, der einladend genug klang. —

Herr von Hebersdorf war der erste im Speisesaale. Durch eine geschickte Vertheilung der Plätze hatte er bewirkt, daß alle früheren Gäste in die Aenderung willigten, mehrere sogar mit derselben sehr zufrieden waren. Kettelbach's kamen fast zuletzt, die Professorin mit stolzer Bewegung, hinter ihr der Professor, hinter diesem sein Diener. Die Gesellschaft setzte sich zu Tische. Der Diener reichte seiner Herrin, welche ihre wollenen Handschuh anbehielt, eine wollene Serviette. Die Ehepaare Hegemann und Neuwerther betrachteten schweigend die Professorin mit großer Verwunderung. Frau von Kelling führte mit Herrn Riekmann, der zwischen ihr und Hilba saß, ein Gespräch; desgleichen der Doctor Rettig mit Auguste Neuwerther. Der Platz des Referendars war noch leer. Der Professor schwieg neben der Geheime-Rechnungs-Räthin und Herr von Kelling konnte nichts sagen, weil die Professorin an seiner Seite Rede und Gesicht Herrn von Hebersdorf zuwandte. „Wir sind verwandt,“ begann sie französisch.

„D!“ machte er.

„Meine Großmutter mütterlicherseits war eine von Hebersdorf.“ Er sah sie mit so überlegenem Hochmuth an, daß sie etwas bestürzt weiter sprach: „Ich bin Amalgunda von Hahneminkel.“

Er wußte, daß Hahneminkels jüdischer Herkunft

und vor einigen Generationen nobilitirt waren. „Von Hahneminkel!“ wiederholte er deutsch.

Lächelnd fuhr sie deutsch fort: „Meine Großmutter ist, glaube ich, eine Schwester Ihres Großvaters gewesen.“

„Bitte um Entschuldigung,“ erwiderte er. „Die Linien gingen schon im zwölften Jahrhundert auseinander.“

„Wohl in den Kreuzzügen?“ warf der Professor hin, ohne daß sich in seinem trockenen Gesichte etwas änderte.

„In den Kreuzzügen,“ bestätigte gelassen der Gefragte und wandte sich wieder an seine Nachbarin. „Aber einmal hört jedes Geschlecht auf, und da ist die, schon bei den römischen Kaisern übliche Adoption das einzige Mittel, einen alten Adel zu erhalten.“ Er blickte, indem er das Letzte sehr vernehmlich sprach, so bedeutungsvoll nach Herrn Riefmann hinüber, daß dieser ihn ganz verwundert ansah.

Was etwa Immanuel Kettelbach hierzu gesagt hätte, ging verloren, weil Paridam in den Saal und nach einer Verbeugung an den Professor herantrat, um sich als einen früheren Zuhörer ihm in Erinnerung zu bringen. Hebersdorf stellte ihn der Professorin als „Unser Troubadour“ vor, wobei die Rätthin ihren Mann fragend ansah. Dann nahm der Referendar dem Professor gegenüber seinen Platz ein.

„Weshalb kommen Sie so spät?“ fragte Hebersdorf über den Tisch.

„Ich war in Himpelsen bei Philemon und Baucis.“ Jetzt wurden beide Chemann, Hegemann und Neu-

werther, von ihren Frauen fragend angesehen. Indeß entnahmen sie bald dem Gespräche, welches sich zwischen dem Professor und dem Referendar entspann, daß Letzterer das Jubelpaar meinte, von dem er ausführlich berichtete. Hierbei wurde auch die Tagespolitik berührt, und Paridam folgerte aus dem Schweigen des Doctors Rettig, dessen Aufbrausen er befürchtet hatte, daß bei diesem andere Gefühle augenblicklich die Oberhand hatten.

---

Für den Nachmittag hatte Herr Riekmann den Bankwagen in Beschlag genommen. Man zählte, wie Viele Platz hätten; Kelling's, Kettelbach's, Hebersdorf. Der Professor setzte sich zu dem Kutscher und fing gleich an, in dem Buche zu lesen, welches er mitgenommen hatte. Man wollte nach der Klingenburg fahren. Hegemann's, Neuwerther's und Rettig richteten sich zu einem langen Spaziergange ein. Paridam streifte allein in den Wald.

Als er wiederkam und nicht weit mehr vom Hause unter den Bäumen auf einer Bank ruhte, wo ihn die unter schwerem Gewölke strahlende Abendsonne beleuchtete, hörte er im Gebüsch am Rande des Weges die Stimme, welche ihn vor Tisch begrüßt hatte. Blondina sang, trillernd, zwitschernd:

Ach, ich seh ihn!  
Das Grün  
Wird mich verstecken.  
Oh' er mich sieht,  
Soll mein Lied  
Ihn necken.

„Eine Vogelstimme!“ rief er und ging zu ihr.



„Nur eine Vogelstimme!“ klagte sie. „Hier können wir die Herrschaften kommen sehen. Das Lied fiel mir ein, als ich die Vögel in die Zweige huschen sah. Zeit hatte ich dazu. Der Herr sind lange ausgeblieben.“

„Ich habe botanisirt, Brombeeren geessen und an schönen Plätzen im Grase liegend die Aussicht genossen.“

„Ist das ein Genuß, allein, nichts als Gegend? Botanisch? Sie haben ja keine grüne Büchse.“

„Sie sprechen das so, als glaubten Sie mir nicht.“ Er nahm sein Taschenmesser und schnitt eine Farre ab. „Da ist auch ein Vogel darin, ein königlicher, der Adler.“

„Wie so?“

Er schnitt den Stil schräg durch. „Sehen Sie.“ Sie ergriff die Hand, womit er ihr die merkwürdige Bildung zeigte. Er fühlte ihren Athem darauf, und sie schmiegte sich so dicht an ihn, daß er sich losmachte, Adieu sagte und wegging. Das Lied hatte ihn interessirt, machte er doch selbst welche; aber jetzt ärgerte er sich etwas.

Eben wollte er in das Haus treten, als auf der Straße, welche aus dem Flußthal heraufführt, ein Posthorn tönte. Er blieb stehen und sah einen offenen Reisewagen, darin einen älteren Herrn, der aufmerksam um sich schaute, an seiner Seite eine Dame und ihm gegenüber eine andere. Der Wagen hielt. Paridam trat etwas zurück. Die Wirthin kam. Er hörte den Herrn im Wagen deutsch, jedoch mit fremdem Wortklang fragen, ob sie erwartet seien. Die Wirthin antwortete: „Ja wohl. Seit dem Morgen stehen die Zimmer bereit.“

Die Dame, welche rückwärts gesessen, stieg aus, eine schöne junge Gestalt. Weiter fragte der Herr, ob Hunde hier einen Maulkorb haben müßten. „O nein, Herr,“ antwortete die Wirthin munter. Die junge Dame griff in den Wagen und hob einen ungewöhnlich kleinen Hund heraus, der alsdann auf dem Erdboden lustig hin und her tänzelte, wobei seine langen Haare in dem rötheren Sonnenschein wie Gold glänzten. Nun fiel dem Zuschauer ein, was der Legationsrath ihm erzählt hatte; dazu stimmte Alles, was er jetzt gehört und gesehen. Und in einem launigen Einfall trat er heran und sprach fröhlich, als denke er laut: „Das ist das schöne Hündchen, dem mein Vetter in Berlin einen Maulkorb verschafft hat.“

Er sah jetzt in das entzückende Gesicht der jungen Dame, die ihn überrascht anblickte, und beachtete darüber kaum, daß die ältere sagte: „O yes, das hat er gethan.“ Der Herr betrachtete ihn, dann reichte er ihm die Hand und fragte: „Ist er hier?“

Paridam nahm den Hut ab und antwortete: „Er ist nicht hier.“

„Es war sehr gut von ihm,“ fuhr der Herr fort und sein kluges Gesicht lächelte freundlich. „Bleiben Sie hier?“

„Ich bleibe,“ erwiderte der junge Mann und sah nach dem schönen Mädchen, dessen große Augen vor seinem Blicke flüchteten.

„Wir werden uns sehen,“ sagte der Herr, und die Familie ging hinein.

Glücklich die Jugend, der ein solches Ereigniß das reine Herz füllt! Paridam lief wieder in den Wald, um

die letzten Minuten, in denen er einen Abschnitt seines Lebens ahnte, ungestört in sich fort dauern zu lassen; mit dem schönen, so flüchtigen und doch so tief haftenden Bilde beschäftigt, mehr träumend als denkend. Bis ihm der Betteer einfiel. Der sollte kommen, schnell. Ein Brief war zu lange unterwegs; Paridam konnte vor Tageseschluß noch eine Depesche absenden. Aber im Hause sollte man nicht erfahren, was darin stehe. Er wollte selbst telephoniren, nahm sein Notizbuch und schrieb. Dann kehrte er um, bezahlte was man verlangte, ließ die Telegraphenstation anrufen und telephonirte in übermüthiger Stimmung an den Legationsrath Blum in Berlin:

Du, mein Odysseus, zieh aus nach dem lieblich bezauberten  
Waldort.

Duftreich strömt die Luft und heiter wandeln die Menschen.  
Fremden begegnest Du hier ihren Dank gern dem Retter ver-  
kündend.

Mir auch lenkte den Blick des Tiras kleiner Gespieler.

Und abermals stürmte er in den dunkelnden Wald,  
des Regens nicht achtend, der das Abendroth auslöschte.

Als er wiederkam, sah er die Zimmer der neuen Gäste erleuchtet. Die Wirthin stand in der Thür und redete ihn vergnügt an: „Jetzt ist Ihre Etage beinahe wieder voll. Es sind Amerikaner, aus Boston. An der Sprache merkt man es nicht. Sie sind den ganzen Tag herumgefahren, um die Gegend zu besehen. Sterner heißen sie, und die Tochter heißt Sidonie. Sie fragten nach Ihnen, und ich mußte erzählen, was ich von Ihnen weiß.“

Er wollte sich nichts merken lassen und sah nach der Veranda hin. „So leer wie heute ist die Veranda in diesem Sommer noch an keinem Abend gewesen,“ sagte sie. Er ging hin. Auf jedem Tische brannte eine Lampe. An dem bürgerlichen saßen dieselben Personen, welche er da am ersten Abend gesehen hatte. Der adelige war leer. Am mittleren saßen die Reichstagsmitglieder. Beide sahen verdrießlich aus. Herr von Hebersdorf hatte Herrn Riefmann, als er ihn allein sprechen konnte, deutlich zu verstehen gegeben, daß er, ohne adelig zu sein, Hilda nicht bekomme, und dem schmerzlich Staunenden gerathen, sich einen adeligen Namen auf irgend eine Weise zu kaufen, worauf Jener kurz und gut erklärte, das würde er nie thun. Aber Hilda war auf der Rückfahrt unverändert freundlich gewesen, der unangenehme Eindruck verwischt, bis der Ermuthigte hörte, daß Kelling's heute Abend in ihren Zimmern bleiben wollten. — Da war eine Familienscene gewesen. Herr von Kelling hatte gescholten, daß seine Damen dem Fabrikanten zu weit entgegengekommen wären; Hilda weinte, und sie mochten sich nicht mehr sehen lassen.

Dem Doctor Nettig hatte die Neuwerther auf dem Spaziergange ihre und Augustens Tugenden so gepriesen, daß er den flüchtigen Gedanken an Letztere weit von sich warf. Er wäre abgereist, hätte nicht Blondina ihn reizend angeblickt. Er war auf den Plan, welchen Riefmann für den morgenden Tag entworfen hatte, eingegangen. Aber verdrießlich war er auch, und seine, durch kein zartes Gefühl mehr gefesselte, grobe Natur äußerte sich in so wilden Reden, daß Paridam, der sich zu ihnen

gesetzt hatte, den nächsten Vorwand ergriff, den Platz zu wechseln.

Unter einem Regenschirm trat Immanuel Kettelbach in die Veranda, schritt, ohne von den Anwesenden Notiz zu nehmen, nach einem leeren Tische, setzte sich, zog die Lampe näher heran und fing, immer noch unter dem Regenschirm, an zu lesen. Kettig machte eine derbe Bemerkung über die hochmüthigen, zerstreuten Gelehrten; der Referendar aber ging dorthin und sagte: „Guten Abend!“

Der Professor blickte von dem Buche auf und sprach behaglich: „Ach! Kommen Sie eben? Setzen Sie sich zu mir.“

„Regnet es durch?“ fragte Paridam.

Der Andere richtete seine Augen nach oben und machte den Schirm zu.

„Kommt Ihre Frau Gemahlin nicht?“

Erst nach einer Pause folgte die Antwort: „Ich glaube nicht.“ Dann brachte der Professor das Gespräch auf wissenschaftliche Gegenstände, welchen der junge Mann bei anderem Gemüthszustande die größte Aufmerksamkeit zugewendet haben würde. Er war auch zerstreut, aber der Redende merkte es nicht. —

Im Hause trank Herr von Hebersdorf bei Frau Amalgunda Kettelbach Thee.

„Wie anders schmeckt es, wenn ein Lakai servirt!“ sagte er, nachdem der alte Diener das Zimmer verlassen hatte.

Sie sah ihn verständnißfönnig an und erwiderte: „Ich halte an den Gewohnheiten meiner Eltern fest.“

gesetzt hatte, den nächsten Vorwand ergriff, den Platz zu wechseln.

Unter einem Regenschirm trat Immanuel Kettelbach in die Veranda, schritt, ohne von den Anwesenden Notiz zu nehmen, nach einem leeren Tische, setzte sich, zog die Lampe näher heran und fing, immer noch unter dem Regenschirm, an zu lesen. Kettig machte eine derbe Bemerkung über die hochmüthigen, zerstreuten Gelehrten; der Referendar aber ging dorthin und sagte: „Guten Abend!“

Der Professor blickte von dem Buche auf und sprach behaglich: „Ach! Kommen Sie eben? Setzen Sie sich zu mir.“

„Regnet es durch?“ fragte Paridam.

Der Andere richtete seine Augen nach oben und machte den Schirm zu.

„Kommt Ihre Frau Gemahlin nicht?“

Erst nach einer Pause folgte die Antwort: „Ich glaube nicht.“ Dann brachte der Professor das Gespräch auf wissenschaftliche Gegenstände, welchen der junge Mann bei anderem Gemüthszustande die größte Aufmerksamkeit zugewendet haben würde. Er war auch zerstreut, aber der Redende merkte es nicht. —

Im Hause trank Herr von Hebersdorf bei Frau Amalgunda Kettelbach Thee.

„Wie anders schmeckt es, wenn ein Lakai servirt!“ sagte er, nachdem der alte Diener das Zimmer verlassen hatte.

Sie sah ihn verständnißfönnig an und erwiderte: „Ich halte an den Gewohnheiten meiner Eltern fest.“

weil ihnen der Klang des Alters fehlt. Ihr Herr Gemahl hat Recht. Wer seinen Namen ändern will, hüte sich vor dem Lächerlichen, füge sich gleich in das ehrwürdige Geäst eines alten Stammbaums. Ihr kostbares, wappengeschmücktes Silber und Servis — flößt es Respekt ein? Die Schnitzerei am Getäfel Ihres Palais, das Familienzeichen an Ihren Equipagen, nimmt der Heraldiker den Hut davor ab, sagt nicht der Kundige: Zu jung? Setzen Sie ein altes Wappen an die Stelle, zum Beispiel meines. Ein Blick darauf und man ruft: Hebersdorf!“

Die Professorin schwieg verstimmt und mit sich unzufrieden, weil sie diese ungezogenen, wenn auch nicht unrichtigen Neußerungen hervorgerufen hatte. Er wollte heute nicht mehr davon sprechen, und es gelang ihm, die stolze Dame durch die Treuherzigkeit seiner unterhaltenen Mittheilungen, denen er manches schmeichelhafte Wort beimischte, zu versöhnen. Aber als er ihr die Hand geküßt und gute Nacht gewünscht hatte, erhob sein alter Stammbaum sich wieder vor ihren Augen und der Gedanke, daß es doch nur gering sei, das von Hahnwinkel, geschweige das von Kettelbach, begleitete sie in das Bett.

Im Hause wurde es ruhig. Herr Rickmann, der zuletzt mit der Wirthin über seinen Plan für morgen im Geheimen Rath gepflogen, hatte sich ebenfalls zur Ruhe begeben. Die Gäste suchten den Schlaf, aber nicht Alle fanden ihn.

---

Paridam war früh auf. Es war ein köstlicher Morgen. Er ging hinaus, hob den Kopf nach den Fenstern der Amerikaner und sah, wie das schöne Mädchenantlitz, welches eben hinausgeblickt, verschwand. Er ging in dem noch leeren Garten auf und ab. Der Bankwagen fuhr vor die Hausthür, die Reichstagsmitglieder bestiegen ihn und fuhren weg. Ein Bursche und eine Magd kamen, den Garten zu säubern und die Kaffeepflanze zu ordnen. Er schritt über den Steg auf den thaufrischen Pfaden unter dem glitzernden Laubdach weiter und weiter. Er war noch nie so froh und zugleich mit sich unzufrieden gewesen; denn er mußte sich sagen, daß er sehr thöricht sei. Die unbeschreiblich liebliche Erscheinung, welche jetzt fast allein ihn beschäftigte, hatte er kaum gesehen. Er dachte mit Zutrauen an ein ihm unbekanntes Wesen. Und auch die Eltern, in deren Zügen er Charakter und Zartgefühl gelesen zu haben glaubte, zogen ihn an. Diese Deutsch-Amerikaner hatten ihr Deutschtum gewiß bewahrt, und er mußte, daß in ihrer Stadt Boston ein reges geistiges Leben obwaltete.

Ein Bauer seines Alters, den er in Himpelsen kennen gelernt hatte, begegnete ihm. Er kehrte mit ihm um. „Das ist recht, daß Sie die guten Tage benutzen,“ sagte der Bauer. „In jedem Sommer kommt jetzt viel Besuch. Wir sind damit wohl zufrieden. Wie ich noch denken kann, kam kein Fremder in unsere Gegend. Die Welt ist anders geworden.“

„Besser. Nicht?“

„Ich meine auch. Alle leben besser und können es auch. Und das hat Kaiser Wilhelm gemacht und Bis-



marck. Sehen die eigentlich so aus, wie sie abgebildet sind; und der Kronprinz?"

Paridam gab eine Beschreibung von ihnen, welche dem Zuhörer gefiel, und setzte hinzu: „Reisen Sie nicht auch einmal nach Berlin?"

Er antwortete: „Schwerlich. Bauer, bleib auf Deinem Acker, sagt Schulte Anderheiden. — Ja, wie es in Himpelsen wird, wenn der todt ist — und in Deutschland, wenn Bismarck todt ist?"

„Möge er lange leben! Aber im Deutschen Reiche werden sich immer die rechten Männer finden, und so muß es in Himpelsen auch sein.“

„Richtig!“ stimmte der Mann ein. „Und dann will ich Ihnen sagen, wir haben viel voraus. Die Leute sagen, wenn sie vom Auswandern sprechen, es würde zu voll in Deutschland; aber noch Viele können bei uns leben, und die Ausländer, die wir kennen, gefallen uns partout nicht.“

„Weshalb nicht?“ fragte Paridam mit größerer Aufmerksamkeit.

„Sie sind uns nicht gemüthlich. Unsere Stadt hat seit vier Jahren eine Pension für ausländische Mädchen und ein Bürgersohn hat eine von den englischen geheirathet und ist schlecht damit gefahren. Ungleich paart sich schlecht.“

Diese Aeußerung berührte Paridam, so gleichgültig sie war, unangenehm. Er mußte, als der Bauer ihn verlassen hatte, noch an sie denken. Mahnte sie ihn zur Vorsicht? War das nöthig? Gewiß nicht!

Er betrat den Garten, wo jetzt die meisten Gäste

an ihren Kaffeetischen saßen; Kelling's mit Hebersdorf an einem, Hegemann's und Neuwertner's an einem anderen, der Professor lesend an einem dritten und dort in einer Ausbiegung etwas abgefordert die Amerikaner. Er ging bei Jenen grüßend vorbei und war noch unentschlossen, was er bei Diesen thun sollte, als Herr Sterner aufstand, entgegenkommend ihm die Hand reichte und ihn seinen Damen zuführte. Die Mutter sah ihn freundlich an, die Tochter neigte den Kopf. „Wollen Sie bei uns sitzen?“ fragte Herr Sterner, worauf Paridam, zwischen den Damen Platz nehmend, die Hoffnung ausdrückte, daß ihre Reiseunterbrechung keine unangenehmeren Folgen als diesen gezwungenen Aufenthalt haben möge.

„O nein!“ erklärte Frau Sterner. „Es ist hier ja schön.“

Ihr Mann athmete mit Wohlbehagen die köstliche Luft tief ein. Dann sprach er: „Wir freuen uns, in dieses Land gekommen zu sein. Sehr Viele aus den Vereinigten Staaten reisen jetzt nach Deutschland. Ich konnte es nicht früher, nun wollen wir öfter kommen.“

„Viele Theile Deutschlands sind wirklich überraschend schön,“ versicherte der junge Mann.

„Ich denke sie alle zu sehen,“ fuhr Jener fort, „und die alten Städte, Kirchen und Schlösser. In Amerika gibt es keine alten Bauwerke, deren Anblick uns ergreift, weil er an die Geschichte vieler Jahrhunderte erinnert.“

Nun entspann sich eine angenehm fortlaufende Unterhaltung, welche Herrn Sterner als einen Mann zeigte,

dem kein Zweig des menschlichen Wissens ganz fremd ist, der keine Gelegenheit, seine Kenntnisse zu vermehren, ungenutzt läßt und mit einem ruhigen Urtheil und praktischen Sinn jede Sache an ihren richtigen Platz stellt; während die Frau, die wie ihr Gemahl in Amerika geboren, aber deutscher Abkunft war, sich als eine gut unterrichtete, geistig strebsame und fein empfindende Dame darstellte. Die Tochter sprach nicht viel; ihr Ausdruck ließ jedoch erkennen, wie aufmerksam sie zuhörte und wie lebhaft Alles sie interessirte.

Inzwischen hatten die anderen Gäste sich zurückgezogen, mit Ausnahme des Professors, welcher in der Sonne weiter las. „Das ist, wie ich vermuthe, Herr Immanuel Kettelbach,“ sagte Herr Sterner, und als Paridam dieses bestätigt hatte: „Ich hörte seinen Namen in Boston nennen und möchte ihn wohl kennen lernen.“

„Soll ich Sie mit ihm bekannt machen?“

„Ja, ich bitte.“

Sie standen auf, die Damen gingen in das Haus, die Herren zu dem Professor, der, erst über die Störung ungehalten, dann von den schmeichelhaften Anreden erfreut, sie im Sonnenschein festhielt, bis der Referendar auf die Veranda hinwies. Dort vertieften die beiden älteren Männer sich in ein langes Gespräch, dem der Jüngere mit steigender Ungeduld beiwohnte.

Da ließ Frau Sterner, die ihren Mann zu dem beabsichtigten Spaziergange erwartete, sich vor der Veranda blicken. Paridam machte Herrn Sterner aufmerksam, der sich jedoch von seinem Thema nicht abbringen ließ und seinen neuen jungen Bekannten fragte, ob er die

Damen begleiten wolle? Dieser verbeugte sich, ging vor die Veranda, sah in der Nähe auch Sidonie und redete die Mutter an: „Ihr Herr Gemahl kann sich noch nicht von dem berühmten Gelehrten trennen und hat mir erlaubt, Ihnen meine Begleitung anzubieten.“

Sie antwortete lächelnd: „So ist er. -- Stören wir Sie nicht? Wollen Sie uns einen hübschen Weg zeigen?“ Und er führte die Damen über den Steg in den Wald.

Wie beseligt kam er, nachdem sie lange gewandelt, in seine Stube! Welch' ein Mädchen! Wie natürlich, wie anmuthig und von Herzen fröhlich! —

Noch hafteten seine Gedanken an den letzten Stunden, als angeklopft wurde und Herr Riekmann eintrat. „Ich komme, um zu bitten,“ fing dieser an. „Erstens daß Sie heute Abend mein Gast sein mögen bei einem kleinen Feste am Wasserfall, der nach menschlicher Voraussicht trocken bleibt.“

„O, ein hübscher Plan!“ erwiderte Paridam, indem er ihn nach dem Sofa führte.

„Und zweitens. Alle Gäste des Hauses möchte ich einladen. Die Bekannten werden meine Bitte hoffentlich nicht übel nehmen; aber die Familie, welche erst gestern Abend angekommen ist — ich höre, daß Sie sie kennen.“

„Ein Zufall hat mich mit ihr bekannt gemacht.“

„Wollen Sie mein Vermittler sein?“

„Sehr gern. Wir könnten uns zusammen anmelden lassen.“

„Das ist wohl das Beste.“

Herr und Frau Sterner waren bereit, sie zu em-

pfangen und sagten mit scherzenden Dankesworten, daß sie gern kämen.

An der zahlreichen gewordenen Mittagstafel war die Unterhaltung mannigfach und lebhaft. Nur Hegemann's und Neuwerther's sprachen fast kein Wort, waren auch übler Laune, Erstere weil der Amerikaner immer den Titel Geheimer Rechnungs-rath statt Geheimerath gebrauchte, und Letztere, weil der Doctor Kettig sich um Auguste wenig bemühte. Jedoch auch ihre Mienen klärten sich, als der Fabrikant aufstand und mit liebenswürdiger Bescheidenheit die verehrten Damen und Herren bat, am Abend seine Gäste zu sein. Das rief große Freude hervor. Die Professorin freilich hielt die Einladung für insolent und sah Herrn von Hebersdorf an; der aber rief: „Bravo, bravissimo!“ Frau von Kelling sagte: „Sehr freundlich!“

---

Die Gesellschaft, welche bei Mondschein den Bergpfad hinabstieg, wurde auf das Angenehmste überrascht. Gute Musik erklang aus dem Walde, und der Platz am Wasserfall leuchtete in buntem Licht. Guirlanden und chinesische Laternen umgrenzten ihn. In der Mitte war ein Tanzboden gezimmert; die Grotte, worin Riekmann und Kettig Schutz vor dem Regen gefunden hatten, mit grünen Zweigen und farbigen Lämpchen eingerahmt. Herr Riekmann empfing seine Gäste auf das Höflichste. Gern nahm man an den einladend gedeckten Tischen Platz. Für hinreichende Bedienung, unter der sich Mon-

dina leichtfüßig, der Rettelbach'sche Lafai gravitatisch bewegte, war gesorgt. Alles forderte zur Luft auf. Unerschöpflich floß der Champagner.

Der Professor war in der Erwartung, mit dem Amerikaner und dem Referendar angenehme Gespräche zu führen, vergnügt gekommen. Nun wurde er ungewöhnlich heiter. Schon summt er eine seiner Lieblingsmelodien mit, welche die Musik augenblicklich vortrug. Herrn Sterner war das neue deutsche Bild willkommen, und seine Damen überließen sich, wohl etwas zurückhaltend, doch vollauf der herrschenden Freude und dem Genuß dieser schönen Sommernacht.

In einer Pause der Musik brauchte Frau von Kelling nur anzudeuten, daß der Tanzplatz leer bleibe, und gleich bestellte Herr Riefmann einen Walzer. Mit Hilda eröffnete er den freilich sehr kleinen Reigen. Paridam tanzte mit der jungen Amerikanerin. Vergeblich schaute Frau Neumerther für ihre Tochter nach Herrn Rettig um. Doch wechselten die beiden Tänzer wenigstens mit den drei jungen Damen ab.

Der Rechtsanwalt stand seitwärts bei Blondina und sagte: „Tanzen Sie mit mir.“

„Ach, wie gern thäte ich das!“ erwiderte das leichtfertige Mädchen; „aber das verziehe meine Herrin mir nie. Lassen Sie uns lieber etwas zurücktreten, wo uns Niemand sieht, und da zusehen.“ —

Der Walzer war zu Ende. Der Professor füllte abermals seinen Kelch, trat mitten auf den Tanzplatz und hielt eine zierliche Rede, die er mit allerlei gelehrten Anspielungen würzte, welche nur Herr Sterner und

Paridam verstanden. Jener nickte mit Behagen, Dieser rief an geeigneten Stellen: „Sehr gut!“ worauf sofort Herr von Hebersdorf ein lauterer: „Vortrefflich!“ folgen ließ. Der Professor schloß mit dem Danke, welchen die Gesellschaft dem liebenswürdigen Gastgeber für dieses vollkommene Fest schulde.

Herr Niekmann empfing mit natürlicher Freude den Dank der Einzelnen. Es wurde bemerkt, daß Herr von Kelling nicht nur mit ihm anstieß, sondern ihm herzlich die Hand drückte. Auch Rettig war unter den Dankenden. Ihm flüsterte Frau Neuwertner bei dem Durcheinander einige tadelnde Worte zu, auf welche er vielleicht etwas sehr Unartiges erwidert hätte, wenn er nicht in diesem Augenblicke von der vorbeihüpfenden Blondina gestreift worden wäre. Das stimmte ihn so frohsinnig, daß er sich mit einer feierlichen Verbeugung davonmachte.

Auf einmal flammten vor der Grotte mehrere rothe Lichter auf, die schnell wuchsen und Alles in eine glühende Farbe kleideten. Als sie ganz hell brannten, erleuchteten sie einen unter dem Felsen versteckten Ruheplatz und man erblickte auf diesem Frau Amalgunda Kettelbach an der Seite des Herrn von Hebersdorf, der unbewegt sitzen blieb, während sie, Schrecken im Gesicht, von ihm wegrückte. Erst staunten die Zuschauer schweigend, dann murmelten Einige entrüstet, bis der Professor seine Gemahlin in dieser sonderbaren Lage sah und in ein Gelächter ausbrach, welches gar kein Ende nehmen wollte; so vergnügt war er.

Während sich die meisten Blicke dahin richteten, wo

zwei Menschen, diesmal nicht durch Wasser, sondern durch Feuer gefangen waren, fand der Doctor Rettig Blondina im Walde. Sie bemerkten nicht, daß ein Mann sie sah, der kurz vorher den Bergpfad hinunter gekommen war und sich hinter einem Baume verbarg. Blondina legte ihren Arm in den des Rechtsanwalts und sie wanderten abwärts. Aber noch nicht weit hatten sie sich von der lachenden Gesellschaft entfernt, als Blondina flüsterte: „Da kommen Menschen.“ Im Zwielficht des Mondes und der Festbeleuchtung wurden sieben Männer sichtbar. Der Vorderste schien der Führer, ein Bauer, die Anderen vornehme junge Leute zu sein. Blondina zog den Doctor seitwärts in den Wald. Sie hörten leise sprechen: „Hier wollen wir ihn mit seinem Liede begrüßen.“

„Wir wollen weiter gehen,“ sagte Rettig. — „Setzt nicht,“ entgegnete das Mädchen, ließ ihn los und lief nach dem Festplatz. Gleich darauf ertönte ein frischer Männergesang:

Setzt, Brüder, laßt den Bücherstaub!  
Genug habt Ihr studirt.  
Den Stab zur Hand, mit frischem Laub  
Den Wanderhut geziert!

Ueberrascht lauschte man oben diesem Wohlflange. Paridam rief: „Das sind sie!“ und stellte sich an den Rand des Platzes. Sobald der Vers verflungen, antwortete er mit seiner schönen kräftigen Stimme:

Durch Feld und Wald den Berg hinauf!  
Ihr seid willkomm'ne Gäste.  
Wo Jugend schlägt die Zelte auf,  
Ist stets ein frohes Fest.



„Bravo, bravo!“ rief die Gesellschaft und schlug die Hände zusammen. Und aus dem Walde herauf eilten mit fröhlichem Zuruf die Studenten, denen Lindenlaub, der Bauernsohn, der sie geführt, bescheiden folgte. Paridam und Aribert begrüßten sich herzlich. Nicht minder freundlich wurden die anderen Fünf empfangen. Der gastfreie Niekmann freute sich, daß er für so reichliche Vorräthe gesorgt hatte. Als bald wurden die Wanderer auf's Beste gelabt. Blondina reichte die Gläser umher. Da sah sie die neuen Gäste und wurde von ihnen gesehen, und es gefiel ihr, daß Einer, der seiner hohen Gestalt wegen der Große genannt wurde und allerdings weit jünger und viel schöner als Kettig war, sie mit seinem tiefen Blicke unnöthig lange anschaute.

Es ging bunt durch einander, es wurde geschertzt und gelacht. Dann sagte Immanuel Kettelbach: „Wird nicht ein Studentenlied gesungen?“

„Gern!“ erwiderte einer der jungen Männer und holte die Commilitonen zusammen. „Wo ist der Große?“

„Großer!“ riefen sie. Er war nicht da.

„Ich übernehme seine Stimme,“ sprach Paridam.

„Dann wird es ziehen,“ meinten sie, mitten auf den Platz tretend, und fingen an. Kettelbach hatte sich zwischen sie gestellt und sang mehr kräftig als richtig mit.

Er war, durch die Erinnerung an seine Studentenzeit noch mehr erheitert, überaus froh geworden und ließ dem Gesange seine zweite Rede folgen, worin er alle Anwesenden für den nächsten Abend zu einem ähnlichen Feste einlud, welches auf einem Platze stattfinden sollte, über den er sich die Entscheidung vorbehielt.

Als die Freudenbezeigungen, welche dieses hervorrief, verhallt waren, mußte die Musik wieder aufspielen. Drei Studenten tanzten mit den jungen Damen, zwei mit possierlichem, doch schicklichem Uebermuth, unter sich. Auguste Neuwerther war sehr zufrieden, denn sie mochte den Studenten von Müller, der sie bevorzugte, leiden.

Erst während dieses geschah, entdeckte Paridam den jungen Lindenlaub, welcher von Weitem zusah. Er führte ihn zu dem Festgeber, der sogleich anordnete, daß dem Burschen jede Erquickung zu Theil wurde. In Paridam's Nähe ließ Lindenlaub es sich wohlschmecken; der schäumende Wein, den er zum erstenmale kostete, mundete ihm.

Herr Sterner trat hinzu, um mit dem Bauer zu sprechen, dann auch um Paridam zu bitten, noch einmal zu singen; denn von Allem, was er und seine Frau sahen und hörten, hatte nichts ihnen so sehr gefallen, wie des Referendars Gesang.

„Wo hast Du gesteckt?“ fragte ein Student den Großen, der in den Kreis trat.

„Wir wollen eine Quadrille tanzen,“ rief ein anderer; „alle Damen werden höflichst gebeten.“ Er ging zu Amalgunda Kettelbach, die neben Hebersdorf saß. Diesen redete er mit einem tiefen Diener an: „Bemoostes Haupt, fideles Haus, erlauben Sie,“ nahm die Professorin an die Hand und führte sie auf den Tanzplatz. Alle Damen, mit Ausnahme von Frau Sterner und der Geheime-Rechnungsräthin, willfahrte dem Wunsche, Frau Neuwerther war sogar unaufgefordert in die Mitte getreten.

Sechs Tänzerinnen und sechs Studenten. Eine lustige Quadrille ging vor sich.

Fast hätte der Rechtsanwalt die Heiterkeit gestört. Er war äußerst schlechter Laune. Blondina war ihm ausgewichen, dann verschwunden. Als jetzt der junge Lindenlaub ihn anredete: „Herr, was Sie in der Wahlversammlung sagten, stimmt nicht. Sie bringen gar nichts zu Stande,“ brauste er heftig auf. Es war gut, daß die Musik seinen Zorn übertönte und die Aufmerksamkeit der Gesellschaft von der Quadrille gefesselt war. Nur Riekmann und Paridam achteten darauf. Letzterer führte den Bauernsohn weg und Riekmann machte seinem Reichstagscollegen Vorstellungen, worauf dieser ärgerlich den Festplatz verließ.

Als die Damen ihre Sitze wieder eingenommen hatten, und in der lauten Fröhlichkeit eine Pause entstand, ging der Referendar, ein Champagnerglas in der einen Hand, den Hut in der anderen, mitten auf den Platz.

„O, er wird singen!“ sagte vergnügt Herr Sterner.

Jener Mann im Versteck schlich heran und verbarg sich hinter einem näheren Baume.

„Silentium!“ rief ein Student.

Paridam sang:

Ihr Freunde, ich hebe zuerst mein Glas  
Dem Vaterlande zu Ehren,  
Deß herrliche Größe ohn' Unterlaß  
Ich lobpreisen möchte und mehr.

Ihr Deutschen, sagt an, wen besing' ich mehr?  
Die uns das Große erworben:

Den Kaiser, den Kanzler, die deutsche Wehr,  
Die Tapfern, die siegreich gestorben!

Es halten die Deutschen vereint die Wacht  
In allen künftigen Jahren.  
Das Werk, das die Aelteren schön vollbracht,  
Die Jüngeren werden es wahren.

Jetzt, Brüder, laßt weihen uns einen Trunk  
Der Frauen Schönheit und Jugend. —  
Nun ist es gesungen, nun ist's genug.  
Es lebe die köstliche Jugend!

Die Zuhörer waren von dem feurigen Vortrage der ersten Verse ergriffen, die heitere Innigkeit des letzten riß sie zu Beifallsbezeugungen fort. Die Studenten sangen: „Hoch soll er leben!“ und stießen mit den Damen an.

Sidonie's Augen hatten auf dem schönen Sängere geruht, auch dann, als sein begeisterter Blick sie traf. Ihr Vater drückte ihm stumm die Hand. —

Um diese Zeit befahl oben in der Wirthschaft der Doctor Rettig, daß früh Morgens die Rechnung und ein Wagen für ihn bereit sei; er wolle abreisen. Auf dem Corridor begegnete ihm Blondina. Er versuchte sie festzuhalten, sie wehrte ihn aber ab. „Ich habe keine Zeit, die Wirthsleute werden allein nicht fertig,“ und eilte weg. Er schalt auf die Studenten, die noch viel Lärm machen würden, zumal sie in dem Stockwerk über ihm logiren sollten; schloß, um vor ihnen sicher zu sein, die Stubenthür von innen und legte sich zu Bett.

Der Lärm wurde nicht so arg. Zwar wachte er auf, als die Gesellschaft lustig nach Hause kam; hörte

auch in dem Zimmer nebenan, welches bis dahin leer gewesen, einen Gast. Bald aber war es still.

---

Der Legationsrath Karl Blum hatte sich von Paridam's Telegramm in die „Enge einer Sommerfrische“ locken lassen.

Zwar nicht augenblicklich. Als er es erhielt, waren seine Gedanken mit der Sendung nach der anderen Erdhälfte beschäftigt, zu welcher er ausersehen war. „Wie gut ist es doch,“ sprach er, mit dem Telegramm im Zimmer auf und ab gehend, vor sich hin, „daß ich nicht Weib und Kind zurücklasse, mich als freier Mann dem Vaterlande ganz widme.“ Dann las er dasselbe noch einmal und nun stellte er sich vor, wie erquicklich es sein würde, mit seinem Paridam zu wandeln an dem „lieblich bezauberten Waldort.“ Aber gleich begriff er, daß ein solcher Wunsch nur den heimlichen verschleiern wolle; denn gar zu hell strahlte vor seinen Augen die lieblichste Erscheinung, welche ihm jemals begegnet war. Noch einmal wollte er sie sehen.

Erst unterwegs blitzte die Vermuthung, ja die Gewißheit in ihm auf, daß ein so entzückendes Wesen die Neigung des viel jüngeren, schönen und liebenswürdigen Betters gewinne und auch erwidere. Er würde umgekehrt sein, wenn er sich der Unentschlossenheit, der Furcht, sein Loos vor Augen zu haben, nicht geschämt hätte. Er kam an, als die Gesellschaft schon am Wasserfall war. Er nahm ein Zimmer, nannte seinen Namen nicht und

da die Wirthin und ihre Leute alle Hände voll Arbeit hatten, so fragte Keiner danach.

Er ließ sich den Weg zeigen, stieg den Pfad hinab, sah den lustigen Kreis und seine schnell suchenden Augen fanden die junge Amerikanerin gleich. Ach! sie war noch viel schöner, als seine Erinnerung ihm vorgespiegelt, und im Gespräche mit Paridam. Beide sahen so glücklich aus, daß der dorthin Starrende wie gebannt stehen blieb und sich hinter einem Baume verbarg. Wie gern wäre er an des Betters Platz gewesen, wie selig hätte das Lächeln, welches diesem zu Theil wurde, ihn gemacht! Er war in dieser Stunde unglücklich. „Halte aus!“ sagte er sich. „Trübes Wasser wird durch Ruhe klarer.“ Und so blieb er ein unvermutheter Beobachter, auch als der andere Beter eintraf, den er ebenfalls lieb hatte, wenn auch nicht so lieb wie Paridam. Immer mehr wurde er von dem überzeugt, was er fürchtete. Und als er aus größerer Nähe den Gesang, dessen Inhalt ihm selbst so voll aus dem Herzen tönte, gehört und dabei den Sänger und das mit ganzer Seele laufende Mädchen betrachtet hatte, war sein Entschluß gefaßt. „Es lebe die köstliche Jugend!“ klang es in ihm nach. Während die Gesellschaft sich zum Aufbruch bereitete, schlich er in seine Stube zurück. —

Am Morgen war der Doctor Rettig abgereist. Keiner vermißte ihn, auch Frau Neuwether nicht. Sie glaubte an gute Träume und hatte einen solchen gehabt. Sie befand sich in einem wundervollen Garten, ungefähr wie Kroll und noch schöner. Da tanzte ein junger Prinz ohne Aufhören mit Auguste und alle Menschen verbeugten

sich vor ihr. Das fiel ihr beim Ankleiden wieder ein. Was konnte der Student von Müller, den Auguste gern leiden mochte, nicht alles werden! Deshalb sagte sie, als ihr Mann die Nachricht von Rettig's Verschwinden etwas zaghaft brachte, wegwerfend: „Der Rechtsanwalt! Unsere Tochter ist noch jung.“

Im Allgemeinen zeigte sich die gute Nachwirkung des gestrigen Festes, für welches Herrn Riefmann wiederholt gedankt wurde, zunächst darin, daß man den Morgenkaffee nicht wie bisher an einzelnen Tischen, sondern gemeinschaftlich trinken wollte. Keine Wolke trübte den Himmel, und da Herr von Kelling wußte, daß das Barometer unverändert hoch stehe, so rechnete man um so sicherer auf einen schönen Tag. Die schon im Garten waren, setzten sich, die Studenten zwischen die Anderen. Herr von Kelling wies Herrn Riefmann auf den Stuhl neben sich. Hilda saß gegenüber. Herr von Hebersdorf redete, so oft er konnte, die Professorin „Frau Cousine“ oder „Liebe Frau Cousine“ an und sprach außerdem viel mit Herrn von Müller, wogegen er die bürgerlichen Studenten vernachlässigte. Beides war so auffallend, daß Herr Riefmann seinem anderen Nachbar, dem „Großen,“ zuflüsterte: „Vorgestern rieth er mir, den Adel zu kaufen, Ich glaube, jetzt hat er so 'was mit Kettelbach's vor.“

Aber Herr von Kelling zog den Fabrikanten wieder in's Gespräch, indem er finster blickend sagte: „Ihr College hat uns verlassen. Ist noch anderswo Wahlversammlung?“

„Das nicht,“ lautete die höfliche Antwort. „Er hat den Termin innegehalten, den ich überschreite. Ich

begleitete ihn bei dieser Reise auf sein dringendes Bitten. Nun ist er allein nach Hause gefahren. Eigentlich sollte ich auch nach meinen Geschäften sehen.“

„Parlamentarische?“ murrte Zener.

„Die meine ich nicht, obgleich sie viel Zeit kosten, zu viel Zeit für mich. Seitdem ich dieselben kenne, glaube ich sogar dem Gemeinwohl besser zu dienen, wenn ich mich aus ihnen zurückziehe, um mich wie vorher ganz meinen gewerblichen Unternehmungen und allen den Menschen zu widmen, welche davon leben.“

„Warum haben Sie sich denn überhaupt wählen lassen?“ fragte Ersterer zufrieden und zutraulich.

„Ich hielt es für meine Pflicht, weil mein Wahlkreis es verlangte. Ich war ein freisinniger Mann.“

„Sind Sie das nicht mehr?“

„Ja, aber nicht frei. In der Fraction ist man gebunden und die Partei ist nicht freisinnig.“

Dieses Herrn von Kelling nicht unangenehme Gespräch wurde durch die Ankunft der Amerikaner unterbrochen. Herr und Frau Sterner grüßten ruhig heiter, Sidonie bescheiden freundlich; nur Paridam bekam einen besonderen Gruß, der, so flüchtig er war, ihn beglückte. Sie ließen sich auf den Plätzen nieder, welche bei ihm und Aribert frei waren.

Gleich darauf kam der Professor. Er setzte sich mit den Worten: „Guten Morgen, guten Morgen! Allerseits wohl bekommen?“ zwischen die Brüder. „Wohl geruht auf Ihren Lorbeeren, Herr Riekmann?“ fuhr er fort. „Wenn meine heute nur ebenfalls grünen wollen. Ich hoffe. Alles ist in Ordnung. Ich bitte, gegen



Abend nach dem Himpelser Berge. Der Punkt soll schön sein.“

„Sehr schön!“ wurde von mehreren Seiten bestätigt. Man überließ sich der Erwartung des neuen Vergnügens. Da rief Aribert auffspringend: „Vetter Karl!“ und lief dem Hause zu. Und Paridam, dahin blickend, sagte, an Frau Sterner sich wendend: „Ihr Bekannter!“ und eilte auch dahin. Man sah, wie herzlich erst Aribert, dann Paridam den Erschienenen bewillkommnete. Die Brüder sprachen lebhaft und lange mit ihm. Dann führten sie ihn heran.

Der Legationsrath grüßte die Gesellschaft mit einer vornehm verbindlichen Bewegung und schritt auf die Damen Sterner zu. Die Mutter reichte ihm treuherzig, die Tochter so unbefangen die Hand, daß er noch wehmüthiger wurde. Aber er verbarg seine Empfindung und nahm Herrn Sterner's Dank lachend hin. Der Professor war erfreut, noch einen Mann zu haben, mit dem sich eine Unterhaltung führen ließ, und lud ihn sogleich zu seinem Abendfeste ein. Nun fragte man, wann er gekommen sei? Er verschwieg das Wesentliche mit einer allgemeinen Antwort, die er in ein Gespräch mit dem Amerikaner hinüberführte. Für diesen war er eine neue interessante Person, um so werthvoller, als er nicht nur Amerika, sondern viele fremde Länder kannte.

Herrn von Hebersdorf war der Eine wie der Andere unbequem. Ihnen gegenüber hielt seine Länderkunde nicht Stand. Der lernbegierige Herr Sterner wäre zu gründlich auf solche Aeußerungen eingegangen und der weit gereiste Legationsrath wies seinen ersten Versuch,

sich bemerklich zu machen, mit ein paar trockenen Worten ab. Die Meisten aber hörten gern, was gesagt wurde. Man wich der Sonne erst, als sie gar zu warm auf den langen Kaffeetisch schien.

Die Studenten wollten nun bis zum Mittagessen weit umherstreifen und Aribert, auch den Referendar, trotz des Betters nicht loslassen. „Geht doch mit,“ sagte dieser, „wir sehen uns ja nachher.“ Er beobachtete, wie gern Sidonie Paridam behalten hätte, der nun mit den Studenten davonzog.

Der Legationsrath lernte auf dem langen Spaziergange, den er mit den Amerikanern machte, in ihnen offenerzige, gemüthvolle Menschen von der besten Geistesbildung kennen. Sie ihrerseits schätzten seinen vortrefflichen Charakter und zeigten ihm Vertrauen. Ihm sagte es zu, daß Herr Sterner der deutschen Entwicklung mit Interesse gefolgt war und sie sachverständig bewunderte. „Wir in den Vereinigten Staaten,“ sagte dieser, „sind ja an ein schnelles Emporwachsen neuer menschlicher Schöpfungen gewöhnt. Und doch erregt es unser Staunen, in welchem Maße Deutschland nach seiner Einigung die innere Kraft äußert, welche ihm eigenthümlich ist. Sie können es weiter bringen als wir, weil Sie monarchisch und ein Nationalstaat sind. Ja, mir tritt bei dem Vergleiche der öffentlichen Zustände hier und in den Vereinigten Staaten der Gedanke immer näher, nach Deutschland überzusiedeln.“

Und Frau Sterner sagte einmal, als sie mit dem neuen Bekannten voranging: „Welch' schönes Verhältniß zwischen Ihnen und Ihren jungen Bettern, die Ihre

Liebe gewiß verdienen und an Ihrer Erfahrung wohl eine Stütze gehabt haben.“

Sidonie gab sich in Allem so gescheut und zartfühlend, wie er gedacht hatte.

Er bestand einen schweren Seelenkampf. —

An der Mittagstafel fand die Gesellschaft sich wieder zusammen. Alle schienen guter Dinge zu sein. Besonders Frau von Kelling. Sie hatte Herrn von Hebersdorf jetzt durchschaut und fragte ihn, um sich zu rächen, als es still war, wie viel die Neger kosten, die man bei'm Baden im Nil um sich herum schwimmen lasse. Er sagte es nicht, sondern lachte nur. Sogleich lenkte Karl Blum das Gespräch von den Negern auf die Kuli's und von diesen auf die Chinesen, deren Klugheit sich auch in ihren Sprichwörtern zeige, u. A. in dem so räthlichen: Mache Dich klein. Der Professor lachte laut auf, obgleich er, weil der Amerikaner den Legationsrath für sich in Beschlag nahm, nicht mehr so vergnügt wie am Morgen war. Aber auch er freute sich auf den schönen Abend.

Da schlug, wie man zu sagen pflegt, ein Blitz aus heiterem Himmel ein. Ein expresser Bote brachte Aribert Blum einen Brief, welchen dieser, etwas aufgeregt, unter den Commilitonen circuliren ließ. Die Studenten standen auf und traten in einer Ecke des Saales zusammen. Am Eßtische hörte man: „Das geht nicht.“ — „Wir müssen Wort halten.“ — „Hilft nichts, und gleich.“ — Paridam ging dahin, auch ihm wurde der Brief gezeigt. „Schade!“ rief er, nachdem er ihn gelesen. „Aber Sie dürfen sich nicht halten lassen.“

Nun trat Aribert an den Legationsrath heran und

sprach, an die ganze Gesellschaft sich wendend, daß ein Freund auf eiliger Reise zu einem Rendez-vous komme, welches sie ihm versprochen hätten und zu dem sie unverzüglich abmarschiren müßten, so schmerzlich ihnen die Trennung von diesem Orte sei, wo man sie überaus freundlich aufgenommen habe.

Das war eine sehr verdrießliche Störung. Am meisten, mehr sogar als die Familie Neuwerther, empfand sie der Professor. Sein bis dahin ruhiger Ausdruck wurde böse erregt. Gern hätte er sein Fest abbestellt. Stundenlang sollte er den höflichen Wirth spielen und die Gäste langweilten ihn, mit Ausnahme des Amerikaners und des Legationsraths, von denen der Erstere den Letzteren nicht losließ, und des Referendars. „Gehen Sie auch mit?“ fragte er diesen fast verzweifelt. „Nein, Herr Professor,“ antwortete Paridam ermutigend. „Ich werde dort nicht verlangt und möchte den Abend, den Sie uns verschönen wollen, mit Ihnen verleben.“ — „Wenigstens etwas,“ sagte Kettelbach.

Die Studenten gingen hinaus, um ihre Abreise vorzubereiten. Es gab viel Unruhe in der Wirthschaft. Nur gut, daß Blondina schon mit anderer Dienerschaft nach dem Himpelser Berge war, um die Bewirthung der Gesellschaft vorzubereiten. Dann kamen die jungen Männer, zum Marsche fertig, den Hut und den Stock in der Hand, noch einmal in den Speisesaal, um förmlich Abschied zu nehmen. Sie dankten Herrn Riekmann für die genossene, dem Professor für die beabsichtigte Gastlichkeit und sagten Allen Lebewohl. Aribert drückte

dem Bruder und dem Vetter die Hand. „Also nächste Woche in Berlin,“ sagte der Legationsrath.

---

Einige Stunden später trat die Professorin in ihres Mannes Zimmer, um ihn zu erinnern, daß es Zeit sei, den geladenen Gästen voran nach dem Himpfser Berge zu gehen. Herr von Hebersdorf wollte sie begleiten.

„Geh' voraus, ich komme nach,“ versetzte er sehr ungehalten, weil er an den langweiligen Abend gemahnt und im Lesen gestört wurde.

„Dann verpfeilst Du die Zeit, Immanuel. Ohne Dich gehen wir nicht.“

„Eine Stunde Weges und den ganzen Abend vor uns! Wir wollen fahren.“

„Das dachte ich auch, aber das Fuhrwerk ist weg. Die Esel sind zu Hause.“

„Dann reiten wir.“

Für die Esel gab es nur Damensättel. „Biel bequemer,“ sagte der Professor und setzte sich damenartig auf das Thier. Hebersdorf führte Amalgunda's Esel, den Zügel haltend, voraus; der Eseljunge den anderen hinterdrein. Immanuel Nettelbach schlug sogleich sein Buch auf und las.

Nicht weit mehr vom Ziele, im dichten Walde, gabelte sich der Weg nach mehreren Richtungen. Hebersdorf wußte nicht wohin und rief den Jungen, der seinen Esel losließ und vorlief, worauf Letzterer an den anderen herantrabte. Als Amalgunda dieses bemerkte, flüsterte

sie: „Jetzt ist es Zeit,“ und Hebersdorf rief dem Jungen nach: „Bleib' vorn.“

Der Professor hatte bei der unerwartet schnellen Bewegung das Buch zugemacht und hörte, daß der Führer seiner Frau sprach: „Doppelnamen sind immer gebraucht worden. Schon das alte staatskluge Rom kannte sie. Unser Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, trifft, auf die Söhne berühmter Männer angewandt, erfahrungsmäßig selten ein. Um hochverdiente Namen in dem Gedächtniß des Volks zu conserviren, fügt man einen zweiten hinzu, der, wenn auch nicht durch neuere Verdienste, durch sein hohes Alter die Werthschätzung garantirt. Ihr Sohn zum Beispiel würde ohne Zweifel viel gewinnen, wenn —“

Hier brach ein schallendes Gelächter des Professors aus, welches bei dessen schlechter Laune um so mehr überraschte, und nun schlug dieser sein Thier an den Hals und rief: „Alter Esel!“

„Alt ist er noch nicht,“ sagte Hebersdorf.

Auch der Esel, der Immanuel Kettelbach trug, bezog den Schlag auf sich; wenigstens trabte er dem Jungen nach, der schon oben war.

Sie erreichten einen ebenen grünen Platz, der an der Seite, woher sie kamen, von Gebüsch und hohen Bäumen begrenzt, nach der entgegengesetzten Richtung offen war. So erblickte man von diesem Berge ein anderes Land, von schönen Linien waldiger Höhen umgebene Fluren, worin Dörfer und einzelne Gehöfte reichlich vertheilt waren. Ein rosiges Abendlicht färbte den klaren Himmel, zu dem der Rauch von zwei großen

Feuern ruhig aufstieg. An diesen, welche durch bereit gelegte Holzscheite lange genährt werden konnten, waren Kochfrauen beschäftigt. Blondina, niedlich gekleidet, und der alte Diener in Livree ordneten Weinflaschen und fertige Speisen, Teller, Tassen und was sonst dazu gehört, auf der weißgedeckten Tafel. Die Musik war eingetroffen und stärkte sich im Voraus zu ihren Leistungen.

Der Professor betrachtete zuerst mit fröhlicherem Blicke die Landschaft, dann musterte er oberflächlich die Vorbereitungen. Darauf trug er, das Einzelne seiner Frau überlassend, die mit Hebersdorf angekommen war, einen Stuhl an dem freien Abhange ziemlich weit hinunter, setzte sich darauf und las.

Die Professorin dagegen betrachtete die Landschaft gar nicht. Heftig befahl sie Blondina, die Tafel um sechs Couverts zu verkürzen, weil die Studenten nicht kämen. Dann sah sie wieder Hebersdorf an. Beide hatten sich von der eben erlittenen Niederlage noch nicht erholt. Daß ihr Mann den Adel annehme, bezweifelte Amalgunda von Anfang an; jetzt wußte sie, daß er nicht einmal ihrem Sohne gestatten würde, den Namen von Kettelbach-Hebersdorf zu führen. Diese sehr thörichte und höchst beklagenswerthe Hartnäckigkeit schlug sie dermaßen nieder, daß die zaghafte Ermuthigung des beabsichtigten Kaufpathen wirkungslos blieb.

Was aber der gute Ton erheischte, durfte sie nicht unterlassen. Sie nahm sich also zusammen, die Gäste, deren Geplauder von Weitem hörbar wurde, freundlich zu empfangen. Auch ihr Gemahl kam, von dem Diener benachrichtigt, rechtzeitig und höflich herbei. Und da

man sich nun auf diesem schönen, viel gewährenden und versprechenden Platze zusammenfand, vor dem im Zwi-  
licht des Abendroths und Mondscheins dämmernden  
Landschaftsbilde in balsamischer Luft, so wich die Lange-  
weile von dem Professor, die übele Laune von Neu-  
werther's. Auch der Legationsrath schien vergnügt zu  
sein; aber er war es nicht.

Die Feuer loderten röther; das Tageslicht war er-  
loschen. Da trat, in dem Costüm, worin Paridam ihn  
zuerst gesehen hatte, der junge Lindenlaub aus dem  
Gebüsch, ging auf den Festgeber zu und sprach: „Unser  
Hochzeitszug macht heute seinen Gang durch unseren  
Wald. Ob's erlaubt ist, daß er sich zeigt?“

„O!“ rief Herr Sterner, „Prächtig!“ der Professor.  
„Ja, eine hübsche Tracht! Wo sind die Anderen?“

„Sehr interessant!“ sagte der Amerikaner.

„Sind denn die Alten auch dabei?“ fragte der  
Referendar, welcher hinzugetreten war und dem Bauer  
die Hand schüttelte.

„Natürlich! Gleich müssen sie hier sein; sie kommen  
den Waldweg herauf.“

Neugierig versammelte sich die Gesellschaft an dieser  
Stelle, wo bald der Hochzeitszug erschien, weniger zahl-  
reich, denn es waren nur diejenigen darin, welche die  
alte Kleidung trugen; auch fehlten die Dorfmusikanten  
und Kranzträger. Von Bauern und Bäuerinnen um-  
geben, wurden neben einander in den bekränzten Stühlen  
der Greis und die Greisin getragen, hohe, gebeugte Ge-  
stalten mit weißen Haaren und runzeligen Gesichtern.  
Paridam eilte mit dem Ausruf: „Schulte Underheiden



und Frau Littegarde, guten Abend!“ zu ihnen. Die Träger setzten im Dunkel der letzten Bäume die Stühle nieder. Die anderen Landleute stellten sich nahe um sie und riefen: „Stille, stille! Hört Schulte Anderheiden.“

Dann sprach der Greis mit heiferer, zitternder, aber vernehmlicher Stimme: „Ja, Anderheiden heiße ich, A n d e r h e i d e n.“ Er sicherte. „Nicht von der Heiden, wie mich ein curioser Herr nannte, der für klug galt, aber dumm war, als er mich adelig machen wollte.“ Hier wurde er aus zwei Richtungen unterbrochen: von einem höhnischen Gelächter des Professors und von dem Rufe: „Bleib' sie zurück!“ welcher Blondina galt, die ungestüm an den Greis herandrängte.

Endlich konnte dieser fortfahren. In ernstem Tone sprach er: „Was ich Besseres zu sagen habe auf Himpel'ser Boden ist der Vers:

Gott beschütze Wald und Flur,  
Alle Menschenkinder.  
Und die and're Creatur  
Hüte Er nicht minder.

Möge jeglich Ehepaar  
Immer Frieden halten;  
Und was noch nicht offenbar,  
Sich zum Glück entfalten.“

Wieder störte ihn Rettelbach's Lachen. Er verstärkte seine Stimme zu jugendlichem Klang:

„Heut' wie gestern Spiel gerührt,  
Freude allen Gästen.  
Ehr' jedoch, dem Ehr' gebührt.  
Holt sie her, die Besten.“

Unter den Landleuten entstand Bewegung. Erst rückten sie vor den Alten, als wollten sie deren Befehle entgegennehmen, dicht zusammen. Dann theilten sie sich in zwei Gruppen, die eine umkreiste den Professor, die andere Herrn Riekmann, und führten sie nach den bekränzten Stühlen, die leer waren. Darauf mußten die Gefeierten sich setzen, Paridam rief: „Hoch leben die freundlichen Wirthhe!“ und die Freudrufe Aller verstärkten den Tusch der Musik.

„Danke, danke!“ rief Kettelbach höchst vergnügt dazwischen. Als er besser zu Worte kommen konnte, sagte er: „Nun gegessen und getrunken. Haben Sie genug, Frau Wirthin?“

Die lachte. „Ich habe mich vorgesehen.“

„Und dann getanzt auf dem grünen Plan, die Burschen und die Mädchen.“

Während dieses Trubels war Blondina dem Greise in's Gebüsch nachgeschlichen und da beobachtete sie, daß er sich zu großer Höhe gerade aufrichtete und anfang, sich zu entkleiden. Als mehr Verkleidete hinzukamen, schlich sie herzlich froh wieder nach oben.

Hier wurden Anderheiden und Littegarde gesucht, und da man sie nicht fand, vermutheten die Meisten, daß eine Komödie gespielt sei.

„Insolent!“ flüsterte Frau Amalgunda Herrn von Hebersdorf zu.

Der antwortete laut, weil ihr Mann in der Nähe stand: „Vortrefflich gespielt.“

Worauf der Professor versetzte: „Die Rede war sehr treffend.“ —

In der fröhlichsten Stimmung setzte man sich zu Tische. Der Referendar nahm zwischen Sidonie Sterner und Auguste Neuner Platz. „Sind sie wirklich echt?“ fragte Letztere mit unsicherer Stimme. „Das muß sich zeigen,“ tröstete er. Hilda von Kelling und Herr Riefmann, die zusammensaßen, zeigten für die allerliebste Ueberraschung die geringste Theilnahme.

An einer anderen, schnell hergerichteten Tafel speiseten die Bauern und Bäuerinnen.

Da erklang aus dem Walde das Lied von gestern; aber heute lauteten die Worte:

Es kehrt zurück die heit're Schar  
Nach reich belohnter Müh'.  
Die einmal Euch willkommen war,  
Zum ander'n duldet sie.

„Die Studenten!“ rief man an verschiedenen Stellen, „Willkommen!“ der Professor. Baridam sprang auf und lief ihnen entgegen. Nun wurde der Jubel gar groß. In der That, die Wirthin hatte sich vorgeesehen, und flink half Blondina, die letzten Gäste zu bewirthen.

Als dann einmal eine augenblickliche Stille eintrat, hörte man den Festgeber sprechen: „Möge jeglich Ehepaar immer Frieden halten,“ wobei er sich schalkhaft gegen seine Gemahlin verneigte; „Und was noch nicht offenbar, sich zum Glück entfalten,“ wobei er mit Herrn von Kelling anstieß. Daß noch ein Paar einander zugehan war, vielleicht inniger als das, worauf der Professor anspielte, hatte außer Sidonie's Eltern und dem Legationsrath Keiner gemerkt.

Die Luft nahm mit den Stunden zu. Die Studenten fangen ihre schönsten Lieder. Die Bauerburschen und Mädchen begannen den Tanz auf dem grünen Plan, und Herr Sterner war ihr aufmerksamster Zuschauer.

Seine Frau und Tochter und Paridam blickten, von dem munteren Treiben etwas abge sondert, in das Thal hinunter, auf dessen feuchten Schleier der Mond sein Licht warf. Der Legationsrath trat heran, gleich darauf Andere. Nun legte Paridam seinen Arm in den des Betters und führte ihn von der Gesellschaft weg. Als sie allein waren, fragte er plötzlich: „Was sagst Du zu den Amerikanern?“

Eine Stille entstand. Dann hörte er die Antwort: „Daß sie bei flüchtiger Bekanntschaft angenehme Menschen sind, daß wir sie aber eigentlich noch nicht kennen.“

„Sprich nicht so kalt.“

„Ich spreche nur ernsthaft. Wie könnte ich anders bei deiner Frage?“

Zögernd sagte hierauf der Jüngere: „Sie wollen nach der Schweiz.“

Und schnell der Andere, sich zwingend zu einem scherzhaften Tone: „Du willst ihnen nachreisen.“

„Ich möchte es.“

„Und hältst den Fall für geeignet, eine Anleihe bei mir zu machen. Das Geld sollst Du haben, und meine Wünsche werden bei Dir sein.“

„Du bist gut!“ fiel Paridam ihm in's Wort und wollte ihn festhalten.

Karl Blum schritt weiter und sprach: „Du bist zwar ein noch junger, aber ganzer Mann, und ein solcher

verliebt sich wohl in einem Augenblicke, verlobt sich aber nur nach besonnener Ueberlegung.“

„Karl!“ flüsterte der Jüngere.

„Höre mich,“ fuhr der Legationsrath fort, „laß mich die rechte Zeit nicht versäumen. Ehe Du Dich bindest, prüfe, ob Du Deine Unabhängigkeit bewahren kannst. Genieße die guten Tage, aber erhalte Dich stark für die schweren, die kommen können; denn wir gehören dem Vaterlande.“

Beide schwiegen umherwandelnd, bis Paridam die Hand des edlen Freundes ergriff und sagte: „Reise mit.“

„Das kann ich nicht,“ erklärte Karl Blum bestimmt abweisend. „Ich wollte schon heute Abend fahren. Morgen früh nehme ich Abschied; von den Amerikanern wohl für lange. Wenn sie nach Berlin kommen, bin ich wieder unterwegs und, so Gott will, nicht mehr in Europa.“



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.